A 559362

4
1399

Digitized by Google

Digitized by Google

# Berlinische Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

F. Gedike und J. E. Biester.

---

Dreizehnter Band.

Januar bis Junius 1789.

---

Berlin, 1789.

Bei Haude und Spener.

Digitized by Google

AP
30
.B48
v.13

Digitized by Google

GL
Dir
Baratura
11-29-55
95512

# Inhalt.

## des dreizehnten Bandes.

## Januar.

1. Rede am Geburtsfeſt Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, gehalten auf dem Königl. Nationaltheater in Berlin, den 3. Aug. 1787. S. 1
2. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. Fortſetzung. (Man ſ. Dezemb. vor. J. S. 495. 6
3. Verfolg der Unterſuchung über die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen. Vom Hrn. Geheimen Kanzlei-Sekretär Rehberg. 20
4. An meinen Vater. Bei Gelegenheit ſeines (75ſten) Geburtstages, den 1. Nov. 1788. Vom Hrn Prof. Spalding. 57
5. Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, die Parlemente in Frankreich betreffend. Beſchluß; (ſ. Dezemb. vor. J. S. 544). Vom Herrn Prof. Hegewiſch 62
6. Anekdoten, Sr. Königl. Majeſtät, Friedrich Wilhelm den Vielgeliebten, als vierzehnjährigen Prinzen von Preußen, den Major von Kleiſt, und den Herzog Leopold von Braunſchweig betreffend. Vom Hrn. Dr. Krünitz. 81
7. Herrn Dr. Girtanners Erklärung. 94
8. Berliniſche Mortalitäts- und Krankheits-Tabellen 96

Mit dem von D Berger geſtochenen Bildniß Sr. Excellenz des Königl. Preuß. Staats- und Finanzminiſters von Gaudi.



Digitized by Google

# April.


1. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. S. 293

2. Fernere Unterſuchungen über allgemeine Toleranz und Freiheit in Glaubensſachen. Vom Herrn Geheimen Kanzleiſekretär Rehberg. 297

3. Hymenäus. 349

4. Einige Anmerkungen über die im engliſchen Parlamente vorgefallenen Debatten, die Ernennung eines Reichsverweſers betreffend. 351

5. An Wolfia. 358

6. Ein Starkianer, Herr Stark, und Herr Zimmermann; oder drei Definitionen: was heißt apodiktiſch, was heißt ſich rechtfertigen, und was heißt infam? Von den Herausgebern. 360

7. Horazens Weiſſagung. Von F. Gedike. 395

8. An die Blumen in eines kleinen Mädchens Sarge. Vom Hrn. Kammerſekretär Bock. 410

9. Widerlegung einer falſchen Nachricht. Vom Herrn Prediger Lengnich. 410

10. Berechnung der im erſten Quartal des Kirchenjahres von $17\frac{8}{8}\frac{8}{9}$ in Berlin Gebornen und Geſtorbenen. 412


Digitized by Google

# Mai.


1. Empfindungen beim Thauwetter am 3 April d. J. Von J. A. v. B. S. 413

2. An den Virgil. Horazens zwölfte Ode des vierten Buchs. Von Hrn. Prof. Ramler. 415

3. Magnetiſtiſche Verſuche des Grafen von Satillieu zu Braunſchweig. Vom Herrn Oberjägermeiſter von Sierstorph. 421

4. Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs. (Man ſ. April, S. 293). 453

5. Nachricht von der Philidorſchen Geiſterbeſchwörnng. Vom Herrn Kammerherrn von der Reck. 456

6. Erzählung einer neulichen Geiſtercitation in Berlin. 474

7. Neue chemiſche Unterſuchung des Semlerſchen Luftgoldes. Vom Herrn Profeſſor Klaproth. 484

8. Ueber die Veredlung des Advokatenſtandes in Frankreich. Vom Herrn Profeſſor Hugo. 497

9. Erklärung des Fürſten von Heſſenſtein. 505

10. Nachricht von der Leopoldsſtiftung. 506




Digitized by Google

# Junius.


1. Vergleichung eines alten und neuen Soupé. Vom Hrn. Geheimen Justizrath Möser. S. 509

2. Nachricht von dem Russischen Seekriege wider die Türken. Fortsetzung; man. s. Sept. 1788, S. 231). 515

3. Hans und die Sense. Der Staat und die Todesstrafen. 534

4. Der König Mikita, eine ganz neue Geistergeschichte. 542

5. Von Weibern, die erst dann, wenn sie geschlagen werden, ihre Männer lieben. 551

6. Zwei öffentliche Nachrichten über den Magnetismus. 561

7. Schreiben eines Reisenden in der Schweiz. 565

8. Erklärung über die neue chemische Untersuchung des Luftgoldes. (S. Mai, S. 484. f.) Vom Hrn. D. Semler. 575

9. Ueber den Lorbeer auf Virgils Grabe bei Neapel. Vom Hrn. Dr. und Domherrn Meyer zu Hamburg. 581

10. Nachtrag zur Nachricht vom Spursteine. Vom Hrn. Karsten, D. der Weltweish. und Königl. Bergkadett zu Halle. 592

11. Beispiel von verschiedenen Arten aufzuklären. Vom Hrn. v. Br. 596

12. Malachowski. 599

13. Luxus in der Kurmark zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. 600

13. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. (Man s. Mai, S. 453.) 604


Digitized by Google

# Berlinische Monatsschrift

## 1789.

### Erstes Stük. Januar.

### I.

## Rede am Geburtsfeste Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, gehalten auf dem Königlichen Nationaltheater in Berlin, den 3ten August 1787.

Sey gegrüßt an dem Tage, der Dich der Preussischen Welt gab,
Erster Königssohn, auf welchen die zärtlichen Augen
Eines Volkes gerichtet sind, das mit dem redlichsten Eifer
Seinen Beherrschern dient, und, gleich den alten Teutonen,

Nicht im Staube kriecht, wie die trägen Sklaven, die unter
Heißerer Sonne glühen *). — Heil Dir, der Du noch itzo
In der glücklichen Zeit lebst, wo Du, von eigenen Sorgen
Frey, die Sorgen der Könige kennen lernst, die Gefahren
Kennen lernst, die fern und nah die Thronen umgeben;
Wo Du, geführt von der Klugheit und Redlichkeit und von der eignen
Wissensbegierde getrieben, von allen Schriften der Weisen,
Gleich der Biene, die feinsten Blumen genießest, und alle
Höheren Künste lernst, die den künftigen Staatsmann und Feldherrn
Bilden;

*) Die Unterthanen einiger heißen Länder in Asia und Afrika werden von ihren Königen wie die elendesten Sklaven tyrannisiret. So sind Deutschlands Beherrscher gegen eine Nation nicht gesinnt, welche noch den Geist ihrer alten tapfern Vorfahren besitzet.

Bilden; aber auch nicht der vaterländischen Muse
Unterricht verschmähst, die die feinsten Lehren oft
lachend
Den Mitlachenden giebt; oft auch voll rührenden
Ernstes
Durch die Thaten der Vorwelt lehret, heroische
Tugend
Zur Nachahmung aufstellt. — Deinem Herzen
noch theurer,
Hast Du das neue nicht fabelhafte Vorbild, den
Großen
Friedrich, wie vormals Octavian den erhabenen
Cäsar,
Den er Degen und Feder gleich glücklich führen sah,
dem er
Selbst so nahe verwandt war, wie Du dem vergöt-
terten Friedrich *),
Dessen Degen und Feder den nordischen Himmel itzt
ausschmückt **). —



*) Cäsar war der Großoheim des Octavianus, der nachmals den Namen Augustus erhielt.

**) Zielt auf das neue Sternbild in der Bodenschen Himmelskarte, **Friedrichsehre** genannt, welches Degen

Und noch haſt Du das lebende Muſter des Preußiſchen Titus,
Deines allgeliebten Vaters. Wer unter den Fürſten
Dieſen Namen trägt, iſt der Gottheit wahreſtes Abbild.

Einſt und lange ſey Du es der Nachwelt! Die Tugenden alle
Leiten Deine Schritte, Prinz! und die höchſte von allen,
Die Verehrerinn Gottes, Euſebia *), führe den Chor auf! — —
Gehe denn Deine Laufbahn fort, o Boruſſiens Hoffnung!
Alle, die Dich lieben, — und o! wer wird Dich nicht lieben? —
Stimmen an mit mir: Es lebe Boruſſiens Hoffnung!

Chor.

Degen und Feder mit Lorbern verbunden, nebſt einer Krone darüber vorſtellt, und unweit des Muſenpferdes Pegaſus und des Schwanes ſteht. (S. Berl. Monatsſchr. 1787 Februar S. 187.) Es iſt bereits von allen auswärtigen Akademien mit großem Beyfall angenommen worden.

*) Der Griechiſche Namen Euſebia heißt ſo viel als Religion.

* * *

## Chor.

Lebe, Borussiens Hoffnung!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, Borussiens Hoffnung,
Wonne der künftigen Welt!

Deine Schritte begleite
Aller Tugenden Chor!
Alle freundlichen Künste
Folgen jauchzend dir nach!

Feyret den seligen Tag,
Der Ihn dem Lande gegeben,
Glückliche Söhne der Enkel,
Feyret den seligen Tag!

Lebe, Borussiens Hoffnung!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, Borussiens Hoffnung,
Wonne der künftigen Welt!

Ramler.

---

2.

# Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. Dezember vorig. J. S. 495.)

## X.

So viel ich nunmehr aus allen öffentlich bekannt gewordnen Nachrichten ſchließen kann, geht Nekkers Interimsplan dahin: 1) die von dem vorigen Miniſterium auf dieſes Jahr angewieſenen Rükzahlungen (Rembourſſements) nicht zu erfüllen, ſondern dieſe Zahlungen auf ein ganzes Jahr hinauszuſetzen, jedoch mit dem Verſprechen, fünf von Hundert an jährlichen Zinſen zu vergüten; 2) alle fällige Zinſen, Leibrenten, Gehalte, Penſionen und überhaupt alle laufende gewöhnliche Ausgaben in baarem Gelde zu leiſten: wenn aber der Treſor dazu nicht im Stande iſt, die diesfälligen Gläubiger des Staats auf eine höfliche Art abzuweiſen, und ſie auf eine andre unbeſtimmte Zeit zu beſtellen.

Wie groß Nekkers Verdienſt hiebei erſcheinet, dieſen Plan ausgedacht zu haben, will ich nicht entſcheiden. Indeß will ich folgende Bemerkungen mittheilen.

1) Die Rükzahlungen für das Jahr 1788 betragen 54 Millionen. Folglich bleibt der Treſor

im

im itzigen Jahr um dieſe Summe zurük. Der Nachtheil von dieſer Nicht-Zahlung kann für die innere Cirkulation nicht ſo fühlbar werden, als wenn die Auszahlung der Zinſen, Leibrenten u. ſ. w. unterblieben wäre. Dieſe werden ihrer Natur nach zum Lebensunterhalt beſtimmt; jene Rükzahlungen ſind Kapitalien, von denen man vorausſetzen kann, daß ſie wieder belegt werden. Geſetzt nun auch, daß durch den Mangel an Kapitalien manche Verbeſſerung unterbleibt, und manche Art von Gewerbe in kraftloſen Zuſtand verſetzt wird; ſo iſt doch dies Uebel, wäre es auch von fürchterlicher Größe in Abſicht auf die Zukunft, doch für den Augenblik nicht ſo ſchreklich und drükkend, als wenn das Geld fehlet, wovon man leben ſoll.

2) Wenn nach Nekkers Angabe das Defizit im Jahr 1788 — die Rükzahlungen ausgenommen — zwiſchen 70 und 80 Millionen beträgt, und er itzt durch alle die vorher (Dezemb.) angeführten Arten von gezwungenen Darlehnen 40 bis 50 Millionen zuſammengebracht hat; ſo fehlen ihm zwar noch 30 Millionen: ich glaube aber, daß er dieſe nicht große Summe noch zuſammenbringen wird.

3) Nekkers öffentliches Betragen in Abſicht auf dieſen Plan, hat nicht meinen Beifall. Die Leere im Königlichen Schatze, und die Unfähigkeit der ehemaligen Finanzbedienten dieſer Leere abzuhelfen, waren ganz Frankreich bekannt. Der König, die Königinn, die Prinzen, die Stände, das ganze

Volk, nahmen in dieser Verlegenheit ihre Zuflucht zu Nekkern, und erkannten ihn laut für den Mann, der ihre zerrüttete Finanzen wiederherstellen würde. Nekker übernahm das ihm anvertraute Geschäft. War es nun nicht seine Pflicht — ich will nicht sagen, aus Klugheit, sondern nur aus Erkenntlichkeit gegen das uneingeschränkte Zutrauen, das König und Volk gegen ihn bewies — daß er ganz gerade, offen und aufrichtig gegen König und Volk zu Werke ging? Mußte er, wenn er es fühlte, daß er mit seinen Kenntnissen und Talenten nicht helfen konnte, dieses dem Volke nicht sagen? Mußte er nicht öffentlich erklären, das Uebel sei so groß, daß im gegenwärtigen Jahre alle versprochene Rükzahlungen wegfallen müßten, und daß mit allen zu erhaltenden Darlehnen es höchstens möglich gemacht werden würde, die laufenden Zinsen, Renten und Gehalte zu bezahlen? Statt dessen verspricht Nekker: alles in baarem Gelde zu bezahlen; in der That aber thut er es nicht. Nicht genug, daß er die Leute mit ihren Kapitalforderungen bei dem Tresor abweiset, und sie nach Verlauf eines Jahres wieder bestellt: er giebt ihnen nicht einmal für die Richtigkeit dieser hernach zu erhaltenden Zahlung eine Sicherheit; und er verspricht ihnen die zu bekommenden Zinsen auf keine gesetzmäßige Art. Dieser Machtspruch von Seiten Nekkers ist größer als der Machtspruch des so verhaßten Prinzipal-Ministers. Dieser ließ doch durch den König die-

nach einem Jahr zu erhaltende Kapital- und Zinszahlung versichern. Nekker aber weiset die Gläubiger schlechtweg ab, und läßt ihnen die Versicherung von endlich zu erhaltender Zahlung durch Kassenbediente geben, die weder für ihre Personen, noch durch ihr Amt eine Sicherheit zu leisten im Stande sind.

4) Nekkers Betragen als Privatmann, so viel wir davon in den Zeitungen lesen, wirft kein vortheilhaftes Licht auf ihn. Man hat ihn schon lange einer ungemessenen Eitelkeit beschuldiget. Seine Schriften sind so voll Eigenliebe, daß dieser Vorwurf dadurch vermehrt worden ist; und wenn ich alle Reden und Sentenzen betrachte, die von ihm seit seinem Eintritt in das Ministerium in den öffentlichen Blättern aufgezeichnet stehen, so entdekt man abermals Spuren von Eitelkeit. Schade um den Mann, daß er bei seinen anderweitigen Verdiensten diese Schwäche an sich hat! Eitelkeit ist jedem Menschen nachtheilig; einem Geschäftsmann aber ist sie verderblich, und desto verderblicher, je größer der Wirkungskreis ist, worin er sich befindet.

5) Die Nation fühlt, daß Nekker bis itzt das nicht geleistet hat, was sie sich von ihm versprochen hatte. Sie fühlt es, daß er nicht das Zutrauen gegen sie bewiesen hat, was sie gegen ihn auf eine so ruhmvolle Art äußerte. Die Nation schämt sich aber noch, ihren Irrthum zu gestehen. Sie ergreift begierig alles, bis auf die unbedeutendsten

Kleinigkeiten, woraus Nekkern ein Verdienst gemacht werden kann; und sie erträgt das Uebel, was ihr gepriesener Finanzminister nicht geheilt hat, in der Stille und ohne lautes Murren. Sie hoffet, er werde seine ganze Kunst erst alsdann zeigen, wenn die Stände zusammenkommen; und bis dahin enthält sie sich aller lauten Kritik über ihn. Die einzige, die sie über ihn macht, besteht darin: daß die öffentlichen Fonds seit der Nekkerschen Administration eher im Fallen als im Steigen sind.

6) Man hat Nekkern bei seiner ersten Administration vorgeworfen: er habe den Ueberschuß der Einkünfte über die Ausgaben bloß durch Ersparungen verschaft, die auf Machtsprüche beruhen; der von ihm gegründete Kredit sei kein wahrer öffentlicher Kredit Frankreichs gewesen, sondern ein persönlicher Kredit, der sich auf Nekkers Person und auf seine Administration gestützt hätte; und unter allen seinen Operationen sei auch nicht eine zu entdekken, die den großen Geist dadurch kennbar mache, daß die Königlichen Einkünfte durch die vergrößerte Einnahme des Volks vermehret worden. Wir müssen nun schon ein paar Monate noch Geduld haben, um zu sehen, ob es Nekker anizt besser machen wird.

Berlin, d. 28 November 1788.

XI.

Die Versammlung der Notabeln ist den 6 November in Versailles eröfnet. Es sind bei dieser Gele-

Gelegenheit verschiedne Reden gehalten worden, die insgesammt darthun, daß die Notabeln sich bloß mit der **Form** beschäftigen sollen, nach welcher künftig die Allgemeinen Stände sich zu versammeln und ihre Berathschlagungen anzustellen haben. Von der **Materie**, die erörtert werden soll, geschieht gar keine Erwähnung. Da ich keine andre Absicht habe, als meine Bemerkungen über den Finanzplan mitzutheilen, den Nekker den Ständen vorlegen wird; so werde ich durch die Versammlung der Notabeln wenig oder gar keinen Anlaß bekommen, etwas aufzusetzen, weil diese sich nemlich bloß mit der Form des künftigen Reichstages beschäftigen. Ich will indeß einige allgemeine Bemerkungen hersetzen.

Nekkers Absicht geht unstreitig dahin, dem **Bürgerstand** in die Geschäfte des Reichstags einen größern Einfluß zu verschaffen, als er bei den bisherigen allgemeinen Versammlungen der Stände gehabt hat. Ehemals, wenn ich mich recht erinnere, waren nur zwei Stände in Frankreich: die Geistlichkeit und der Adel. Diesen fügte man zwar in den folgenden Zeiten den dritten Stand, nehmlich Bürger und Landleute, hinzu; allein das Verhältniß, wie der dritte Stand in Rükſicht auf die beiden erstern zur Abfassung eines Reichsschlusses mitwirkte, war dem innern Verhältnisse der Stände gar nicht angemessen. Nekker wünscht nun, bei dem nächsten Reichstag ein richtigeres Verhältniß

festzu-

festzusetzen. Dies von den Notabeln zu erhalten, wird gewiß schwer sein. Der größte Theil von ihnen ist unstreitig aus der Geistlichkeit und dem Adel; wie schwer hält es aber nicht, daß Jemand — aus reiner Liebe zum allgemeinen Besten — sich selbst und seine Vorrechte verläugne, und Andern Rechte zugestehe, deren sie sich bisher nicht zu erfreuen gehabt haben? Nekker hat zwar in seiner Rede recht gut ausgeführt: daß sich seit dem letztern Reichstag in Absicht auf das innere Verhältniß das Vermögen der Unterthanen um sehr vieles geändert hat; daß durch den großen Zuwachs von metallischem Vermögen eine neue Art von Reichthum entstanden ist; daß die Gläubiger des Staats eine neue bisher unbekannte Klasse von Staatsbürgern ausmachen, deren Wohl mit dem Wohl des Staats auf eine unsichtbare und vormals ganz unbekannte Art zusammenhängt; daß Kaufleute und Fabrikanten itzt einen ganz andern Einfluß auf den Nahrungsstand der Unterthanen haben als vor zweihundert Jahren; und daß die Klasse der freiwilligen Akkersleute alle Achtung von Seiten des Staats verdiene. Damit aber auch weder Geistlichkeit noch Adel glauben mögten, als wenn der Staat nicht ihre Vorzüge kennete und schätzte; so zeigt Nekker im Gegentheil; wie sehr der König von den Verdiensten der Geistlichkeit und des Adels überzeugt, und wie versichert er von ihrem patriotischen Eifer zu Erhaltung der möglich größ-

ten

ten Landeswohlfahrt wäre. Allein alles dies läßt uns noch keine gegründete Muthmaßung auf die Entschlüsse der Notabeln machen.

Ehemals ward der Einfluß auf die Berathschlagungen und Entschlüsse des Reichstags durch den Besitz von Ländereien hauptsächlich bestimmt: so daß derjenige, der mehr Ländereien besaß, mehr Recht hatte, als derjenige, welcher wenige Ländereien besaß; und wer gar kein Ländereivermögen hatte, war vom Stimmrecht auf dem Reichstage ausgeschlossen, wenn er auch ein noch so großes anderweitiges Vermögen besaß. Dies war eine Folge der ehemaligen Verfassung der Staaten, wo man fast kein anderes Vermögen kannte, als Ländereivermögen. Man blieb bei diesem Grundsatz, selbst wie sich schon wirkliche Spuren von Geldvermögen zeigten, weil die ersten Besitzer des Geldvermögens Juden und Wechsler waren, die unter dem Bann lagen, und deren Handthierung äußerst verhaßt war. Aber itzt, da die Sachen sich so sehr geändert haben, da so viel neue Arten von Vermögen und Reichthum entstanden sind, die gar nicht zum Ländereivermögen gehören, da alle diese Arten von Vermögen zu der Quelle der Staatseinkünfte gehören, und da es unrecht sein würde, wenn nur die Besitzer der einen Art des Vermögens das Recht haben sollten, über allgemeine Landesangelegenheiten sprechen zu können: itzt, sage ich, ist wohl kein Streit, daß der ehemalige Grundsatz

ſatz von Beſtimmung des Einfluſſes auf Reichstagsſachen abgeändert werden müſſe. Nekker empfiehlt daher den Notabeln in ſeiner Rede, auf dieſen Punkt die gehörige Rükſicht zu nehmen. Wenn ihm dies gelingt, ſo hat er ein Großes gewonnen. Denn, da die öffentlichen Fonds ein wahres Vermögen ſind, da dieſe Art von Vermögen einen wichtigen Gegenſtand in Frankreich ausmacht, und da deſſen Beſitzer (wenn Nekkers Vorſchläge genehmigt werden) Zutritt zum Reichstag erhalten; ſo kann Nekker durch das eigene Intereſſe dieſer Klaſſe von Bürgern verſichert ſein, daß keine Machtſprüche in Abſicht auf die öffentlichen Schulden durchgehen werden. Sprächen die Ländereibeſitzer allein auf dem Reichstag, ſo könnten dieſe durch eine vorhergeſehene plötzliche Erleichterung in ihren Abgaben verleitet werden, einen allgemeinen Staatsbankerott für vortheilhaft zu halten. Und wenn hernach auch daraus das gröſte Elend erfolgte, ſo wäre das Uebel geſchehen, und alle Hülfsmittel fielen weg. So bald aber den Ländereibeſitzern auf dem Reichstag durch die Beſitzer der übrigen Arten von Vermögen das Gleichgewicht gehalten wird; ſo kann das ſcheinbare Intereſſe der einen Klaſſe von Staatsbürgern nicht leicht das wahre Intereſſe der übrigen Klaſſen überwiegen. Ob nun Nekkers Vorſchläge den Beifall der Notabeln erhalten werden, kann ich nicht wiſſen. — Ein Glük für ihn und für die gute Sache

wird

wird es sein, wenn die Notabeln keine determinirte Anhänger des physiokratischen Systems sind. Die Physiokraten kennen, wie Jedermann weiß, kein andres wahres Vermögen als Ländereivermögen.

Der Bürgerstand hat mehrentheils in Frankreich Repräsentanten aus den beiden erstern Ständen genommen; und da haben diese Stellvertreter sehr oft das Interesse ihrer Prinzipalen vernachläßigt: das persönliche Interesse des Repräsentanten hat das Uebergewicht über das ihm eigentlich anvertraute Interesse erhalten. Selbst bei den Notabeln zeigt sich schon dieser Umstand: daß der erste Präsident des Parlements, der einer von den Repräsentanten des Bürgerstandes ist, ganz gegen die wahren Rechte des Bürgerstandes stimmet, und hauptsächlich die Vorrechte der Gerichtspersonen durchfechten will. Nekker will es daher dahin einleiten, daß dem Bürgerstande verwehrt werden soll, einen Repräsentanten zu erwählen, der entweder für seine Person zu den beiden ersten Ständen des Reichs gehöret, oder durch seine Verbindungen von diesen ersten Ständen abhängt. Auch dieser Punkt wird manche Schwierigkeiten verursachen, weil es wieder auf eine Verläugnung von Vorzügen ankömmt, deren sich einzelne Männer von der Geistlichkeit und vom Adel unterziehen sollen.

Nehmen wir das bisher Gesagte zusammen, so erhellet daraus: daß Nekker durch die Versammlung der Notabeln eine dreifache Absicht erreichen will.

Die erste Absicht ist: daß der Bürgerstand einen größern, gesetzmäßigern, seinem wahren Verhältniß gegen die andern Stände angemessenern Einfluß auf dem Reichstag erhalte, als er bisher gehabt hat.

Die zweite Absicht ist: daß bei Bestimmung des Rechts, wie der Bürgerstand unter sich zu den Schlüssen des Reichstags mitwirken soll, nicht bloß und vorzüglich auf die Ländereien gesehen werde, die der Bürgerstand besitzet; sondern daß man auf alle anderweitige Arten von Vermögen und Reichthum Rükksicht nehme, die sich in dem Bürgerstand vereinigen.

Die dritte Absicht ist: daß der Bürgerstand keine andere Repräsentanten erwählet, als aus seinem Mittel, und überdem bloß solche, die durch ihre Amtsverbindungen weder von der Geistlichkeit noch von dem Adel abhangen.

Die Gährung der Gemüther über diese gewiß wichtige Fragen ist in Frankreich sehr groß; und es erscheinen darüber täglich neue Schriften in Paris, die zum Theil mit vieler Parteilichkeit und grosser Bitterkeit aufgesetzt sein sollen. — Hoffentlich werden wir nächstens die Schlüsse der Notabeln erfahren, und diese werden uns vorläufig schon mit

vieler

vieler Wahrscheinlichkeit belehren, was Frankreich von der Versammlung seiner Stände zu hoffen oder zu fürchten hat.

Den 4 Dezember.

## XII.

In dem gestern angekommenen Altonaischen Merkur sind zwei Nachrichten, die Nekkers Finanzverwaltung betreffen, die ich also meiner Absicht gemäß anzeigen und mit einigen Bemerkungen begleiten werde.

1) Nekker soll bei dem Hofstaat des Königs und der Königinn eine Ersparung von zehn Millionen Livres jährlich angebracht haben. — Dies ist an und für sich gut; es ist aber diese Operation wieder weiter nichts als ein Willensentschluß von Nekkern, den er ausführen kann, weil er die Macht dazu vom König erhält. Ob diese Operation ein wahres Verdienst um den Staat enthält, ist erst dann auszumachen: wenn man weiß, daß dadurch keine Ausgaben wegfallen, die die Größe und Würde eines Französischen Monarchen und seiner Gemahlinn erfordern; wenn durch diese Ersparung ausländische Ausgaben wegfallen; und wenn dadurch nicht etwa eine zahlreiche Menge von Unterthanen, die bisher von dieser Ausgabe gelebt hatten, plötzlich außer Nahrung gesetzt wird. Die letzte Bedingung ist für einen ächten Staatsmann sehr wichtig. Selbst eine unrichtige Nahrungsquelle, wenn sie nur nicht gegen die ersten

Grundgesetze des Staats streitet, muß nicht auf einmal plötzlich verstopft werden, ehe man nicht den Leuten, die bisher davon gelebt haben, anderweitige Auswege zum Verdienst zeigt.

2) Nekker soll Hofnung haben, ein **Darlehn von tausend Millionen Livers zu 3 von Hundert** an jährlichen Zinsen zu erhalten. — Wenn Nekker dieses Darlehn den Notabeln anzeigt, so muß es wohl wahr sein; aber dafür wollte ich wohl stehen, daß außer den Zinsen zu 3 von Hundert andre für die Darlehne vortheilhafte Bedingungen hinzugefügt sein müssen. Wie wollte ein Geldbesitzer, der reine 6 von Hundert durch Ankaufung Königlicher Effekten gewinnen kann, sich dazu bestimmen, nur 3 von Hundert vom König zu nehmen, wenn er nicht anderweitige Vortheile dabei sich ausbedänge! Die Summe ist ferner so groß, daß keine einzelne Person, ja selbst keine Privatverbindung von reichen und wohlhabenden Kapitalisten sie herbeischaffen kann. Ist daher etwas an der Sache, so muß wahrlich Jemand einen Plan ausgedacht haben, wie ein Institut zu errichten sei, das durch seine vom Staat begünstigte Geschäfte einen solchen Vortheil erhalten kann, daß es den bei den Zinsen zu übernehmenden Ausfall dadurch zu übertragen vermag. Vielleicht ist es eine Nationalbank, die an die Stelle der Caisse d'Escompte treten, oder auch mit dieser vereinigt werden soll. Vielleicht ist es eine ausschließende Han-

dels-

delsgesellschaft. Vielleicht eine Pacht von gewissen Königlichen Gefällen zu sehr vortheilhaften Bedingungen. In allen diesen und ähnlichen Fällen ist es aber offenbar das Privatinteresse des Darleihers, und nicht sein patriotischer Eifer für die Wohlfahrt des Staats, was ihn antreibt, das Geld scheinbar zu niedrigen Zinsen zu geben. Wie viel Ursache hat also nicht ein Finanzminister, alle dergleichen sogenannte patriotische und vortheilhafte Vorschläge sehr genau zu prüfen, ehe er sie annimmt! Ich will nicht einmal davon reden, daß selbst die Verwendung eines so starken Kapitals von tausend Millionen zu Abbezahlung von Kapitalien, die höhere Zinse tragen, viele Schwierigkeiten hat, wodurch es leicht dahin kommen kann, daß die Operation, statt Gewinn zu bringen, mit Verlust abschließt. Jedoch wir wollen erst warten, ob die Sache wahr ist, ehe wir uns um die Folgen und Bedingungen davon bekümmern.

Berlin, den 5 Dezember 1788.

---

3.

# Verfolg der Unterſuchung über die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen.

Die Abhandlung über dieſen Gegenſtand, welche Herr Prof. Trapp im 7ten Stük des „Braunſchweigiſchen Magazins“ meiner Unterſuchung (im Febr. und März der Berl. Monatsſchrift vom vor. J.) entgegenſetzt, enthält viele allgemeine Räſonnements, die mit den meinigen im Ganzen übereinſtimmen. Die Nebenbeſtimmungen, in denen ſie abweichen, einzeln aufzuſuchen; bei einer jeden, Erläuterungen und Rechtfertigungen der meinigen und Widerlegung der entgegengeſetzten auszuführen: würde den verſtändigen Leſer ermüden, den der ganze Zuſammenhang der Gedanken eines Schriftſtellers hinlänglich in den Stand ſetzt, ihn ſelbſt zu kommentiren. In der Anwendung dieſer allgemeinen Räſonnements aber geht Herr Trapp vorzüglich von zween Punkten aus, über welche einige Erklärungen von meiner Seite nicht überflüßig ſein dürften.

Zuerſt ſetzt er mir entgegen: daß meine Gründe für die Allgemeinheit des Unterrichts in den alten Sprachen, wenn ſie überhaupt treffend wären, auf den Militärſtand, den ich ausnehme, eben ſo wohl angewendet werden müßten, als auf die übri-

gen

gen höhern Stände. Allein es unterscheidet sich dieser Stand so sehr von allen übrigen höhern Klassen, durch seine besondre Bestimmung, daß die richtigen Grundsätze der Bildung in diesen nur selten auf jenen Anwendung leiden; oder vielmehr, es erfodert die besondre Bestimmung andrer Stände einen ganz andern, weit künstlichern Zuschnitt als dieser, welcher der allgemeinen Bestimmung und Bildung des Menschen weit näher bleibt. Dieser Stand ist seiner Bestimmung nach äußerst wichtig; er ist, der itzigen Verfassung der Staaten zufolge, sehr zahlreich, und faßt einen beträchtlichen Theil der ersten Klasse von Staatsbürgern in sich, deren Würde er mit gutem Grunde allen übrigen, die sich ihm widmen, mittheilt. Er verlangt daher vorzügliche Rükſicht in der Untersuchung über die Mittel zu einer vollkommnen Bildung der Menschen; und ich will hier etwas genauer anzeigen, wie sehr er von andern in dieser Rükſicht verschieden ist, um die Ausnahme zu rechtfertigen, die ich mit ihm in Ansehung der alten Litteratur gemacht habe.

Der Militärstand erfodert erstlich: Bildung des Körpers, in einem Grade, wie sie in allen übrigen Ständen, nicht sowohl unnöthig, als vielmehr unmöglich ist, weil sie sich durchaus nicht mit einer wissenschaftlichen Erziehung zu einem mehrentheils sitzenden Leben verträgt. Der Körper des jungen Soldaten muß frühe abgehärtet

werden, um Beschwerlichkeiten ertragen zu können, die, außer ihm (und etwa dem Forstmanne), keinem andern Stande drohen. Er muß daher den größten Theil seiner Zeit in der freien Luft, und in Bewegung zubringen. Dies ist freilich aller Jugend zuträglich; aber der junge Mensch, der zu einem sitzenden Leben bestimmt ist, darf nicht zu lange sich jener entgegengesetzten Lebensart ganz ergeben, wenn ihn nicht in der Folge Hypochondrie und Unmuth über die strenge Zucht anhaltender Arbeitsamkeit des Kopfes quälen soll. Aber nicht bloß stärkere, dauerhaftere Gesundheit, auch eine feinere Ausbildung des Körpers, ist dem Militärstande nöthig. In ihm sind geübte Sinne, vornehmlich ein scharfes Gesicht, eine vorzügliche Eigenschaft. Endlich steht noch die Bildung der Seelenkräfte, welche dieser Stand erfodert, mit allen diesem in der genauesten Uebereinstimmung. Im freien Felde umher zu sehen, von weitem zu entdekken, durch ein geübtes Augenmaaß Entfernungen schnell zu bestimmen, Kräfte und Geschwindigkeiten zu messen, und seine eignen unmittelbar danach in Bewegung zu setzen: das ist, was er in den entscheidenden Augenblikken zu thun hat, auf die seine ganze Bildung abzwekt. Geübtes Augenmaaß, schleuniger Entschluß, und augenblikliche Ausführung durch den zu jeder willkührlichen Bewegung fertigen Körper: das sind also wesentliche Vollkommenheiten des Militärs; und diese kann

der-

derjenige ſchlechterdings nicht erhalten, der ſeine Jugend in der Studierſtube zugebracht hat. Militäriſche Uebungen, die ſich auf jene Vollkommenheiten beziehen, ſind daher ſeine vornehmſte Beſchäftigung; Reiten, Jagen, und Leibesübungen, ſeine angemeſſenſten Vergnügungen. Mathematik iſt die einzige Wiſſenſchaft, die dem vorzüglichen Militär durchaus nöthig iſt. Gerade die einzige, in welcher man zu praktiſcher Einſicht aller hiſtoriſchen Kenntniß füglich entbehren kann, die von allen übrigen iſolirt iſt, und eine eigne Lehrart erfodert. Wie weit eigentlich militärkſch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe dem Soldaten ſelbſt nützlich ſind, darüber wird viel geſtritten. Daß aber leichter zu viel als zu wenig Werth auf die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die ſich unmittelbar auf dieſen Stand beziehen, gelegt werde, beweiſet die Autorität der größten Männer in dieſem Fache; und ſo viel Nutzen das Studium der militäriſchen Wiſſenſchaften für den erfahrnen und geübten Krieger und vorzüglich für den General in der Direktion allgemeiner Einrichtungen des Kriegsweſens und der Uebungen haben mag, ſo viel dieſe Kenntniſſe auch ſelbſt dazu beitragen mögen, den jungen Soldaten in ſeinem Metier zu bilden: ſo iſt immer ganz unläugbar, daß er nicht durch ſolches wiſſenſchaftliches Studium zu ſeiner Beſtimmung gezogen werden kann, ſo wie es in andern Ständen nothwendig iſt, deren Geſchäfte bloß in Arbeiten

des Verstandes bestehen, und nicht diejenige Herrschaft desselben über den Körper erfodern, die jenen so wesentlich ist *). Wer von abstrakten wissenschaftlichen Principien ausgehn wollte, wo es auf Fertigkeit des ganzen Seelen- und körperlichen Vermögens des Menschen ankömmt, würde weit zurükblei-

*) Die neuesten Begebenheiten enthalten einen sehr auffallenden und unerwarteten Beweis, daß die Vervollkommnung der Disciplin und eigentlichen Kunst des Krieges nicht eine solche Ueberlegenheit über den rohen durch bloß natürliche Anlagen zum Krieger bestimmten Menschen geben, als man gewöhnlich geglaubt hat. Diese neuesten politischen Ereigniße sind — nur fürchte ich, vergeblich — lehrreich in sehr vieler Rükſicht; und so wie sie beweisen, daß die Nationen allein durch Verfaſſungen, welche die Einwohner zu Bürgern, nicht zu Sklaven machen, die Kräfte erlangen, wodurch sie die so sehr gewünschte Ueberlegenheit über andere erhalten; so lehren sie auch, daß ebenfalls im Einzelnen, Mitwirkung des Freidenkenden, oder Empfindenden, an Geist und Körper gesunden Menschen, nie durch den Gehorsam unterwürfiger menschlicher Maschinen ersetzt werden kann: daß man also weder in politischer noch in moralischer Rükſicht auf dem rechten Wege ist, wenn man alle Seile des Beherrschers strenger anzieht: daß diese Wahrheiten auch auf das Militär Anwendung leiden, und daß also, so nothwendig in ihm auch der uneingeschränkte Gehorsam und Folgsamkeit in gewisser Rükſicht sind, dennoch die ganze Bildung desselben nicht bloß auf Gehorsam und Folgsamkeit abzwekken dürfe.

rükbleiben *). Selbst das Studium des Krieges, als einer Wissenschaft, bedarf der alten Litteratur nicht einmal.

Andre Kenntnisse, die der Beruf des Militärs nicht unmittelbar fordert, sind eine Zierde desselben. Sie sind eins der wirksamsten Mittel, die Rohheit der Sitten zu mildern, die außerdem wohl aus der ihm eigenen Lebensweise entstehen kann. Sie geben Beschäftigung, die manches Ueble verhindert, welches durch das in diesem Stande nothwendige häufige Müssigsein veranlaßt wird. Kenntniß neuerer Sprachen, Bekanntschaft mit neuer Geschichte, mit dem gegenwärtigen politischen Zustande der Welt, sind ihm unentbehrlich, damit er im Umgange mit andern gebildeten Menschen Vergnügen finden und von ihnen geschätzt werden könne. Aber eigentlich wissenschaftliche Bildung ist zu seiner



*) Es würde mich zuweit führen, hier den Kontrast unter der Bildung eines unmittelbar durch seinen Körper in der Welt selbstthätigen Menschen, mit der wissenschaftlichen Bildung desselben zu einer Thätigkeit nach Principien, deren er sich bewußt ist, vollständig zu entwikkeln. Ich enthalte mich dessen um so mehr, da ich bald Gelegenheit haben werde, die Grundsätze, auf denen dieser Unterschied beruhet, ordentlich auszuführen. Man kann billig von jedem, der dem Publikum über die Erziehung und Bildung des Menschen Vorschläge thut, fordern, daß er über diesen Unterschied nachgedacht habe.

ner Bestimmung nicht nöthig, ist ihr vielmehr nachtheilig, und unter den Umständen desselben unmöglich.

In Ansehung der Bildung der Moralität hat der Militärstand etwas ganz Ausgezeichnetes. Der junge Mensch, der sich ihm widmet, kömmt sehr frühe ins Regiment, damit er nicht im ohnehin langsamen Avancement zu sehr zurükbleibe. Alle seine Dienstverrichtungen beziehen sich ganz unmittelbar auf andre Menschen. Er hat sogleich über Leute zu befehlen, und mit Kameraden zu thun. Von dem Augenblik an, da er die Uniform trägt, ist er in vielen Rükſichten ein Mann für sich, wenn er auch dem Alter nach, noch zehn Jahre Sohn des väterlichen Hauses bleiben sollte. Er muß selbst handeln, er hat die Ehre seines ganzen künftigen Lebens schon selbst zu gründen und zu behaupten. Der große Zwang, dem der Militärstand in Dienstsachen unterworfen sein muß, macht eine desto grössere Freiheit außer denselben nothwendig, damit jener Zwang nicht unerträglich werde. Der junge Militär genießt also noch früher und viel länger alle die Vortheile, die das akademische Leben dem Civilisten auf einige Jahre gewährt, in welchen (so vieles auch bei unsern Einrichtungen in diesem Stükke zu erinnern ist) die mehresten Menschen die wahre Bildung ihres Charakters erhalten. Aus dieser großen Freiheit und einem ungebundenen Leben unter lauter jungen Leuten, die einander alle

völlig

völlig gleich wären, würde Zügellosigkeit entstehn: aber der junge Militär steht zugleich unter Aufsicht seiner Obern; und dieses Verhältniß (welches im akademischen Leben ganz fehlt, oder mehrentheils so fehlerhaft ist, daß es mehr schadet als nützt) giebt ihm von der andern Seite, frühe, Festigkeit des Betragens. Die sittliche Bildung des Charakters nimmt hier also einen ganz andern Weg, als bei dem jungen Manne, dessen Hauptinteresse auf gelehrte Beschäftigung fällt. Jener muß in einigen Stükken folgen ohne zu urtheilen; diesem aber wird der Kopf so voll fremder Dinge gepfropft, und in den Jahren wo er das Erlernte anwenden soll, reißt das viel mehr umfassende Amt ihn gewöhnlich in einem gebahnten Wege gewaltsam fort. Jener ist der Gefahr ausgesetzt, von lebenden Menschen, mit denen er lebt, Vorurtheile des Standes anzunehmen, und aus Eingeschränktheit der Kenntnisse einseitig zu urtheilen; dagegen sind die Folgen der gewöhnlichen Beschäftigungen der sogenannten Studierten nur zu oft: unzusammenhängende Grundsätze, sklavische Anhänglichkeit an erlernte Vorschriften, Erdrükkung eignen Gefühls und eignen Urtheils. Es ist von der größten Wichtigkeit, diesen entgegen zu arbeiten, und den Adel der selbstständigen freien Denkungsart aufrecht zu erhalten. Dieses kann nicht anders geschehen, als dadurch, daß gesunde philosophische, moralische, politische Ideen in den Köpfen entwikkelt werden:

und

und durch ein philosophisches gründliches Studium der Berufswissenschaften, welches dem blos praktischen Erlernen derselben entgegengesetzt ist. *) Zu jenem ist die alte Litteratur das beste Mittel; und zu diesem ist sie, in sehr vielen Fällen wenigstens, unentbehrlich. Selbst zu einem recht guten Praktiker gehört jene Bildung; und es läßt sich also wohl denken, wenigstens enthält es keinen Widerspruch, daß einem Erzieher vorgeworfen würde, sein Plan gehe dahin, lauter unbrauchbare Leute zu ziehen, gerade weil er zu sehr auf Unmittelbarbrauchbares sähe.

Ein zweiter Punkt, über den ich mich mit wenigem erklären muß, ist der Unterschied den Herr Trapp unter Sprache und Sprachkörper macht, wodurch alle Aufklärung der Begriffe zu den Sachstudien gezogen werden soll. Man versteht gewöhnlich unter Sachkenntnissen vorzüglich die Kenntniß der äußern Gegenstände. Ich kann mir alle Bestimmungen gefallen lassen. Aber bei der Erkenntniß jener äußern Gegenstände ist unstreitig die

*) Der ganze Zusammenhang zeigt hinlänglich, daß ich das Wort praktisch nicht in dem philosophischen Sinne genommen, da es so viel heißt als moralisch, was auf das allgemeine Thun und Lassen der Menschen, auf ihre Glükseligkeit, Beziehung hat: sondern in dem gewöhnlichen und allgemeinen Sinne, da es dasjenige andeutet, was sich unmittelbar auf die Anwendung gewisser Kenntnisse, in der wirklichen Welt, beziehet.

die Kenntniß der Worte, durch welche sie angedeutet werden, etwas sehr Unwesentliches, und Zufälliges: hingegen ist es unmöglich, die Gedanken der Menschen anders, als durch die Sprache mitzutheilen. Diese Gedanken können nur durch Kenntniß der Modifikationen ihres sinnlichen Kleides, des Ausdruks, verstanden werden. Selbst unsre eignen Gedanken verstehn wir nur dadurch. Ueber wissenschaftliche Dinge, in so fern sie äußere Gegenstände betreffen, könnte allenfalls ein Mensch richtige Kenntnisse haben, ohne eine einzige Sprache recht zu wissen; aber menschliche Gedanken und Sprache sind so miteinander verwebt, daß das eine ohne das andre nicht gehörig erkannt wird. Denken und Gedanken verstehn, ist aber das Wesentlichste aller wissenschaftlichen Bemühungen, und folglich Sprachstudium dazu erforderlich. Alles was Herr Trapp dagegen vorträgt, paßt nur auf die unzwekmäßige und zeitspillige, also widersinnige Art dieses Studiums, die vielleicht leider in den mehresten Schulen gewöhnlich sein mag, und deren Verbesserung ich mit ihm wünsche.

Einem andern Schriftsteller, der ein Gegenstük *) zu meiner Abhandlung hat drukken lassen, brauche

*) Hensel Gegenstük zu des Herrn — Rehberg Abhandlung im Februar und März der Berliner Monatsschrift 1788 über die Frage; Sollen die alten Spra-

brauche ich wohl nicht zu antworten. Er versichert: die wichtigsten gelehrten Stände bedürften keine Kenntniß der alten Litteratur und Sprachen: weil die Religion auf Ueberzeugung aus eigner Einsicht der Vernunft beruhe (als ob die ganze christliche Religion, die auf Lehren und Büchern, in denen die Lehren enthalten sind, beruhet, mit diesem Federstriche abgeschaft wäre), und weil der Gebrauch der römischen Rechtsgelehrsamkeit in kurzem gänzlich aufgehoben sein würde. Auch verspricht er, daß die großen Männer, die sich itzt mit der Reform des menschlichen Geschlechtes abgeben sollen, binnen zwanzig Jahren so viele vortrefliche Werke liefern werden, daß wir der Alten gar wohl entbehren können. So bald dieses alles geschehen sein wird, so wird auch freilich meine ganze Ausführung nicht mehr passen. Es ist aber verzeihlich, daß ich mich mit den gegenwärtigen Bedürfnissen der Welt beschäftigte, da ich von jener grossen Revolution noch nichts Authentisches gehört hatte. Am Ende hat mich Herr Hensel gar zum Besten. Mir, dessen Schriften in jeder Zeile darauf abzielen, eigne Einsicht und eignes Denken zu befördern, und die Rechte des eignen Denkens zu ver-

Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt oder den eigentlichen Gelehrten allein überlassen werden. Halle 1788.

vertheidigen: setzt er, zur Widerlegung einer Abhandlung, worin ich die alte Litteratur eben auch in jener Absicht empfehle, eine Autorität entgegen. Und welche! Er führt an, daß Lessing im Nathan die Recha sagen läßt: ihr Vater halte nicht viel auf Büchergelehrsamkeit. — Recha ist der liebenswürdigste Charakter, den je ein Dichter gebildet hat. Aber wenn dies jüdische Mädchen zum christlichen Prediger, dies liebenswürdige unschuldige und unwissende Kind der Natur zum Richter, zum Sachwalter, zum Arzte, zum Vorsteher einer Stadt — zu allem was man will, im Dienste der bürgerlichen Gesellschaft, sollte erwählt werden; so würde der Vater wohl einige Büchergelehrsamkeit nachholen müssen.

Dieses Gegenstük hat noch eine Widerlegung veranlaßt, die unter dem Namen einer Rezension jener Schrift, im August und Oktober des „Braunschweigischen Journals“ enthalten ist, und die ich nicht so übergehen kann.

Herrn Trapps Vorschlag ging dahin, die alte Litteratur nur einem kleinen Haufen von Gelehrten zu überlassen, die dafür sorgen sollten, daß der geringe Theil der in derselben enthaltnen Kenntnisse, der noch für uns unentbehrlich sein mögte, im Gange erhalten würde, ohne daß die praktischen Gelehrten mit Erlernung der alten Sprachen bemühet würden. Soll aber itzt, wie der Verfasser behauptet, mit dem ich hier zu thun habe,

die

die Bekanntschaft mit den alten Sprachen, für Studierende allgemein bleiben, und nur davon die Frage sein, wie viel jeder brauche, und wie er das am leichtesten lernen möge; so ist das Wesentliche jenes ersten Vorschlages ganz abgeändert, und ich habe meinen Endzwek vollkommen erreicht.*) Hierauf greift dieser Gegner meine Eintheilung der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft: in höhere und niedere Stände an; und das aus dem Grunde, weil sich nicht bestimmt von jeder Art Menschen angeben läßt, zu welcher von beiden Klassen sie gehören. Freilich laufen sie in einander; und das nehmliche Geschäft das von dem einem maschinenmäßig betrieben wird, kann vielleicht von einem andern mit solcher Anwendung wissenschaftlich gebildeter Geisteskräfte, und in solcher Beziehung und solchem Umfange geführt werden, daß beide zu sehr verschiedenen Klassen von Men-

*) Des Herrn Rath Campe Aufsatz im Septrember und Oktober des Braunschweigschen Journals geht also auch die ganze Frage, von der Herr Trapp und ich handeln, gar nichts an. Ich muß dies um so mehr bemerken, da mancher dessen Urtheil durch Auf- und Unterschrift eines Aufsatzes mehr als durch den Inhalt, bestimmt wird, durch die Ueberschrift (ich zweifle nicht, gegen die Absicht des Verfassers) verleitet werden könnte zu glauben, auch der Gegenstand unsrer Untersuchung sei dort abgehandelt, und Herr Trapp durch alle die aufgeführten großen Namen geschützt.

Menſchen gezählt werden müſſen. Es läßt ſich alſo wohl nicht leicht eine andre Gränzlinie ziehen, als die von mir angegebene: daß zu den niedern Ständen nur diejenigen gerechnet werden, die zum Erwerbe ihres Unterhalts durch körperliche, mehrentheils maſchinenmäßige Beſchäftigung beſtimmt ſind, die ihnen wenig Zeit und Kräfte läßt, ſich um andre Dinge zu bekümmern, die nicht ſie ſelbſt und die Ihrigen unmittelbar angehen. Dieſe bedürfen ganz andern Unterrichts, und einer ganz andern Bildung. Wie viel der Schulunterricht dazu überhaupt diene, wie viel die durch dieſen Unterricht mehrentheils beförderte Mittheilung der Vorſtellungsarten wiſſenſchaftlich und gelehrt gebildeter Menſchen in den niedern Ständen wirken könne, wie viel Nutzen und wie viel Schaden dieſes ſtifte; wovon eigentlich die ſittliche Bildung des Landmannes, und des geringern Bürgers abhange, welche eben ſo viel innern Werth als jede andre, aber ihre Eigenheiten hat: — das alles ſind Gegenſtände, die ich gar nicht ſo im Vorbeigehen mit abhandeln konnte, da ich von dem Unterricht in den alten Sprachen reden wollte. Ich für mein Theil getraue mir nicht, dem ganzen menſchlichen Geſchlechte in allen Klaſſen auszutheilen, was ihm gut iſt.

Den höhern Ständen habe ich keine andere Gränzbeſtimmung angeben können, als dieſe: daß ich alle diejenigen dazu rechne, die nicht zu mecha-

ordnen Behörden befindet sich, und somit die Wichtigkeit, welche sie für die Verwaltung hat, auch wenn sie die Bedeutung der Verfassung nicht ausgeübt, oder entwickelt hätte.

Es ist daher nothwendig, daß die Bestimmung der Grenzen der Wirksamkeit der Verfassung und der Verwaltung, nicht dem Zufalle, oder der Willkühr der Verwaltung überlassen werde, sondern daß diese Grenzen durch eine bestimmte Norm, durch eine organische Verfügung der Verfassung selbst, durch eine Einverleibung der verfassungsmäßigen Bestimmungen über die Verfassung in die Verfassungsurkunde, für die Verwaltung bestimmt werden.

> „Darum allein sind Gesetze so heilig, daß die unantastbare Majestät der Regenten sich nicht unterfangen darf, sie zu verletzen, weil sie nur die ehrwürdige Gestalt, worin sie erscheinen, nicht aber ihre innere Kraft und Verbindlichkeit ausmachen. Und hat auch die Gesetze in der Regel nur der Regent gegeben, so ist doch auch das Volk, oder seine Repräsentanten, gesetzgebend, wenigstens mit, bei Grundgesetzen, wie bei Verfassungsgesetzen, sogar allein. Denn ohne Einwilligung des Volkes, oder seiner Repräsentanten, kann kein Gesetz, am wenigsten ein Grundgesetz, verbindende Kraft haben, weil niemand sich selbst Gesetze geben kann, ohne Einwilligung derer, die sie befolgen sollen, und weil Grundgesetze, ohne Einwilligung derer, die sie befolgen sollen, nicht einmal Gesetze sind.“

Bestimmung des Menschen, beziehen sich auf ihn und seine Verhältnisse zu andern Menschen, so wie sie in der Natur gegründet sind.*) Seine Rechte, seine Pflichten, seine Bestimmung als Staatsbürger, beziehen sich auf die besondern Modifikationen, die dieses alles durch die willkührlichen gemeinschaftlichen Veranstaltungen der Menschen erhalten hat. Den größten Theil von der Bestimmung des Bürgers in den höhern Ständen macht die mannichfaltige Theilnehmung an der Verwaltung des gemeinen Wesens aus. Zu dieser sind mehrentheils wissenschaftliche Einsichten nöthig. Zu der allgemeinen Bestimmung des Menschen werden sie freilich in so fern nicht erfordert, als sie nicht unmittelbar zu den Nothwendigkeiten des physischen Lebens gehören. Aber zu den Nothwendigkeiten des Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft gehört auch ein gewisser Antheil an allgemeiner Achtung; und diesen kann in den höhern Ständen nur derjenige erhalten, der Erziehung, Kenntniß, und Sitten hat (a Gentleman, wie es die Engländer ausdrükken). So gehört es denn auch allerdings zu der Bestimmung des Kapitalisten und des Güterbesitzers, daß er wissenschaftliche Kenntnisse

 habe.

*) Wohlwollen ist also gar nicht, wie einer meiner Gegner sagt, die charakteristische Tugend des Bürgers, sondern die allgemeine charakteristische Tugend des Menschen.

habe. Es giebt Gewerbe, die, ins Große getrieben, wegen der Wohlhabenheit die sie erzeugen, zu den höhern Ständen gerechnet werden; aber sie geben an jene Achtung, die diesen gebührt, noch kein Anrecht, wenn nicht die liberale Erziehung, die Art von Bildung des Verstandes und des Herzens, welche der Reichthum möglich macht, hinzukommt. Daher wird z. B. der Kaufmannsstand an den Orten, wo nicht etwa das Geld allein den Maaßstab ausmacht, nach dem die Menschen gemessen werden, (in der That, ein vortreflicher Maaßstab!) an sich selbst nicht sehr geschätzt; und die persönlichen Eigenschaften allein verschaffen in demselben die Achtung, auf die mancher andre Stand schon vorurtheilsweise Anspruch machen darf, weil man in ihm ohne einigen Grad von solcher Bildung gar nicht existiren kann. Nur die vorzüglichen Einsichten in die politische Welt, die große Art zu denken, die der thätige Kaufmann, der viel Konnexionen hat, erlangen kann, dies allein verschaffet ihm die ausgezeichnete bürgerliche Ehre, die ihn dem armen ausgezeichnet gebildeten Mann in andern Ständen gleich setzt.

Indessen behauptet mein Gegner: es seien die alten Sprachen auch sogar zu den gründlichen Kenntnissen eben nicht nöthig, welche zu der Verwaltung des gemeinen Wesens, und zu öffentlichen Angelegenheiten erforderlich sind, und welche also zu der Bestimmung der höhern Stände wesentlich

mit

mit gehören. Seine Erinnerungen gehn vorzüglich auf das was ich über Religion und Theologie gesagt habe; und hier stützen sie sich, eben wie die Räsonnements des Herrn Hensel, auf den ausschließlichen Werth des Praktischen in der Religion. Dieses Praktische könnte nun freilich für sich allein allenfalls aus bloßer Beobachtung der Menschen beurtheilt, und durch eignen philosophisch gebildeten Geist bearbeitet werden. Selbst zum Verständniß der sittlichen Lehren in der Bibel wäre so viel Gelehrsamkeit vielleicht nicht erforderlich. Aber ich muß gegen den Grund, auf welchem meine Gegner bauen, auch hier eine Bemerkung machen, mit der man ihnen so oft begegnen muß: Ihr ganzes Räsonnement beruhet auf ganz falschen Voraussetzungen. Unsre Religion ist eine dogmatische Religion. Die Bemühungen vortreflicher Religionslehrer, den großen Haufen der Christen von dogmatischen Spekulationen abzuziehen, und ihre Aufmerksamkeit auf das Moralische zu lenken, sind verehrungswerth, weil jene so vielem Mißbrauch unterworfen sind, und weil die Beschäftigung damit die richtige Schätzung des Werthes der Religion und die Erkenntniß ihres wahren Verhältnisses zur menschlichen Glükseligkeit leicht ganz verdirbt. Der Plan aber, dieses Dogmatische ganz zu verlassen, kann unmöglich vollkommen ausgeführt werden, so lange wir Christen bleiben; denn es ist nicht wahr, daß das der Lehre der Bibel ge-

mäß sein würde. Nun lehrt schon eine sehr geringe Bekanntschaft mit der Geschichte: daß die ungeheuersten Vorurtheile oft ganze Nationen beherrscht haben, bloß weil einige Ausdrükke der Bibel mißverstanden wurden; daß die ungereimtesten und schädlichsten theologischen Ideen unter dem Namen der christlichen Religion verbreitet werden, so bald das Studium der Bibel in ihren ächten Quellen vernachläßigt, und die Dogmatik den Spekulationen der Unwissenden überlassen wird. *) Es liegt also alles an richtiger Auslegung der Bibel; und wenn gleich die deutsche Uebersetzung dem Laien genügen mag, der nicht bestimmt ist, sein ganzes Leben mit diesem Studium zuzubringen, so ist es mit dem Religionslehrer ein ganz andres. Seine Kenntnisse sollen nicht bloß zu eigner Beruhigung dienen, wozu jeder das Maaß in seinem eignen Herzen hat; sondern der Umfang und der Inhalt seiner Einsicht wird durch die Bedürfnisse seiner Gemeinde, und vielleicht eines größern Theils des Volks bestimmt. Ihm ist also gründliche Kenntniß unentbehrlich. Oder, mit meines Gegners Worten, er muß die Gründe der Lehren aus der Vernunft und aus der Schrift einsehen. Die Gründe aus der Schrift aber sind in einiger Vollkommenheit nicht einzusehen, ohne Kenntniß der alten

*) Man lese nur zum Beispiele die Geschichte Englands vom vorigen Jahrhunderte.

alten Sprachen, der Denkungsart der alten Völker, u. s. w. Denn ohne alles dieses ist der Sinn, den die ersten Lehrer mit ihren Worten verbanden, so wenig als die Meinung der spätern Ausleger, durch welche unsre Glaubenslehren ihre Bestimmung erhalten haben, vollkommen einzusehen. Alles was in so bedeutungsvollem Tone von philosophischtheologischer Einsicht, die nothwendig, und philosophischkritischer Gelehrsamkeit, die überflüßig sein soll, gesagt wird, bleibt also leeres Geschwätz, das zu nichts dient, als selbsterfundne Träume zu autorisiren, so lange noch die Bibel die Erkenntnißquelle in der Religion bleibt. Es braucht darum nicht jeder Landprediger die sogenannten orientalischen Sprachen zu verstehen, und sich um die chronologischen Untersuchungen über die im alten Testamente enthaltne Geschichte zu bekümmern. Der Mann von einigem Kopfe wird selbst bald finden, wie weit er sich in Philologie und Geschichte einzulassen hat. Auch mag man wohl hie und da rechtschaffne und aufgeklärte Geistliche finden, denen es an Sprachkenntnissen fehlt, und die sich dennoch von dem rechten Wege in der Religion nicht abbringen lassen; aber der größere Haufen würde wohl ohne jene Kenntnisse nicht lange darauf bleiben. *)



*) Daß die theologische Einsicht des Geistlichen auf der philologischen Kenntniß beruhe, mag, nebst vielen

Die philologischen Kenntnisse sind also das sicherste Mittel, diejenige Neuerungssucht in der Religion, über welche in unsern Tagen so viel geschrieen wird, in Schranken zu halten. Sie sind sogar das einzige Mittel dazu. Denn ich muß hier allerdings die reine christliche Religion, nachdem ich sie gegen die willkührliche Bearbeitung unwissender Philosophen zu sichern gesucht, nunmehro auch gegen die ängstlichen und eigensinnigen Bemühungen einer andern, den Vorurtheilen der Lehrer ihrer Kindheit verkauften Partei, in Schutz nehmen. Die Haupt- und Grundlehren des Christenthums werden ganz durch die neuere freiere Art zu exegisiren verdrängt! hört man von so vielen Seiten. Wodurch sollen sie denn gehalten werden, wenn es nicht durch gründliche Kenntniß der Bibel ist? Wenn jene Lehren Lehren der Bibel sind (und ihre Vertheidiger glauben sie, und fechten

vielen andern der vortreflichsten Lehrer, Herr Koppe für mich beweisen, der sich durch alle kritische Gelehrsamkeit und Einsicht in die Dogmatik und in die Geschichte der Religion gewiß nicht verleiten lassen, den Werth des unmittelbar Praktischen zu verkennen, und der den von mir aufgestellten Grundsätzen gemäß, durch seine angefangene Ausgabe des Neuen Testaments dieses Lesen und Verstehen der Vorschrift desselben, als die Grundlage der ganzen christlichen Religion, dem geistlichen Stande zu erleichtern, und dadurch zu empfehlen gesucht hat.

ten für sie, doch aus keinem andern Grunde, als weil sie Lehren der Bibel sind); so können sie ja durch richtige Auslegung derselben nur gewinnen. In der That, die sogenannte Orthodoxe Partei versteht ihr eignes Interesse sehr schlecht, wenn sie eigne Einsicht und freie Prüfung, wodurch die richtige Auslegung erst möglich wird, verschreiet; und sie giebt, wenn sie das thut, ihren Gegnern eine auffallende Blöße.

Sie sucht nehmlich durch andre Mittel das System aufrecht zu erhalten, welches bloß auf der als richtig erwiesenen Auslegung der Bibel beruhen sollte: und diese Mittel sind nur zu oft gegen die menschliche Natur, gegen den Geist der Religion, und vorzüglich der protestantischen Kirche. Einförmigkeit im Vortrage des Systems läßt sich einigermaaßen erzwingen. Freilich nur in geringem Maaße; denn so bald die ganze öffentliche Religion nicht auf Liturgie eingeschränkt werden, sondern auch Lehre enthalten soll, so wird auch aus jedem unbekannten Ausdruk, der nicht vorgeschrieben worden, eine Ketzerei gemacht werden können, weil er eine eigne Nebenbedeutung hat. Indessen läßt sich einigermaaßen den willkührlichen Veränderungen der Lehren vorbeugen, wenn der ganze Stand der Lehrer in strenger Subordination erhalten, und auf das Ansehen der Vorgesetzten oder auf die Entscheidung vorgeschriebner Formeln verwiesen wird. Jenem harten Zwange der blin-

den Unterwürfigkeit unter das hierarchische Ansehen eines Konziliums oder einer Versammlung von Vorgesetzten, die dem Irrthume und den Vorurtheilen eben so wohl unterworfen sind als Andre, und unter denen der Zufall oder noch schlimmere Ursachen die Mehrheit der Stimmen bestimmen, diesem Zwange sind wir Protestanten glüklich entgangen. Das zweite aber: die Autorität gesetzlicher Formeln, mit Ausschluß eigener Untersuchung — ist um nichts besser. Es wird dadurch alles Selbstdenken, alle Prüfung, und mithin auch alle gründliche Einsicht ausgeschlossen. Dadurch aber verliert die Religion bei jedem verständigen Menschen unendlich. Die vorgeschriebne Formel wird als eine drükkende Fessel gehaßt werden, und die Religion selbst, in der man auf eigne Einsicht Verzicht leisten muß, wird in Verachtung fallen. Auch ist dieses System dem Geiste der protestantischen Kirche nicht gemäß. Denn indem Luther bei seinen Zeitgenossen gegen die Autorität der Kirche protestirte, und sich auf die Bibel berief, hat er alle anmaaßliche Autorität einer jeden andern neuen Kirche zum voraus mitvernichtet. Protestanten also sollten sich, wenn sie dem ursprünglichen Geiste ihrer Kirche getreu bleiben wollen, in der Religion nur allein auf die Bibel berufen *).

Hier-

*) So viel ist für den gegenwärtigen Endzwek hinreichend. Auf eine vollständigere Erörterung der

Hieraus als entdeckt, daß ihm Gottfried Hermann ganz unentbehrlicher Mitarbeiter, der allein Griechen und Rom kennt in Verbindung mit Deutschland, Zeichnen also hat das Gründen der alten Hermannschen Gesellschaft nicht mehr Ernst als Thun. Die Gönner und die Verehrungen der Väter, sie haben der Söhnung, außer Religion zu suchen ist, das entsteht von den Anfängen, wo sie Verehrungen der Ferne und der Todten, in ernstlich verschieden, daß das Gedenken unter solchen Bildern eine Andeutung und Ahnung hat erfahrt, daß in ganz fremder Vorbegreifung Gegenwart, wenn nicht Gegenwart, wenn sie das solchen Thaten aus der vorhergehenden heiligen Zeit entstehen kann. Und so ist es, daß Thaten verstehen ganz eigen können die Vorstellung, und die Vorstellungen Thaten, und sie sind nicht so ungetrennt nahen, weil eine Verschiedung ist, wenn die Geschichtschreiber Nachsicht und eine Stunde sagt, die einer menschlichen Thater zu

Gönner Freier: von der Mitverschiedenheit bei Verehrungen der Väter, Gönner und Freier, und Verehrungen der Ferne und der Todten: 2) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 3) Verehrung der Ferne und der Todten, in ihrer Verschiedenheit von Gönner und Freier: 4) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 5) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 6) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 7) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 8) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 9) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 10) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 11) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 12) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 13) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 14) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 15) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 16) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 17) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 18) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 19) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 20) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 21) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 22) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 23) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 24) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 25) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 26) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 27) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 28) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 29) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 30) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 31) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 32) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 33) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 34) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 35) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 36) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 37) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 38) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 39) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 40) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 41) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 42) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 43) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 44) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 45) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 46) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 47) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 48) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 49) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 50) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 51) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 52) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 53) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 54) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 55) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 56) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 57) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 58) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 59) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 60) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 61) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 62) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 63) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 64) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 65) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 66) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 67) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 68) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 69) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 70) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 71) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 72) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 73) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 74) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 75) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 76) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 77) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 78) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 79) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 80) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 81) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 82) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 83) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 84) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 85) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 86) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 87) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 88) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 89) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 90) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 91) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 92) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 93) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 94) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 95) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 96) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 97) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 98) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 99) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 100) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 101) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 102) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 103) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 104) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 105) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 106) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 107) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 108) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 109) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 110) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 111) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 112) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 113) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 114) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 115) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 116) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 117) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 118) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 119) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 120) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 121) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 122) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 123) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 124) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 125) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 126) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 127) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 128) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 129) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 130) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 131) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 132) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 133) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 134) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 135) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 136) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 137) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 138) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 139) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 140) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 141) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 142) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 143) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 144) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 145) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 146) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 147) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 148) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 149) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 150) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 151) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 152) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 153) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 154) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 155) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 156) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 157) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 158) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 159) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 160) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 161) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 162) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 163) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 164) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 165) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 166) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 167) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 168) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 169) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 170) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 171) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 172) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 173) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 174) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 175) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 176) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 177) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 178) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 179) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 180) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 181) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 182) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 183) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 184) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 185) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 186) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 187) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 188) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 189) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 190) Verschiedenheit der Verehrungen, Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten, in der Verschiedenheit von Gönner, Freier, Verehrungen der Ferne und der Todten: 191) Verschiedenheit der Verehrungen,

Was die Juriſtiſchen Studien betrift, ſo wird jeder verſtändige Praktiker den Verfaſſer verſichern, daß die Kompendien ohne gute Kenntniß der lateiniſchen Sprache und Römiſcher Begriffe nicht hinlänglich verſtanden werden. Er meint das Gegentheil davon beweiſen zu können, wenn er etwa ein paar Stellen aus irgend einem Kompendium aufzeigte, in welchem der Genius der ächtrömiſchen Sprache eben nicht anzutreffen ſein mag. Treffliche Logik!

Würdem aber dieſe Kenntniſſe der alten Sprachen den Studierenden erlaſſen, folglich von denſelben nicht ferner gründliche Einſicht gefordert (zu welcher jene in vielen Wiſſenſchaften ein unentbehrliches Hülfsmittel ſind); ſo iſt leicht abzuſehn, daß die oberflächliche und ſeichte Kenntniß freilich immer noch allgemeiner als ſie itzt ſchon iſt, aber ihrem Inhalte nach bald ſehr ſchlecht werden würde. Denn der Menſch wird immer weniger leiſten, je mehr die Forderungen an ihn herabgeſtimmt werden. Der Verfaſſer, mit dem ich hier zu thun habe, ſieht in dieſer Behauptung nur einen elenden Gemeinſpruch, den er verdrehen kann, wie er will. Der wahre Sinn deſſelben, der aus dem

Zuſam-

ben, und dieſe ſich in ſo ſchlechtem Zuſtande befindet? Die Urſache iſt keine andre, als: das hohe Anſehn, in welchem ſich die ſymboliſchen Formeln daſelbſt erhalten.

Zusammenhange wohl erhellt, ist dieser: die Forderungen, die bisher an junge Studierende gemacht worden sind, scheinen zu hoch. Sie sollen also herabgestimmt werden. Indessen zeigten jene Forderungen dem jungen Gelehrten noch ein, wenn gleich oft für ihn unerreichbares, Bild von der Vollkommenheit nach der er streben sollte, erfüllten daher seinen Kopf mit wichtigen Begriffen über das Wesen der Wissenschaft und seiner Bestimmung, und erzeugten also natürlicher Weise ein Bestreben, dieses in einigem Maaße zu erreichen. Wird ihm hingegen sein eigner Beruf und die zu dessen Behuf zu erlangende Wissenschaft in einem verächtlichen Lichte gezeigt; so daß er hoffen kann, es immer noch zu erlangen, so fällt der Antrieb des Ehrgeizes, und alles Interesse des Verstandes, mithin auch alles Bestreben hinweg, ein höheres Ziel zu erreichen.

Nun können wir der gründlichen Gelehrten nicht ganz entrathen. An diesen würde es aber bald fehlen, wenn der allgemeine Unterricht nicht mehr die nöthigen Vorerkenntnisse enthielte; dafern nicht etwa der alles durchschauende Blik des Lehrers (!) die fähigen Köpfe absondern, und zu bessrer Anweisung bestimmen sollte. Diese Veranstaltung ist eine ganz unvermeidliche Folge jener Veränderung des Unterrichts. Sie giebt dem Aufseher der Jugend auch nicht mehr Einfluß, und verlaggt von ihm nicht mehr, als ihm in vielen an-

dern

dern Rükſichten ſo oft zugetrauet wird. Auf einem vermeinten Vermögen des Erziehers, alle Anlagen des Zöglings zu erforſchen, und den Kopf und das Herz deſſelben jenen Anlagen gemäß zu bilden, beruhet die eigentliche Kunſt zu erziehen. Gegen dieſe Theorie einer Erziehungskunſt ſind die Erinnerungen gerichtet, die in meiner Abhandlung über die alten Sprachen beiläufig vorkommen mußten, und die ich ausführlicher mittheilen werde, ſo bald ſie ſo weit durchgearbeitet ſind, daß ſie dem Publikum vorgelegt werden dürfen *).

Aber nicht bloß deswegen, weil die gründliche Einſicht brauchbarere Arbeiter und in ihrem Dienſte zufriednere Menſchen bildet; ſondern auch noch aus einem höhern Grunde habe ich behauptet, daß die alte Litteratur Grundlage des allgemeinen Unterrichts bleiben müſſe: dieſer iſt nehmlich, die Verpflichtung des Staats, dafür zu ſorgen, daß der allgemeine Unterricht auf die allgemeinſte und gröſſeſte Ausbildung der Geiſteskräfte angelegt werde.

Auch

*) Mein Gegner hält ſich lange dabei auf, gegen dieſe Erinnerungen eine Stelle in einer Schrift des Herrn Villaume zu rechtfertigen, die nicht gemeint war. Dieſe Begierde, einzelne Schriftſteller und einzelne Stellen gegen meine allgemeine Bemerkungen zu rechtfertigen, verrükt ihm ganz den Geſichtspunkt. In Angelegenheiten des Nationalpublikums kommt es auf dergleichen gar nicht an, ſondern auf Hauptgrundſätze und auf die Tendenz gewiſſer Schriftſteller im Ganzen.

Auch diese Verpflichtung läugnet mir mein Gegner geradezu ab. Es ist eine verdrießliche Arbeit, ihn hier zu widerlegen. Was soll man mit einem Schriftsteller anfangen, der beständig den allgemeinen Beitrag, den jeder Bürger zu der Erhaltung der Gesellschaft schuldig ist, mit den speciellen Verpflichtungen eines besonders übernommenen Berufs; den Staat, als das gemeine Wesen, (respublica) mit der Administration der öffentlichen Angelegenheiten, welche in monarchischen Ländern auch wohl der Staat genannt wird, und sich anmaaßt, für jenen gelten zu wollen; neben bei, noch Erziehung mit Unterricht, verwechselt und vermischt; mir Bestimmungen meiner Behauptungen willkührlich wegstreicht, um sie alsdann widerlegen zu können, und Dinge die nicht in Verbindung mit einander stehen, an einander reihet, um ungereimte Schlußfolgen darzustellen? Er hat noch zu vieles zu lernen, als daß er es hier lernen könnte. Ich will so kurz als möglich ausführen, worauf es ankömmt.

Die Menschen haben sich zu dem Endzwekke in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden, um einander in allem demjenigen beizustehen, was Einzelnen unmöglich ist, was sie aber, zu ihrem gemeinschaftlichen Besten vereinigt, leicht zu Stande bringen. Jeder Bürger hat ein Recht hieran; und also auch ein Recht: an der Kultur, welche erst in dieser Vereinigung der Menschen in bürger-

liche Gesellschaften und durch die gemeinschaftlichen Bemühungen entsteht, so viel Theil zu nehmen, als ihm seine Umstände und die Beschäftigungen erlauben, welche ihm die Sorge für seinen Unterhalt und seine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft vorschreiben. Jeder Mensch will also auch mit Recht seinen Kindern die Vortheile einer durch guten Unterricht gebildeten Erziehung verschaffen, so viel die Umstände der Familie es möglich machen. Jeder einzelne Hausvater kann dieses nicht so gut, und zugleich mit so wenigen Kosten, als es in öffentlichen Anstalten geschiehet. Die Menschen vereinigen sich also, durch gemeinschaftliche Beiträge, oder aus einem durch solche erwachsenem Fond, öffentliche Schulanstalten zu unterhalten, damit die Kinder etwas Gutes lernen. Eben so wie etwa durch gemeinschaftliche Arbeiten ein Wall aufgeworfen wird, um Sicherheit des Eigenthums und des Genusses desselben zu befördern; eben so unterhält die Gemeine eine Schule, damit der Geist der Jugend gebildet werde. Hier ist noch gar keine Frage von der Brauchbarkeit zu einem bestimmten Berufe.

Nun aber braucht der Staat zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten eine beträchtliche Zahl Männer, die besondre Kenntnisse erworben haben, und bezahlt sie dafür. Es muß also auch in den öffentlichen Schulanstalten dafür gesorgt werden, daß diese besondern Kenntnisse gelehrt werden;

den; und es müssen diejenigen Kenntnisse, welche eine allgemein nöthige Vorbereitung zu diesen besondern Berufen geben, dem allgemeinen Unterrichte einverleibt werden: erstlich, damit jeder Bürger, der Vermögen, Zeit und Lust dazu hat, alles lernen könne, was zu vollkommner Einsicht in die allgemeinen Angelegenheiten nöthig ist; und damit es zweitens jedem, dem die Umstände es erlauben, frei stehe, sich zu dem specielleren Berufe tüchtig zu machen, und wenn er Lust dazu hat, sich in die Laufbahn des Dienstes zu begeben.

Hat er dies einmal gethan, so darf er sich nicht mehr auf die Willkühr des freien Mannes in Ansehung des Genusses seiner Kräfte und seines Vermögens berufen. Er hat einen Kontrakt geschlossen, vermöge dessen er den Pflichten des ihm verliehenen Amtes Genüge thun oder abdanken muß. Derjenige, welcher in einem solchen übernommenen Amte bloß der Vorschrift blindlings folgen muß, macht sich zum Sklaven seines Vorgesetzten, aber doch nur in Rükſicht auf die Dienstgeschäfte. Er kann dies mit gutem Grunde thun: aus Liebe zum allgemeinen Besten, welches dergleichen Dienstleistungen erfordert; oder, weil er sonst nicht zu leben hat, aus erlaubter Begierde zu einem guten Auskommen für sich, und vielleicht für eine Familie. In diesem Falle wird er den Dienst nur als Mittel zu dem letzten Endzwek der Menschheit ansehen, welcher im Genuß seines Daseins, das ist, seiner

Geisteskräfte, besteht. Sind seine Geschäfte von der Art, daß sie eigne Einsicht in die Grundsätze verstatten, oder gar verlangen; so kann er selbst in den Dienstbeschäftigungen solchen Genuß suchen. Gründliche Einsicht befördert also nicht allein die Brauchbarkeit im Berufe, sondern zugleich den letzten Endzwek des Menschen, der sich demselben unterzieht, wie ich in meiner Abhandlung weitläuftiger gezeigt habe. Das alles verträgt sich wahrhaftig sehr schlecht mit der Genieseuche, die um des eignen freien Genusses willen, alle Verpflichtungen gegen den Staat verachtet, und wenn Vermögen zum independenten Leben fehlt, die Besoldung eines übernommenen und schändlicher Weise versäumten Amtes dazu mißbraucht, ein solches independentes Leben auf Kosten der bürgerlichen Gesellschaft zu führen. Das allerliebste Histörchen, welches mein Gegner, der hier zulezt vollends witzig wird, von einem Kandidaten erzählt, der ein Amt verlangt, ohne das Nöthige gelernt zu haben, und mit Recht abgewiesen wird, geht mich also auch nichts an. Die neuere Philosophie, womit sich der Kandidat in dieser sinnreichen Geschichte entschuldigt, existirt wohl in dem Herzen selbstsüchtiger und phantastischer junger Leute, oder unempfindlicher und sinnlicher Männer von Rang und Ansehn; als Grundsätze aber nur in des Erzählers Kopfe.

Ob der Staat sich in Erziehungsangelegenheiten mischen dürfe, wie weit er es solle, und auf was für Art: das gehört hier gar nicht her. Ich rede vom Unterrichte.

Der allgemeinste Gegenstand dieses Unterrichts muß dasjenige sein, welches die Denkkraft am meisten bildet. Das ist Sprache. Also ist allgemeiner Sprachunterricht nützlich. Freilich ist die Kultur der eignen Sprache das wichtigste. Aber da die alten Sprachen unter den Umständen unsers Zeitalters so außerordentlich viel Einfluß haben, und so sehr nützlich sind; so ist es kein Zeitverderb, sie in der Jugend zu lernen.

Mein Gegner meint: die Geometrie sei in einem höhern Grade zur allgemeinen Bildung der Geisteskräfte geschikt. Dies ist ein Vorurtheil, welches ich in ihm entschuldigen muß, weil er es mit sehr vielen, auch einsichtsvollern Männern gemein hat. Aber es ist demungeachtet ein Vorurtheil, gegen welches viele und wichtige Gründe streiten.

Ueberhaupt ist allzustrenge wissenschaftliche Bildung von Kindheit auf, nicht der rechte Weg. Wenn der junge Mensch zu früh daran gewöhnt wird, nur eine Reihe abgesonderter Begriffe und Lehren zu verfolgen, so lernt er zwar bestimmt denken; aber er wird auch einseitig, unbehülflich, und verliert den schnellen und vielumfassenden Blik, der dem Menschen im gemeinen Leben das nöthigste ist. Die Mathematik aber ist die strengste Wissen-

ſchaft unter allen: die einzige Wiſſenſchaft in ihrer Art. Sie hat alle Vortheile und alle Nachtheile des genauen wiſſenſchaftlichen Denkens. Ihr Weſen iſt eine ſo ſtrenge Folge von Beweisgründen, dergleichen nirgends anders Statt findet, als noch etwa in der Logik und Metaphyſik, welche aber auch deswegen (und weil ſie noch oben drein die allerabgezogenſten Begriffe zu Gegenſtänden haben) mit gutem Grunde in einen ſpätern Zeitpunkt der Laufbahn des jungen Studierenden verwieſen werden. Die Geometrie hat noch oben drein zwar ſinnliche Gegenſtände, aber ganz willkührlich gebildete, und die von der wirklichen Welt abführen, wenn man ſich ihren abſtrakten Kontemplationen zu ſehr überläßt. Kenntniß der Mathematik iſt in ſehr vielen Arten von Gelehrſamkeit unentbehrlich, dem Philoſophen durchaus nothwendig, weil er ohne dieſe Kenntniß das Weſen des menſchlichen Erkenntnißvermögens nicht zu erforſchen vermag: aber als eine Schule für den Kopf iſt ſie, ſelbſt in wiſſenſchaftlicher Rükſicht, von ſehr zweifelhaftem Nutzen. Eine Menge Beiſpiele beweiſen, daß auch große Mathematiker oft ſchlechte Philoſophen ſind. Es giebt viele Rechner, gegen einen, der ſeine Wiſſenſchaft ſo wie Käſtner mit philoſophiſchem Geiſte behandelt. Für die Bildung des Verſtandes aber vollends, ſo wie der junge Menſch ihn in der Welt, im gemeinen Leben, und zu Geſchäften, wo es auf Beobachtungsgeiſt ankommt,

gebrau-

gebrauchen wird, ist das Studium der Mathematik nicht der beste Weg.

Was mir in Rükſicht auf die Ueberſetzungen aus den Alten, entgegengeſetzt wird, iſt bloß Verdrehung meiner Behauptungen, welche ſich auf folgendes gründen:

Nicht um der Sprache willen ſoll man die Alten leſen, ſondern um des Inhalts willen. Man verſteht aber dieſen Inhalt nicht gut genug, wenn man nicht die Sprache auch verſteht, in der ſie urſprünglich geſchrieben ſind: und der gröſßte Haufen von denen, welchen ſie nüzlich ſind, wird Ueberſetzungen nicht ſo gern leſen, als neuere Originalſchriften, weil man ſich nie durch jene ſo vollkommen in das fremde Zeitalter verſezt als durch die Urſchrift.

Der Verfaſſer des Aufſazes, gegen den ich mich hier rechtfertige, behauptet, daß ich noch außerdem manche andre unrichtige Gedanken vorgetragen, und daß namentlich meine Gründe für die Nüzlichkeit eines abgeſonderten gelehrten Standes unter uns, falſch ſeien. Er ſagt dieſes im Vorbeigehen, und ſchlechthin ohne Beweis. Mit Kindern geht man allenfalls ſo um. Der Leſer, der ſich ſelbſt etwas mehr zutrauet, glaubt dergleichen keinem Schriftſteller auf ſein Wort.

Manchem Leſer werde ich vielleicht eine Entſchuldigung machen müſſen, daß ich meine Erläuterungen intereſſanter Gegenſtände ſo oft unterbrochen habe, um ein falſches Licht zu entfernen, wel-

ches auf meine Behauptungen — oft mit anscheinender Erbitterung, geworfen war. Es ist aber nicht anders: wenn man über Gegenstände schreibt, die das gegenwärtige Interesse der Nation angehen, so muß man streiten. Wissenschaftliche Entdekkungen oder Ausführungen wissenschaftlicher Erkenntnisse mag man allenfalls hinstellen, und es der Zeit überlassen, ihren Werth zu bestimmen, und Widerlegungen zu sichten, so daß Berichtigungen aufgenommen und Mißverständnisse vergessen werden. Aber wenn man auf die Denkungsart des Publikums unmittelbar wirken, und helfen will, es in Absicht auf gegenwärtige Bedürfnisse und Veranstaltungen aufzuklären; so muß man auch manche grundlose Einwürfe beantworten, Verdrehungen zurechtstellen, und Chikanen abweisen, um den Einfluß des Parteigeistes, der sich unvermerkt in solche Streitigkeiten einmischt, so viel als möglich zu vernichten, und seinen Gegnern auch den kleinen Trost zu nehmen, daß sie sich auf ihre Widerlegungen berufen, wenn sie doch nur geantwortet haben.

Hannover. Rehberg.

---

4.

# An meinen Vater.

## Bei Gelegenheit ſeines (75ſten) Geburtstages, den 1 Novemb. 1788.

Tu felix, *pater*, non vitae tantum claritate, ſed etiam opportunitate *quietis*.

Tac. in Vit. Agr.

Willkommen ſei der Tag, mein Vater! der aufs neue
Dein Haus begrüſt, aufs neu' ihm ruft, daß es ſich freue;
Dein ſtilles Haus, worin Du ſelber Freude lehrſt,
Den frohſten Anblik ſelbſt den Deinigen gewährſt:
Den Anblik, daß ein Greis — in jedem ſpätern Jahre
Bekannter mit der Macht, die dieſes wunderbare
Gemiſch, die Welt, für uns oft ungeahndet, lenkt —
Zufrieden mit der Erd' an ſeinen Himmel denkt!

So ruhig ſtehſt Du da auf Deinem Scheidewege:
Dem Guten ewig hold, woher es kommen möge,

Und ſicher, daß es kömmt; der ächten Weisheit Bild,
Die, tieferſchauend, nichts vergöttert und nichts
ſchilt! —
Denn weit, weit unter Dir zerflattern die Geſpinnſte
Verwöhntes Eigenſinns, des Kleinmuths trübe Dünſte,
Die oft dieſelbe Welt dem Alter ſchwarz umziehn,
Wo alles kurz vorher im Frühlingsglanz erſchien. —
Ausruhend, von dem Preis des langen Laufs umgeben,
Betrachteſt Du mit Luſt der jüngern Kräfte Streben,
Und, was Beſcheidenheit nur Dir unſicher macht,
Das Feuer, das vielleicht Du ſelber angefacht.
Dein Herz vermiſſet nichts, indem es ſich verhehlet,
Was dein beglükter Sohn, nicht ohne Stolz, erzählet,
Und was ihm Deutſchland glaubt: daß auch von
Deiner Saat
Dein aufgeklärtes Volk viel Frucht geerndtet hat.
Nach ſolcher Arbeit nur war ſolche Ruhe möglich!

Denn o! dem ſcheueſten Gefühl unwiderleglich,
Ruft Dir Dein eignes Herz dies Wort der Wonne zu:
Du haſt der Brüder viel belehrt, gerettet Du! —
Sieh um Dich her, genieß des Anbliks: Dieſer weiten
Erhabnen Königsſtadt Bewohner, o ſie freuten
Sich

Sich Deines Werks, nun freun sie Deiner Ruhe*) sichs
Dies weise, edle Volk, es liebt, es ehret Dich.
Und hast Du seine Gunst erschlichen? Nein, zu weise
Ist's, daß es heil'gen Tand, als Wort des Lebens, preise;
Zu edel, daß es je dem Diener am Altar
Mit Ehrfurcht huldigte, wenn er ein Heuchler war.
Darum erlaube Dir, der Liebe Dich zu freuen,
Die Dir vereint Berlins beglükte Bürger weihen;
Erlaube Dir getrost das selige Gefühl:
Daß Du der langen Bahn so oft erflehtes Ziel
Erreichet hast, daß Du zu heiligen Entschlüssen
Manch Herz gestärkt, gewekt manch schlummerndes Gewissen.

Mit diesem guten Schatz im Busen, mit dem Blik
Vor Dir auf ewigs Sein, auf Redlichkeit zurük —
Wie soll Dein Leben Dir nicht heiter abwärts fließen?
Wie solltest Du nicht froh den letzten Rest genießen?

In

*) Bekanntlich ist des verdienstvollen ehrwürdigen Mannes Gesuch um Ruhe genehmigt und erfüllt worden. A. d. H.

In Frieden mit Dir selbst, der ganzen Menschheit Freund,
Empfängst Du jeden Tag vergnügt, der Dir erscheint;
Und sähest auch vergnügt den letzten sich erheben.

Uns aber, Vater, uns gehöret noch Dein Leben,
Uns noch die Seligkeit: an diesem sanften Schein,
Womit Dein Abend selbst uns leuchtet, uns zu freun;
An diesem reifen Muth, durch welchen Du gehoben
Tief unter Dir mit Ruh der Wogen wildes Toben
Vernimmst, und, wie am Fuß ergrimmter Wahn auch braust,
Doch auf der Wahrheit Fels Dein sichres Haus erbau'st.
Wenn auf empörtem Meer wir Neulinge noch zittern,
Und ungeprüft uns oft entsetzen, oft erbittern;
O welch ein Pharus strahlt uns dann Dein Angesicht,
Vertraun in Deinem Blik, um Deine Stirne Licht!

Die freie Huldigung, die wir der Wahrheit schwören,
Die Wahl, die weder Furcht noch Eigennutz bethören,
Des Geistes ewig Recht, nur, wo er Wahrheit fand,
Zu rufen: Hier ist gut sein, hier ist heilig Land!
Nur diese sahest Du, belehrt vom Lauf der Zeiten,

Die

Die längſt ehrwürd'gen Schnee auf Deine Scheitel
ſtreuten,
Sich aus der Meinungen verfinſterndem Tumult
Zulezt verklären; und erlernteſt ſo Geduld,
Gingſt, unverſcheucht und froh des innerlichen Zeugen,
Den Weg des Rechts, dem Haß antwortend durch
Dein Schweigen. —
So ward es in Dir, um Dich heller ſtets, und bald
Ward Deines Herzens Freund, wer Deine Lehre ſchalt;
Bis endlich allgemach ſich über unſern Himmel
Ein rein'res Licht ergoß, der Nebel dicht Gewimmel
Zertheilend, die den Blik des Geiſtes abgeſtumpft,
Die dich verfinſterten, wohlthätige Vernunft!

Bei dieſem ſchönen Tag, mein Vater, Heil Dir! gingeſt
Du fort zur Ruh! — Mit dem Talent, das Du
empfingeſt,
Haſt Du gewirkt; das Werk, das Gott Dir gab, gethan,
Bevor die Nacht erſchien', da niemand wirken kann. *)

Berlin. G. L. Spalding.

---



*) Evang. Joh. IX, 4.

5.

# Historische Merkwürdigkeiten die Parlemente in Frankreich betreffend.

(Beschluß; s. Dezemb. vor. J. S. 544.)

Als die protestantische Religion 1559 anfing, sich in Frankreich auszubreiten, ward das Parlement aufmerksam darauf. Die eifrigen Anhänger der alten Kirche wollten gleich die alten Gesetze gegen die Kätzer mit aller Schärfe ausgeübt haben. Andere vernünftigere Mitglieder riethen zu toleranten Maaßregeln. Einige waren der neuen Religion geneigt. Von jenen Eiferern wurden einige an ihren Kollegen zu Verräthern, gaben sie bei dem König Heinrich II. als kätzerischgesinnte an, und beredeten ihn selbst unerwartet ins Parlement zu kommen, um zuzuhören, wie sie über die Frage stimmten. Heinrich kam: schon ergrimmt bei seinem Eintritt, noch heftiger aufgebracht, als einige zu Gunsten der Protestanten sprachen. Er ließ zwei Räthe: Anne du Bourg und Ludwig le Fevre, die nach seinem Dünken wie Protestanten gesprochen hatten, auf der Stelle arretiren; und ernannte eine Kommission, gegen sie zu inquiriren. Du Bourg wollte die Kompetenz der Kommission nicht anerkennen, sondern von seinem gehörigen Richter, vom Parlemente gerichtet sein; bis der König einen ausdrüklichen Befehl ertheilte, falls du Bourg

sich

ſich nicht vor der Kommiſſion verantwortete, ſolle er für überzeugt und des Hochverraths ſchuldig gehalten werden. Darauf verwahrte ſich du Bourg durch eine Proteſtation gegen dieſe Gewaltſamkeit, legte ein ganz proteſtantiſches Glaubensbekenntniß ab, ward — er war Conſeiller Clerc geweſen — degradirt, und gehangen. (Thuan lib. XII.)

In dem darauf folgenden Bürger- und Religionskriege hatte die bigotte Partei mehrentheils im Parlemente die Oberhand. Im J. 1562 wollte es das Edikt, wodurch den Reformirten die freie Religionsübung geſtattet ward, nicht regiſtriren. Im J. 1572 verurtheilte es den ſchon ermordeten Coligny noch in effigie gehangen zu werden.

Doch ward endlich die billigere Partei ſtärker. Im Jahr 1576 wurden den Reformirten die Chambres-mi-parties bewilligt; d. i. die Parlementsſtellen ſollten zur Hälfte, oder doch in einer gewiſſen Proportion, mit Reformirten beſetzt werden.

Als 1589 die Religionswuth der Pariſer aufs höchſte ſtieg, als ſie König Heinrich III. abſetzen wollten, weil ſie glaubten, daß er es mit den Kätzern halte; ſuchten ſie das Parlement auf ihre Seite zu ziehen. Wie dieſes dem rechtmäßigen Könige treu blieb, fielen die fanatiſchen Bürger mit gewafneter Hand ins Parlement, ſchleppten den Premierpräſident, und alle die ihnen verdächtig waren, in die Baſtille. Die andern Mitglieder machten theils aus Schwäche, theils aus Fanatismus

tismus, gemeine Sache mit den Ligisten; d. i. mit den Rasenden, die den sogenannten heiligen Bund gegen den König und die Kätzer errichtet hatten. Der berühmte, gelehrte Brisson war aus Furchtsamkeit von dieser Partei. Insgeheim legte er vor einem Notarius eine Erklärung ab, daß er so zu handeln, durch Gewaltsamkeit gezwungen würde. Als aber nachher die Wuth der Ligisten sie so sehr verblendete, daß sie Heinrich IV. vom Throne ausschließen, die Successionsordnung eigenmächtig ändern, mit Spanischer Hülfe einen Fremden auf den Thron setzen, und Frankreich von Spanien abhängig machen wollten; ermannte sich Brisson, und widersetzte sich. Er ward aber, nebst zwei andern Parlementsräthen, von diesen Rasenden ohne Prozeß gehenkt.

1590 widersetzte sich das Parlement, als Heinrich IV. seine Domänen von der Krone trennen wollte. Der König gab seinen Vorsatz auf. Das Parlement hat sich öfter bei ähnlichen Gelegenheiten widersetzt, und immer die Unzertrennlichkeit der Domänen von der Krone und ihre Unveräußerlichkeit behauptet. Man bemerke, daß zu den Domänen ehmals ganze Provinzen gehörten. Ein alter Französischer Publiziist *) rechnet es dem Parle-

*) Loiseau. Er sagt: Ce fut l'institution des parlemens, qui nous sauva d'être cantonnés & demembrés comme

Parlemente zum Verdienſte an, daß Frankreich nicht wie Deutſchland in mehrere Staaten zerfallen iſt.

1610 übte das Parlement zum erſtenmal eine Handlung aus, die bis dahin von den Ständen ausgeübt war. Es ernannte die Königinn Wittwe Heinrichs IV. zur vormundſchaftlichen Regentinn von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. *) Die Stände, die 1614 verſammelt waren, ſcheinen dem Parlemente dieſes Recht durch ihr Stillſchweigen überlaſſen zu haben.

1632 widerſetzte ſich das Parlement dem Blutgerichte, das der Kardinal Richelieu höchſt deſpotiſch über ſeinen Feind Marillac halten ließ. Aber es war fruchtlos.

1648 beförderte das Parlement die Unruhen, die in Frankreich unter dem Namen der Fronde bekannt ſind. Privatintereſſe war wohl unſtreitig damals die Haupttriebfeder des Parlements. Es hatte ſeine eigene Armee, die es gegen den Hof agiren ließ. Alle dahin gehörige Deliberationen, Beſchlüſſe und Akten hat Ludwig XIV. aus den Parlementsarchiven wegnehmen laſſen.

Keiner

comme en Italie & en Allemagne, & qui maintient le royaume en ſon entier. Ich entlehne dieſe Stelle aus dem Henault, der ſie unter dem Jahr 1307 anführt.

*) Eigentlich ward es dazu vom Herzog von Epernon gezwungen. *Le Vaſſor* Hiſt. de Louis XIII, t. I. liv. I. p. 31. B.

Keiner von allen Königen von Frankreich hat so wenig Widerspruch von den Parlementen erfahren, als Ludwig XIV. Als er selbst nach zurükgelegter Minorität die Regierung übernahm, versammelte sich das Parlement, um über gewisse Edikte des Königs zu deliberiren. Er, so bald er dieses vernahm, kam von Vincennes, wo er gejagt hatte, im Jagdkleide mit der Peitsche in der Hand ins Parlement, und erklärte kurz und mit Würde, daß er dergleichen nicht leiden wolle. In dem Stile der satirischen Pamphlets, die in Frankreich von jeher in unendlicher Menge herauskamen, oder unter der Hand umliefen, wird dieser Vorgang la flagellation genannt.

1675 gab Ludwig XIV. den Parlementsgliedern und sämmtlichen Justizbeamten eine jährliche Gehaltszulage. Der Betrag aller dieser Zulagen war eine Million Liver. Aber eigentlich mußten die Parlementsglieder und Justizbeamten diese Zulage kaufen; sie mußten dem Könige ein Kapital vorschießen, und was Gehaltszulagen hießen, waren eigentlich die Zinsen von diesem Kapital. (Annales politiques de l'Abbé de St. Pierre unter dem Jahr 1675.) Dadurch ward, nach der Bemerkung dieses patriotischen Schriftstellers, die Aufhebung der Verkäuflichkeit noch schwerer gemacht.

Gleich am Tage nach Ludwigs Tode lebte das Vorrecht des Parlements, über Königliche Verordnungen Erinnerungen zu machen, wieder auf.

Ludwig

Ludwig XIV. hatte in seinem Testamente, den Grundsätzen des Französischen Staatsrechts zuwider, seinen natürlichen Sohn, den Herzog von Maine, zum vormundschaftlichen Regenten während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. ernannt. Das Testament sollte am Tage nach des Königs Tode im Parlemente eröfnet werden. Der Herzog von Orleans, der, als nächster Agnat, dem Französischen Staatsrecht zufolge, ein unstreitiges Recht zur vormundschaftlichen Regierung hatte, mußte schon den Inhalt des Testaments, ehe es eröfnet ward. In einer Rede vor der Eröfnung trug er seine Rechte vor, hofte, wie er sagte, das Testament würde nichts ihm Zuwiderlaufendes verordnen, und falls es wider Vermuthen nicht damit übereinstimmte, so appellire er an den Ausspruch des Parlements. Mit einer klugen und feinen Wendung gab er zu erkennen, daß er sich als vormundschaftlicher Regent vom Parlemente wolle rathen und durch dessen Vorstellungen belehren lassen. Das Testament des verstorbnen Königs, der in seinem Leben nicht den geringsten Widerspruch gehört hatte, ward eröfnet, gelesen, und — kassirt; und der Herzog von Orleans ward zum vormundschaftlichen Regenten erklärt.

Ludwig XIV hatte, ein Jahr vor seinem Tode, vom Parlemente ein Edikt, worin er seine im offenbaren Ehebruch erzeugten legitimirten Söhne für successionsfähig erklärte, registriren lassen. Aber

zwei Jahre nach seinem Tode, 1717, registrirte das Parlement ein anderes Edikt, worin die Successionsfähigkeit dieser Prinzen wieder aufgehoben ward.

Das Parlement, das unter Ludwig XIV. über funfzig Jahre lang, die Edikte und Verordnungen immer nur registrirt hatte, ohne Erinnerungen machen zu dürfen, machte sie nun sehr häufig, seitdem ihm der Herzog von Orleans dieses Vorrecht freiwillig wieder eingeräumt hatte. Ueber Laws Zettelbank that es verschiedentlich starke Vorstellungen. Es ward zweimal exulirt, gab beidemal nach, und ward zurükberufen.

Unter Ludwig XIV. hatten die Pairs und Dües de France keiner Parlementsversammlung beiwohnen dürfen. Izt ward es ihnen nicht mehr verwehrt.

Unter Ludwig XV. ist die Opposition des Parlements einigemal sehr lebhaft gewesen. Hauptsächlich wegen der Bulle Unigenitus. Diese Bulle hat in Frankreich sehr sonderbare Händel, und halb ärgerliche, halb lächerliche Auftritte veranlaßt. Es ist bekannt, daß in dieser Bulle die ungeheuren Prätensionen der Päpste an die Oberherrschaft über die ganze Christenheit als Glaubensartikel gelehrt, und daß allen Christen darin, sie für wahr zu halten, geboten wird. Diese Bulle gab Papst Klemens XI. in den letzten Jahren Ludwigs XIV, 1713. Schon damals gab es zwei

Par-

Parteien in der Französischen Kirche: eine dem Papst eifrig ergebene; und eine, die sich seinen übertriebnen Ansprüchen widersetzte. An der Spitze jener Partei waren die Jesuiten; zu der zweiten gehörten die Jansenisten. Die Bulle sollte dem Gezänke ein Ende machen, und sie gab Anlaß, daß es ärger ward, wie es je gewesen war. Die jesuitische Partei — der Erzbischof von Paris, der berühmte Christoph von Beaumont, war einer der eifrigsten — ergrif ein sonderbares Mittel, den Glauben an die Oberherrschaft des Papstes zu erzwingen. Die Geistlichen dieser Partei wurden von dem Erzbischof befehliget, keinem Kranken, keinem Sterbenden die Sakramente zu ertheilen, wenn er nicht einen Beichtschein (billet de confession) vorweisen konnte. Der Beichtschein mußte von einem orthodoxen Priester sein. Dieser mußte darin bezeugen, daß der Kranke in einer bestimmten Zeit bei ihm, dem Priester, gebeichtet, und seinen Glauben an die Bulle Unigenitus bekannt habe. Es gab Geistliche, die diesen Befehl mit Eifer, mit Fanatismus befolgten. Das Parlement hingegen verbot nun allen Geistlichen, diesen Befehl ihres Oberhirten zu erfüllen; und drohte mit Strafen, wenn ein Geistlicher dergleichen Beichtscheine fordern würde. Es ließ wirklich Priester, die darauf betreten wurden, in Verhaft nehmen. Uebel war nun der daran, der krank ward, und orthodoxe und jansenistische Verwandte hatte.

Jene holten gleich einen fanatiſchen Prieſter; dieſe holten eben ſo hurtig Gerichtsdiener. Der Prieſter kam, ſetzte dem Kranken zu, um den Glauben an die Bulle Unigenitus von ihm zu erpreſſen. Oft mochte er gerade recht im Enthuſiasmus ſein; ſo erſchienen Gerichtsdiener und ſchleppten ihn fort. Das Betragen des Hofes bei dieſen Vorfällen war ſchwankend. Das Parlement ward zweimal verbannt, aber auch zweimal zurükberufen. Auch der Erzbiſchof von Paris und einige andere Erzbiſchöfe und Biſchöfe wurden eine Zeitlang verbannt. Dieſe ſonderbaren Unruhen haben Ludwig XV. und ſeinen Miniſtern während ſeiner ganzen Regierung viel zu ſchaffen gemacht; bis er, drei Jahr vor ſeinem Tode, durch den Kanzler Meaupeou die große Veränderung zu Stande brachte, von der wir gleich ausführlicher handeln wollen.

Das Jahr 1762 iſt ein merkwürdiges Jahr in der Geſchichte des Parlements. Daſſelbe veranlaßte die Unterſuchung der innern Verfaſſung und Einrichtung des Jeſuiterordens. Durch einen Parlementsſchluß ward der Orden in Frankreich aufgehoben. *)

Dagegen kommen wir nun auch auf die große Veränderung in den letzten Jahren Ludwigs XV. Die Parlemente wurden völlig aufgehoben. — Wir müſſen die Hauptumſtände dieſer Begebenheit hier

*) Vergl. Berl. Monatsſchrift, November 1786, S. 434. f B.

hier anführen; der eigentliche Zusammenhang der Parlemente mit der ganzen Französischen Staatsverfassung wird uns dadurch noch deutlicher werden.

Der Herzog von Aiguillon war einige Jahre der Statthalter von Bretagne gewesen. Man war in der Provinz nicht mit ihm zufrieden gewesen. Man gab ihm in verschiednen Stükken despotisches Verfahren Schuld. Er ward in mehrere Prozesse verwikkelt, insbesondre mit Herrn de la Chalotais, Generalprokureur beim Parlement von Bretagne. Der Herzog soll aus persönlichen Gründen ein Feind des letztern gewesen sein. Sodann wird in einigen Nachrichten versichert, daß die Exjesuiten ihn noch mehr gegen denselben aufbrachten; denn Herr de la Chalotais war der eifrigste Gegner der Jesuiten beim Parlement von Bretagne, und hatte ihre Aufhebung in dieser Provinz am meisten bewirkt. Wie es sich hiemit auch verhalten mag, genug es entstand ein Kriminalprozeß. Der Herzog ward beschuldigt, falsche Zeugen gegen Herrn de la Chalotais gedungen zu haben. Da der Herzog ein Pair von Frankreich war, so mußte der Prozeß vor dem Gerichtshofe der Pairs, das ist, vor dem Pariser Parlement geführt werden. Der König schien anfangs der Justiz freien Lauf lassen zu wollen. Als das Parlement seine erste Sitzung in dieser Sache hielt *), kam der König selbst ins Parlement, nicht um ein



*) 1770, d. 4 April.

Lit de juſtice zu halten, ſondern zuzuhören. Plötzlich aber änderte er ſeine Geſinnung. Ganz unerwartet hielt er *) ein Lit de juſtice, worin er alles weitere Verfahren in der Sache verbot, und jedermann ein ewiges Stillſchweigen über die gegenſeitigen Beſchuldigungen auflegte.

Am ſelbigen Abend nahm der König den Herzog mit nach Marly, und der Herzog ward vom Könige je mehr und mehr ſo begünſtigt, daß er endlich ſtatt des Herzogs von Choiſeul, den der König verabſchiedete, Miniſter ward. Der Herzog von Aiguillon hatte ſich bei Madame du Barry inſinuirt; der Herzog von Choiſeul hatte das Gegentheil gethan. Aus dieſem kleinen Umſtande entſprangen Begebenheiten von wichtigem Einfluß in die Franzöſiſche Verfaſſung.

Was that das Parlement? Es beſchloß am 2 Julius ein Dekret: daß der Herzog von Aiguillon wegen ſchwerer Beſchuldigungen, die ſeine Ehre beflekten, ſich aller Funktionen eines Pairs enthalten ſolle, bis er ſich durch eine legale Sentenz des Gerichts der Pairs, als welche durch nichts ergänzt werden könne, völlig gereinigt habe. Von dieſem Dekret, wodurch die Ehre des Herzogs eine Makel bekam, wurden zehntauſend Exemplare abgedrukt und publizirt. Ihm ſelbſt ward es inſinuirt.

Am

*) D. 27 Jun. ebendeſſ. Jahres.

Am folgenden Tage ward dies Dekret vom Conseil d'Etat kassirt. Das Parlement that Vorstellungen dagegen. Der König kam selbst ins Parlement, ließ alle zu diesem Prozeß gehörige Akten wegnehmen, und verbot, weiter etwas darüber zu verhandeln, oder auch nur darüber zu sprechen.

Bei dieser Lage der Sachen war der Kanzler Meaupeou der Mann, der die Schritte des Königs leitete: ein Mann, selbst nach dem Zeugniß seiner Feinde, von großem Verstande und grossen Talenten. Entweder war er überzeugt, daß die Parlemente, insbesondre in Ansehung der Verkäuflichkeit, einer Reform bedürften; oder er sah dieses für eine Gelegenheit an, eine große Rolle zu spielen *); oder er mag persönliche Ursachen gehabt haben, wie seine Feinde behaupten, dem Parlemente gram zu sein **). Wir können nicht ausmachen, was seine Beweggründe waren. Aber er wars, der nun den großen Plan zur völligen Aufhebung machte, und ihn ausführte. Wir können hier nicht alles, was in dieser Absicht geschah, umständlich auseinander setzen. Die Hauptstreiche, die er gegen die Parlemente führte, waren folgende:

Das Parlement hatte, wie gewöhnlich, bei solchen wichtigen Veranlassungen, seine Funktionen als Gerichtshof eingestellt. In der Nacht vom



*) Oeuvres posthum. de Frédéric II, t. V, p. 52.

**) L'Observateur anglois, t. I, p. 59.

19 Jan. 1771 werden die Parlementsglieder, alle in der nehmlichen Stunde, von zwei Musketären gewekt, die ihnen eine Königliche Order vorlegen, ihre Funktionen wieder anzutreten, und bloß entweder Ja oder Nein unter diese Order zu schreiben. Viele unterschrieben in der Bestürzung Ja. Aber den Tag darauf in voller Versammlung fassen auch diese Schwächeren wieder Muth, und widerrufen ihr gegebnes Versprechen. In der folgenden Nacht werden sie wieder gewekt. Ein Gerichtsdiener bringt jedem von ihnen einen Befehl aus dem Conseil d'état, des Inhalts: die Parlemente wären aufgehoben, sie sollen sich nicht länger Parlementsglieder nennen, sie sollen sich aller dahin gehörigen Verrichtungen enthalten. Kaum sind die Gerichtsdiener fort, so erscheinen wieder Musketäre mit versiegelten Kabinetsbefehlen oder Lettres de cachet. Durch diese Befehle werden sie alle nach verschiednen, weit von einander entlegenen, Orten verbannt. — Alle ertrugen standhaft ihr Schikfal.

Nun errichtete Meaupeou ein ganz neues Parlement von neuen Mitgliedern. Diesem neuen Parlemente ward das Recht, Vorstellungen zu thun, zwar nicht ganz genommen; aber dahin eingeschränkt, daß es solche nicht eher thun solle, als bis es die ihm zugesandten Edikte und Befehle registrirt habe, und dann solle es nie auf seinen Vorstellungen bestehen, sondern bloß von der Gnade des Königs erwarten, ob er Rükficht darauf nehmen

men wolle oder nicht. Die Stellen bei diesem neuen Parlemente sollten nicht verkauft, und die Sporteln abgeschaft werden. Der König setzte ansehnliche Gehalte aus, dergleichen er bis dahin nicht gegeben hatte.

Es hielt anfangs schwer, genug geschikte Personen zu finden, die in dem neuen Parlemente sitzen konnten oder wollten. Viele wollten nicht, weil sie das ganze Verfahren für despotisch hielten. Der größte Theil der Advokaten wollte das neue Parlement nicht anerkennen; sie ließen ihre Prozesse liegen. Viele Untergerichte wollten ebenfalls das neue Parlement nicht anerkennen.

Dieses neue Parlement ward am 13 April 1771 vom Könige in einem Lit de justice eröfnet. Nur ein einziger Prinz vom Geblüte war dabei zugegen; denn die andern alle hielten es mit dem abgesetzten Parlemente, und protestirten gegen die Abschafung. Frankreich gerieth über diesen Vorgang in große Gährung. Die Prinzen von Geblüte fielen in Ungnade. Der Hof wurde ihnen verboten. Einige Pairs protestirten *) gegen dieses Verfahren des Hofes, das sie einen Eingrif in die Reichsgrundgesetze nannten. Die Prinzen vom Geblüte und die Pairs glaubten: mit dem Untergange der Parlemente könnten ihre eignen Vorzüge und Rechte in

*) Diese Pairs nannte man les Pairs protestans. Das hat man (sollte man es glauben?) in einem deutschen Buche, protestantische Pairs, übersetzt.

in Gefahr kommen, unterzugehen. Die Prinzen erinnerten sich, wie Ludwig XIV., ihnen zum Nachtheil, seine natürlichen Söhne successionsfähig hatte machen wollen. Die Pairs erinnerten sich: daß eben dieser Ludwig XIV., der die Parlemente niederdrükte, auch die Vorzüge der Pairs eingeschränkt hatte.

Der Erzbischof von Paris hingegen freute sich so sehr, daß er die sogenannte Messe rouge *) selbst im neuen Parlemente las. Alle eifrige Katholiken, alle Prälaten, die auf ihre Prälatenrechte hielten, alle Erzbischöfe und Bischöfe, die es verdroß, daß die geistliche Jurisdiktion in Frankreich durch die Wachsamkeit der Parlemente so eingeschränkt war, alle heimliche Jesuiten und ihre Freunde nahmen Theil an der Freude des Erzbischofs.

Frankreich war immer sehr fruchtbar an satirischen, auf die Vorfälle der Zeit sich beziehenden Schriften. Nie waren sie so häufig, nie so heftig wie jetzt. Der Herzog von Aiguillon, Madame du Barry, und vorzüglich der Kanzler Meaupeou, waren die Gegenstände, gegen welche Witz und Bosheit alles versuchten, was sie in Verbindung mit

*) Vom 7 Septemb. bis zum Tag nach Martini oder d. 12 Novemb hat das Parlement Ferien. Am 12 Novemb. fängt es seine Sitzungen wieder an. Die Feierlichkeiten der Eröfnung fangen mit einer Messe im großen Saale des Palais an, wobei alle Mitglieder en robes rouges assistiren. Daher heißt diese Messe la messe rouge.

mit einander vermögen *). In dieſen Satiren hielt man ſich ſo gar darüber auf, daß der Kanzler eine Menge Pedanterein abſchafte, denen die alten Parlemente und überhaupt der ganze Rechtsgelehrtenſtand ſehr ergeben war. Kein Parlementsglied, kein Juſtizbeamter ließ ſich öffentlich anders, als in feierlicher Kleidung ſehen. Ihre Manieren, ihr Ton, ihre Ausdrükke, alles war gravitätiſch. Vieles, was andere ehrliche Leute für unſchuldige Vergnügen halten, durften jene ſich nicht erlauben, weil ſie es der obrigkeitlichen Würde unanſtändig hielten. Viele Schriftſteller, insbeſondre die theatraliſchen, hatten ſich ſchon oft über alles dieſes feierliche Weſen luſtig gemacht. Eine Kammerjungfer in der Komödie ſagt:

I'épouſerois plûtôt un vieux ſoldat,
Qui jure, boit, bat ſa femme & qui l'aime,
Qu' un fat *en robe*, enivré de lui-même;
Qui, d'un ton grave, & d'un air de pédant,
Semble juger ſa femme, en lui parlant,
Qui, comme un paon dans lui-même ſe mire,
Sous ſon rabat ſe rengorge & s'admire,

*L'Enfant prodigue* von Voltaire.

Meaupeou trug ſeine Kanzlerperükke und Kanzlerſimarre nur, wenn es das Ceremoniel erforderte. In Geſellſchaft legte er das feierliche Weſen ab; er ſcherzte, er gab ſogar ſelbſt Soupees, er ſpielte Whiſt:

*) Dahin gehören der Gazettier cuiraſſé; die Correſpondance ſecrète; u. ſ. w.

Whist: innovation unique dans la maniere d'êtr du Chef suprème de la Justice, sagten die Pam phletschreiber; on ne peut disconvenir, qu'il n soit un homme étonnant.

Mit den zwölf Provinzialparlementen ward darauf die nehmliche Veränderung vorgenommen.

Ein wichtiger Punkt war noch übrig. Die abgesetzten Parlementsglieder hatten doch ihre Stellen gekauft. Ohne die schreiendste Ungerechtigkeit zu begehen, konnte sich der Hof nicht weigern, ihnen das Kaufgeld zu erstatten. Dieses war die große Schwierigkeit, auf die in dem Testament politique, das man dem Kardinal Richelieu beilegt, gezielt wird. Die ganze Summe an die gewesenen Besitzer dieser Stellen auszuzahlen, war bei den damaligen schlechten Finanzumständen unmöglich. Statt baarer Bezahlung also mußte der Hof Obligationen geben; und mußte nun also 1) Mittel ausfindig machen, die jährlichen Zinsen, die auf 5 Prozent gesetzt wurden, für die gewesenen durch diese Obligationen abgekauften Parlementsherren aufzubringen. 2) Weil die neuen Parlemente keine Sporteln bekommen sollten, so mußten ansehnliche Gehalte für sie festgesetzt werden. Diese beiden neuen jährlichen Ausgaben waren so beträchtlich, daß viele glaubten, der Hof würde nie Rath dazu schaffen können; es würde die Klippe sein, an der Meaupou mit allem seinem Verstande und aller seiner Standhaftigkeit scheitern müsse.

Ich

Ich will die Wichtigkeit dieſer Schwierigkeit etwas umſtändlicher zeigen. Ein Conſeiller beim Parlement zu Paris bekam ſonſt vom Könige am feſten Gehalt nur — 13 Liver 14 Sols. Allein der Kaufwerth der Stelle, den der König nun erſtatten wollte, ward zu 51,000 Liver gerechnet *). Dafür alſo nun bezahlte der König 1) dem abgegangenen Conſeiller jährlich 2550 Liver Zinſen. 2) Dem wiederangeſetzten Conſeiller bei dem neuen Parlemente ward ein Gehalt von 3000 Liver beſtimmt. Durch dieſe Veränderung kam alſo dem Könige jede Stelle eines Conſeiller, ſtatt 13 Liver 14 Sols, die er vorher dazu gab, auf 5550 Liver. Ein Präſident bekam vor der Veränderung 8000 Liver Gehalt. Der Kaufwerth hingegen ward auf 550,000 Liver geſetzt. Davon betrugen nun die jährlichen Zinſen 27,500 Liver. Der Gehalt eines neuen Präſidenten ward auf 20,000 L. geſetzt **) — Das Parlement zu Pau iſt eins der kleinſten. Die Summe des Kaufwerths aller bei demſelben befindlichen Stellen ward zu 1,200,000 Liver gerechnet, wovon die jährlichen Zinſen, die der König nun bezah-

*) Da an 200 Conſeillerſtellen beim Pariſer Parlemente ſind, ſo betrug die Summe ihres Kaufwerths über 10 Millionen Liver; und die davon zu entrichtenden jährlichen Zinſen betrugen über eine halbe Million.

**) Journal hiſtorique de la Revolution opérée dans la Conſtitution de la Monarchie Françoiſe par Mr. de Meaupeou Chancelier de France. Tom. II. p. 239.

bezahlen mußte, 60,000 Liver betrugen. Die sämmtlichen Gehalte bei dem daselbst errichteten neuen Parlemente betrugen 156,500 L. *). Nach diesem Exempel wird man es nicht übertrieben finden, wenn einige behauptet haben: durch diese Veränderung sei der Nation eine neue Schuldenlast von 100 Millionen Liver und die Aufbringung von 5 Millionen Zinsen jährlich aufgebürdet worden **).

Allein Meaupeou wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden. Er hatte einen guten Gehülfen an dem damaligen Finanzminister, dem Abt Terrai. Dieser wußte immer, so groß auch die Geldbedürfnisse waren, Rath zu schaffen: freilich mit einem Despotismus und einer Härte, die seinen Namen der Nation zum Abscheu machten. — Indessen Meaupeou brachte sein Werk zu Stande. Allmälig erschlaffte der Widerstand seiner Gegner. Von den Prinzen und Pairs an bis zu den Advokaten und Untergerichten herab, gewöhnte sich allmälig alles an die neuen Parlemente.

Aber Ludwig XV. starb 1774 den 10 Mai. Ludwig XVI. hob, auf Maurepas's Rath, die neuen Parlemente auf, und setzte die alten wieder ein. Meaupeou ward exilirt. Ludwig XVI. errichtete noch ein neues Parlement: das zu Nanci 1775 im September.

Kiel. Hegewisch.

---

6. Anekdo-

*) Ebendaselbst, S. 305.
**) Observateur anglois T. I. p. 113.

6.

# Anekdoten Seine Königl. Majestät, Friedrich Wilhelm den Vielgeliebten, als vierzehnjährigen Prinzen von Preußen, den Major von Kleist, und den Herzog Leopold von Braunschweig betreffend.

Als der sel. Prof. Sander, aus Karlsruhe, im J. 1780 mich besuchte, fand er in meinem Stammbuche verschiedene Denkmahle großer Herren, und berühmter Gelehrten, deren einige er in sein Reisejournal aufzeichnete, und welche auch zum Theil im zweiten Bande der Beschreibung seiner Reisen mit abgedrukt sind. Das vornehmste und zugleich vortreflichste derselben, welches von Sr. Königl. Majestät, als damals vierzehnjährigem Prinzen, herrührt, ist mit merkwürdigen Umständen begleitet, welche ich verschiedenen meiner Freunde erzählt habe, die deren Bekanntmachung wünschten. Auf wiederholtes Erinnern, muß ich ihren Wunsch erfüllen; und ich werde bei dieser Gelegenheit zugleich das traurige Andenken des als Dichter und Held unvergeßlichen Preußischen Majors von Kleist, und des unsterblichen Herzogs Leopold von Braunschweig, erneuern.

Im J. 1758 reisete ich von Frankfurt an der Oder, wo ich mich 10 Jahr aufgehalten, und theils Kollegia gelesen theils mit der medizinischen Praxis mich beschäftigt hatte, auf einige Tage nach Berlin, und besuchte den damaligen Hofmeister Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen von Preußen,

itzigen würdigen Direktor der philosophischen Klass der Königl. Akademie der Wissenschaften, Herr von Beauelin; mit welchem ich schon vorher, au Veranlassung seiner in den Memoires de l'Acad. d Berlin befindlichen, und von mir für das Hambur ger Magazin übersetzten Abhandlung, von der Kunst, geöfnete Eier beim Lampenfeuer auszubrü ten, einen Briefwechsel unterhalten hatte. Bei dieser Gelegenheit äußerte ich ihm meinen Wunsch, seinem hohen Eleven mein Stammbuch überreichen zu dürfen, wofern ich nicht zu befürchten hätte, daß dieses Se. Königl. Hoheit befremden möchte, oder Sie vielleicht meine Bitte unrecht auslegten. Herr von Beguelin versicherte mich, daß der Prinz die Absicht und den Werth der Stammbücher der Gelehrten kenne; und er würde es Ihm gegen Abend vorlegen. Als ich hierauf Herrn von Be= guelin anzeigte, daß meine Rükreise noch an die= sem Tage festgesetzt sei, sagte er: „Bei dem Prin= „zen machen itzt verschiedene Französische Offiziere „von den Kriegsgefangenen ihre Aufwartung; wir „wollen es aber doch wagen, und zu ihm gehen". Herr von Beguelin führte mich in das Audienz= zimmer, und stellte mich Sr. Königl. Hoheit mit den Worten vor: „Mon Prince, hier ist mein „Freund, ein Medikus von Frankfurt, welcher „sich die Gnade von Ihnen erbittet, Sie in seinem „Stammbuche zu haben". Der Prinz nahm das ihm in tiefster Ehrfurcht von mir überreichte Stammbuch, durchblätterte es, würdigte einige Stellen einer besondern Aufmerksamkeit, sprach dazwischen mit den Offizieren über verschiedene Ma= terien, und fragte mich: „Studiert viel Noblesse „in Frankfurt"? Ich nannte eine gute Anzahl der mir bekannten Edelleute. „Auch sind", fügte

ich

nennet. Jst dort Gnade zu, dann Ruh zu ihm ist sie die Thür dahin.

Der Tod. Wie heißen sie?

Der Geselle von Sommerwerk, Der Geselle von Winterwerk, Der Geselle von Frühlingwerk, Der Geselle von Herbstwerk. Wo man sieht Gott's, oder Teufels, Lohn er hat in der Hölle oder Himmel.

Der Christen Lohn ist die ewige Freude seeligkeit, Gott's Lohn ist die ewige Pein Hölle und Verdammniß.

Der Tod. Wie viel Diener hat er zu Hause?

Der Diener sind viererley Dreyerley zu nennen Gott's Diener, die Diener der Kirchen, Diener der Regierung und Diener der Verwaltung. Der Diener Gott's sind alle jene gottseligen Leute Leuten nachfolgen; und zu Gnaden, zu Christen, zu Gottseligkeit, zu Ruh, zu Frieden, zu Liebe, zu Barmherzigkeit, zu Geduld, zu Sanftmuth, zu Demuth, zu einem Aufsehen machen, damit der reiche Gott Gnade und Barmherzigkeit bei allen ausschaffen, denen gottseligkeit in einem ernstlichen gewissen Leben, und Wandel, und Gott's Wort, und Gebet, und zum Worte von Trostes Gnaden sind, Gnade, und Barmherzigkeit in der Taufe, bei dem ist eben gottseelig sind, zu sein. Die wollen Gott, die zum wort in den Kirch sind nahmlich sind Gott's Diener, die Gott's Wort verkündigen, und Gott's Gnade in den Sakramenten austheilen. Die Leute wollen Predigern und Lehrer sein die Worte, und Sakramente, und Gnaden Gott's Gnadenbund, und wenn sich in den Sakramenten Gnade Gott's Gnade Gott's Gnade Gott's Gnade Gott's Gnade

Verwandlung. Ich bin es, und finde mich entfernt von Ihnen, wie ehedem.

Ihnen Gutes zu erzeigen, ist mir Bedürfniß.

Ihr Freund und Diener Johann Georg Hamann.

d. 14 Aug.

Ich habe Ihnen, lieber Herr, die Ehre zu schreiben, und bitte um Ihre Gedanken über Ihre Lage, welche mir gestern bey Tische, wenn ich mich recht erinnere, nicht ganz deutlich vorkam. Ich habe „Unterredungen Lessings“. Schade, daß Sie d. 2. Bd. Ihnen nur einige Tage beschieden sind. Ich habe Ihnen, lieber Herr, einige Bücher auf Ihre Bestellung gesandt, wovon die zweyte ungedruckte, so scharfsinnig sie ist, mir doch nicht gefallen will. Ich habe Ihnen ein Buch über Ihre Lage mitgebracht, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben.

Ich habe das Buch für den Ihnen so bekannten Herrn Prof. Forkel; und werde Ihnen Ihr Buch nächsten schicken. Werner.

Dr. Friedrich Heinrich Jacobi, Autor in Pempelfort.

Vor heute, reges Ein, Werter Theurer, Ihr Brief



Brief vom 14. Aug. 1787 ist verschollen.

Brief vom 14. Aug. 1787 ist verschollen.

Der Major von Kleist hatte an dem schrekkich blutigen Tage, d. 12 Aug. 1759 bei Kunersdorf, einen Kartätschenschuß in den rechten Fuß bekommen, und war beinahe 24 Stunden auf dem Schlachtfelde liegen geblieben; welche schrekliche Scene itzt Chodowiezki gezeichnet, und Berger in punktirter Manier gestochen hat. Am 13 Aug. erinnerte er sich eines Freundes in Frankfurt, des Hrn. Prof. Nikolai, und wünschte zu ihm gebracht zu werden. Dieser edle Mann, der mit gründlicher Gelehrsamkeit die reinste Menschenliebe verband, und im eigentlichen Verstande auch mein Busenfreund war, nahm den schwer Verwundeten in seine Behausung, und ließ ihm die sorgfältigste Pflege widerfahren, um, wo möglich, sein theures Leben zu retten. Doktor Eberti, und ich, nebst den geschiktesten Wundärzten, kamen fast Tag und Nacht nicht von seinem Bette, und wandten alle Mittel zu seiner Erhaltung an. Es hätte uns auch vielleicht geglükt, wenn Herr von Kleist sich die nöthig gewordene Amputation des Fußes hätte gefallen lassen wollen. Allein durch alle Bitten und Vorstellungen war er dazu nicht zu bewegen, weil er sich von der Vergeblichkeit der Operation überzeugt glaubte. Was er ehedem selbst in seinem Cissides und Paches geschrieben hatte:

Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth — wie gern sterb ich
Ihn auch, wenn mein Verhängniß ruft!



fus aurei infigendi puerorum animis, quibus illustres parentes contigerunt!

diesen großen Gedanken empfand er itzt. Der Tod für das Vaterland war immer, auch selbst im Frieden, sein wärmster Wunsch. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Er behielt, sein zehntägiges schmerzhaftes Lager über, die bewundernswürdigste Stärke und Gegenwart des Geistes, und unterhielt diejenigen, die um ihn waren, worunter sich auch beständig viele Russische Offiziere, die den Werth dieses Kriegesgefangenen kannten und zu schätzen wußten, befanden, mit den lehrreichsten Unterredungen fast aus allen Fächern der Gelehrsamkeit. Als ich voraus sah, daß er dem Tode unterliegen mußte, erbat ich mir von ihm ein Andenken in mein Stammbuch. Er nahm es, traf sogleich auf die Seite, worauf der Prinz von Preußen geschrieben hatte, küßte es, und sagte: Das ist Balsam für meine Wunden! O würdigster Thronfolger! Nachher fand er, zu seinem größten Vergnügen, berühmte Namen eines Euler, Christ, Jöcher, Damm, Kanzler v. Wolf, Elsner, v. Haller, Erneſti, Sulzer, Gesner, Gleim, Kamler, Heumann, v. Steinwehr und seiner gelehrten Gattinn, geb. v. Ziegler, Böhmer, Gottsched und seiner gelehrten Gattinn, geb. Kulmus, Jablonski, v. Premontval, Kahle, Formey, Kapp, Köhler, Maupertuis, Käſtner, Krüger, Köler, Beguelin, Mascov, Michaelis, Heinius, Kanzler v. Mosheim, Sack, Pütter, Kibov, Merian, der drei Gebrüder Baumgarten, Stiebritz, Schwabe, Schmauß, seines wohlthätigen Wirthes Prof. Nikolai, und dessen zwei Brüder, v. Windheim, Strähler, Süßmilch, Gellert, Lessing, v. Seguer, v. Humbert, Edelmann, Kies, Naumann, u. a. m.; und machte theils über ihre Per-

son

ten, die in dem Ihr anhängenden Namen, durch den Ihr Gemahl Sie bezeichnet hatte, enthalten waren.

Sie wiederholte diesen Versuch mehrere Male, und immer mit demselben Erfolge. Sie sah, daß sie sich nicht täuschte, und daß sie wirklich die Gabe besaß, Gedanken zu lesen. Sie sah, daß sie sich nicht täuschte, und daß sie wirklich die Gabe besaß, Gedanken zu lesen. Sie sah, daß sie sich nicht täuschte, und daß sie wirklich die Gabe besaß, Gedanken zu lesen

Ihren Bücher eine Monatsheft. Die Herr Pro-
fessor Wolf, Professor der Arbeitsmethode
Prof. Dr. Walter, Professor der Arbeitsmethode
Prof. Dr. Walter, Professor der Arbeitsmethode
Prof. Dr. Walter

gut Russisch salutirt wurde. Kleist ward den Augen, aber nicht den Herzen, entzogen.

* * *

Als Madame Karschin den Namen Kleist in meinem Stammbuche fand, entrann ihren Augen eine männliche Zähre, und sie flocht ihm auch ihren Kranz, dadurch, daß sie die damals noch vor und hinter ihm leere Seite im Buche, damit sie, wie sie sich ausdrükte, von niemanden entweihet würde, in Besiz nahm, und durch ihre frommen Wünsche heiligte.

Auf der einen Seite neben ihm schrieb sie:

Den Mann der griechischen Helene
Verband ein Arzt vor Ilium.
Ihr grossen Götter! o warum
Vernahmt ihr nicht das Klaggetöne
Der Musen an dem Oberstrand
Und ließet diesen Arzt herunter zum Verband
Zu Dem, der größer war als Tyndars beide Söhne,
Und mit zerschoßner starrer Hand
Im Arm des Todes sich der Freundschaft zuge-
wandt?

Sappho.

Und auf der Seite nach ihm:

Ihr stolzen Kinder Aeskulaps!
Wollt ihr urplözlich Fürsten werden,
So reißt die Götter dieser Erden
Herab von Schwellen ihres Grabs.
Tropäen und Eroberungen

Und gleiche Theilung seines Throns
Gäb' Alexander gern den Aerzten Babylons,
Wenn sie den Tod zurük gezwungen,
Der, eingehüllt in Frost und fieberische Gluth,
Verhöhnt des Arztes Kunst und Weltbezwingers
Muth.

Mit diesem kleinen Gesang empfiehlt sich
ihrem nicht stolzen Freunde,
Anne Louise Karschin,
geborne Dürbachen.

* * *

Noch einmal und aufs neue blutet mein Herz bei Erneuerung des Andenkens an den Engel in Menschen-Gestalt, den hochsel. Herzog Leopold von Braunschweig. Es war im Jahr 1781, als ich, bei Gelegenheit einer Erholungsreise nach Frankfurt, diesen über alle Lobsprüche weit erhabenen Prinzen kennen zu lernen, und seiner besondern Gnade gewürdigt zu werden, das Glük hatte. Er ließ mich, bei meinem vierzehntägigen Aufenthalte daselbst, fast täglich zur Tafel, und zu Spazziergängen mit ihm, einladen: wobei er sich, wenn wir beide allein waren, gemeiniglich in englischer, zuweilen auch in lateinischer, Sprache mit mir zu unterhalten pflegte. Bei Durchblätterung meines Stammbuches begleitete er viele Stellen mit kritischen Anmerkungen. Bei dem Prinzen von Preussen warf er einen Kuß mit der Hand, und sagte: Bravo, mon Cousin! Das thun Sie gewiß! Bei dem Kaiserl. Königl. Feldmarschall-Lieutenant Grafen und Herrn von Stahrenberg erinnerte er: Quid Saul inter Prophetas? quid anser inter olores?

Mann? Das machte die Regierungsweise. Er ist kein tanbenscheuer Mann. Weder seine Mienen noch seine Worten sind falsch. Nicht wahr, Jerusalem, wenn sie einkommen? hatte er gesagt, wenn einer von seinen Bedienten seine Gebieterinn ermordet? Und Jerusalem hatte ihm Ja! Ja! geantwortet. Ja! Ja! Ja!

Die Schreiber, von den Gränzen nach Innsbruck gesendet, sollen, wie vormals, die Briefe nur bis Innsbruck, und nicht weiter, bringen. Die Innsbrucker Briefträger sollen sie nach Hall, Schwaz, Rattenberg, Kufstein, Rotenburg, Lienz, Sachsenburg, Villach, Klagenfurt, Judenburg, Leoben, Bruck, Neustadt, Wien, Linz, Salzburg,

Wunder zu geben, da man den Wunderthäter kannte, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, gewohnt war, ihn wahrzunehmen. Aber wie wir hier die Christenheit gebessert antreffen, so ist sie es auch in allen andern Ländern. Sie hat keine Wunder, und braucht sie auch nicht mehr, weil sie den Geist in der Lehrmethode besitzet. Denn diese ist die Lehrmethode jener Zeiten und Völker, wo Wunder waren oder noch geschehen; aber diese sind, so wie die Völker, selbst, nicht mehr. Der Geist ist auch nicht mehr in der Lehrmethode, weil sie nicht mehr auf Gott sich in Christo, sondern auf Gott in sich selbst bezieht. Sie ist nicht mehr Lehrmethode, sondern Lehrmethode, ihrer Identität aber nicht mehr sich bewußt; sie weiß nicht mehr, daß sie Lehrmethode ist. Sie hat, als Lehrmethode, nicht mehr die Bedeutung, daß sie Gott in Christo zu Gott in sich, und Christo in sich, zu Gott führen soll. Sie kann sogar, wie wir es in unsern Tagen sehen, Gott in sich, und Christo in sich, zu Gott führen, ohne daß sie Lehrmethode ist. Der Geist ist nicht mehr in der Lehrmethode, weil sie nicht mehr das Verhältniß ist, das sie ist. Sie ist nicht mehr das Verhältniß, das sie ist, weil sie nicht mehr Lehrmethode ist. Sie ist nicht mehr Lehrmethode, weil sie nicht mehr Wunder hat. Sie hat nicht mehr Wunder, weil sie nicht mehr Lehrmethode ist. Sie ist nicht mehr Lehrmethode, weil sie nicht mehr das Verhältniß ist, das sie ist. Sie ist nicht mehr das Verhältniß, das sie ist, weil der Geist nicht mehr in ihr ist. Der Geist ist nicht mehr in ihr, weil sie nicht mehr Lehrmethode ist. Sie ist nicht mehr Lehrmethode, weil sie nicht mehr Wunder hat. Sie hat nicht mehr Wunder

„Was Menſchen“ rief ich ihm zu: „Ihnen nicht „danken ſollen und können, das wird Ihnen Gott „vergelten. Aber, ich ſehe ein Gewitter aufſteigen, „wir werden unſre Abſicht nicht erreichen.“ Wir kehrten um. Dieſe Gegend war es, wo nachher der Leichnam des im Jahr 1785, bei dem rühmlichen Beſtreben, den unglüklichen Dämmern in der Waſſersnoth beizuſtehen, ſein eigenes Leben aufopfernden Herzogs gefunden ward. Mir fällt hier, vor Wehmuth, die Feder aus der Hand — ich muß hingehen und weinen.

Berlin, d. 16 Dec. 1788. Krünitz.

7.

## Herrn Dr. Girtanners Erklärung.

Im November der Berliniſchen Monatsſchrift finde ich einen Aufſatz, mit meinem Namen: über die Quelle von Vaucluſe, den ich nicht ſelbſt eingeſchikt habe, und der auch von mir zum Drukke gar nicht beſtimmt war. Der in demſelben herrſchende empfindſame Ton kontraſtirt mit meiner itzigen Art zu denken ſo ſehr, daß mir jede Erinnerung an die Zeiten, wo ich noch ſo wie in dem vor mir liegenden Aufſatze ſchrieb und dachte, nicht anders als höchſt unangenehm ſein kann. Vielleicht iſt es in einem gewiſſen Alter verzeihlich, an vertraute Freunde in einem ſolchen Ton zu ſchreiben; aber einige Jahre ſpäter ſo was drukken zu laſſen, würde unverzeihlich ſein. Ich wiederhole alſo, daß ich an dem Abdruk jenes jugendlichen Verſuchs in empfindſamer Schreibart gar keinen Antheil habe.

Göttingen, d. 26 Nov. 1788. K. Girtanner.

* *
*

Wir mögten Herrn Dr. Girtanner gegen sich selbst vertheidigen, wenn er dessen bedürfte, und nicht (so viel wir wüßten) jeder Leser von Gefühl und Geschmak jenen Aufsatz mit großem Vergnügen gelesen, und dem Verfasser desselben im Herzen dafür gedankt hätte. Auch übersah man wohl nicht, daß es ein Auszug aus einem freundschaftlichen Briefe war, der in einer keinem Manne unanständigen Wärme des Herzens für Natur- und für dichterische Schönheiten geschrieben worden. Es ist doch ein anderes, für Gottes Schöpfung und für einen Petrarka, als für leere Träumereien eines Swedenborgs oder gar für einen Betrüger wie Schröpfer und Cagliostro warm zu werden.

Indessen mögte es scheinen, als bedürften wir selbst einer Vertheidigung, daß wir einen zum Abdruk nicht bestimmten Aufsatz haben drukken lassen. Aber — und das weiß Niemand besser als H. D. Girtanner selbst — wir erhielten diesen vor 2 Jahren von ihm geschriebenen Brief freilich nicht von ihm selbst, aber von Jemand, der das größte Recht daran besaß, und dem das Recht des Abdrukkes Niemand als bloß der Verfasser streitig machen konnte. Dies sei genug zu unsrer Rechtfertigung, auch bei denen, welche nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß wir uns nie einer Indiskretion im Abdruk von Briefen oder andern anvertrauten Sachen schuldig gemacht haben. Da indessen der von uns hochgeschätzte Verfasser uns freundschaftlich bat, seiner Erklärung einen Platz in unsrer Monatsschrift zu geben, so haben wir auch hierdurch ihm gefällig zu sein gesucht.

Die Herausgeber.

8. Ver-

8.

# Berlinische Mortalitäts = und Krankheits = Tabellen.

## I. Berechnung der in Berlin im 4ten Quartal des Kirchenjahres vom Advent 1787 bis dahin 1788 Gebornen und Gestorbenen.

| Wochen | Geboren | | Gestorben. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Kinder. | |
| | Männl. Geschl. | Weibl. Geschl. | Männ. | Frauen | Männl. Geschl. | Weibl. Geschl. |
| Vom 23. Aug. bis d. 29 ei. | 46 | 56 | 15 | 17 | 21 | 19 |
| v. 30. — bis 5. Sept. | 52 | 54 | 37 | 18 | 22 | 25 |
| v. 6. — — 12. — | 47 | 37 | 18 | 16 | 21 | 17 |
| v. 13. — — 19. — | 48 | 46 | 36 | 18 | 34 | 14 |
| v. 20. — — 26. — | 40 | 48 | 19 | 24 | 30 | 14 |
| v. 27. Sep. — 3. Octb. | 56 | 61 | 15 | 18 | 28 | 30 |
| v. 4. — — 10. — | 54 | 46 | 27 | 25 | 28 | 20 |
| v. 11. — — 17. — | 52 | 49 | 25 | 26 | 33 | 20 |
| v. 18. — — 24. — | 38 | 42 | 20 | 17 | 22 | 14 |
| v. 25. — — 31. — | 57 | 39 | 19 | 22 | 22 | 27 |
| v. 1. — — 7. Nov. | 37 | 38 | 27 | 26 | 27 | 26 |
| v. 8. — — 14. — | 49 | 35 | 23 | 27 | 29 | 19 |
| v. 15. — — 21. — | 50 | 55 | 18 | 19 | 24 | 25 |
| | 626 | 606 | 299 | 273 | 341 | 270 |
| Summa | 1232 | | 1183 | | | |

Unter den Gebornen sind 72 unehel. Söhne und 43 unehel. Töchter; zusammen 115. Ferner 9 Paar Zwillinge und 1 Paar Drillinge.

Reka-

Bekanntmachung, die Ausgabe von Anweisungen auf die Königliche Seehandlung (Preußische Staats-Bank) betreffend.

Vom 17. Januar 1820.

Nachdem Wir durch Unsere Verordnung vom 17. Januar 1820. wegen Ausgabe von Anweisungen auf die Königliche Seehandlung (Preußische Staats-Bank) Folgendes festgesetzt haben:

Gedruckt bei Decker, Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdrucker.

III. Spät-Gotik in a Style von Rhone (ca. Savoie) c.15 in Schweiz und Frankreich. Ende 15. Jh. ca. 1500 in Deutschland

| Description | Qty | Unit | Total |
|---|---|---|---|
| **Electrical** | | | |
| Main switchboard | 1 | 4,200 | 4,200 |
| Sub-distribution boards | 6 | 1,150 | 6,900 |
| Cable tray, 300 mm | 240 | 38 | 9,120 |
| Power cabling, 4 mm² | 1,800 | 6 | 10,800 |
| Lighting cabling, 2.5 mm² | 2,400 | 4 | 9,600 |
| Luminaires, recessed | 320 | 95 | 30,400 |
| Luminaires, surface | 60 | 110 | 6,600 |
| Emergency lighting | 40 | 140 | 5,600 |
| Earthing system | 1 | 2,800 | 2,800 |
| **Mechanical** | | | |
| Air handling unit | 2 | 18,500 | 37,000 |
| Ductwork, rectangular | 1,200 | 42 | 50,400 |
| Diffusers | 180 | 35 | 6,300 |
| Chilled water pipework | 600 | 28 | 16,800 |
| Pumps | 3 | 2,400 | 7,200 |
| **Plumbing** | | | |
| Soil and vent pipework | 450 | 22 | 9,900 |
| Cold water pipework | 520 | 18 | 9,360 |
| Hot water pipework | 380 | 20 | 7,600 |
| Sanitary fittings | 24 | 310 | 7,440 |
| Drainage | 1 | 6,500 | 6,500 |
| **Fire** | | | |
| Sprinkler heads | 210 | 45 | 9,450 |
| Fire alarm panel | 1 | 3,800 | 3,800 |
| Detectors | 140 | 60 | 8,400 |
| Manual call points | 18 | 75 | 1,350 |
| **Lifts** | | | |
| Passenger lift | 2 | 48,000 | 96,000 |
| Goods lift | 1 | 52,000 | 52,000 |
| **Total** | | | 399,420 |

| | | |

# Berlinische Monatsschrift

## 1789.

## Zweites Stük. Februar.

### 1.

### An den Aurelius und Furius.

#### Katulls elftes Gedicht.

— ∪ — ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪
— ∪∪ — ∪

Mein Aurel und Furius, ihr Gefährten
Des Katull, und ging' er bis an den Ganges,
Ging' er ans Eoische Meer, das fernher
Brausend den Strand peitscht:
Zum erhitzten Araber, dem Hirkaner,
Sacer oder köcherbehangnen Parther,

Oder wo der Nilgott mit siebenfachem
Strome das Meer färbt;
Oder überstieg' er die hohen Alpen,
Cäsars Ehrenmähler, den Rhein zu sehen
Und der wilden äußersten Britten Eyland:
Die ihr dies alles,
Und was sonst der Himmlischen Wille fügte,
Mit mir zu bestehen nicht säumen würdet:
Saget meinem Mädchen ein Paar nicht allzu
Freundliche Worte.
Sie soll glücklich leben mit ihren Buhlern,
Deren sie drey hundert zugleich am Seil führt,
Keinen wirklich liebt, nur das Mark in Beinen
Allen rein aussaugt!
Soll auf meine Liebe nicht ferner hoffen,
Die durch ihre Schuld nun auf einmal hinsinkt,
Gleich dem Frühlingsblümchen am Saum der Wiese,
Wenn es der Pflug knickt!

## Anmerkungen.

Dieses kleine Gedicht gefällt besonders wegen der Ueberraschung, die es hervorbringt. Der naiveste unter den Dichtern nimmt eine ganz sonderbare Wendung, einem Mädchen zu sagen, daß er sie nicht mehr lieben könne.

könne. Zwey Freunde, die ihn durch feindliche und durch unbekannte Länder in Asien, Africa und Europa begleiten würden, werden gleichsam als Botschafter zu ihr gesandt, ihr seine Liebe aufzukündigen.

Je mehr dergleichen Wendungen auffallen, desto seltener gebrauchen sie die Dichter, damit sie den Reiz der Ueberraschung nicht verlieren.

V. 3. Ging' er ans Eoische Meer:) an den Ocean, der Asien auf der östlichen Seite umgiebt.

V. 10. 11. Cäsars Ehrenmähler, den Rhein zu sehen und der Britten Eyland.) Diese Verse, welche Cäsars Lob zu enthalten scheinen, verdienen näher geprüft zu werden. Als Cäsar über den Rhein in Deutschland eindringen wollte, bauete er eine der merkwürdigsten Brücken über den Strom, ging, nachdem er wenig wider die Deutschen ausgerichtet hatte, nach achtzehn Tagen wieder zurück, und warf die Brücke hinter sich ab, und zeigte den Römern fast nicht mehr, als daß er weiter ins Land gedrungen sey, als seine Vorgänger.

Was die ehrgeizige und unnütze Ueberfahrt nach Britannien betrift, so kehrte er von dannen, nachdem er einige Oerter verbrannt hatte, bald wieder nach Gallien zurück und ob er gleich das Jahr darauf abermals hinüber setzte, so sagt doch Tacitus von dieser ganzen Unternehmung nicht mehr, als daß der vergötterte Julius den Nachfolgern Britannien mehr gezeigt als überliefert habe. Es scheint also das Lob des Katullus hier mehr ironisch als ernstlich gemeint zu seyn: denn am Rhein ist das Wunderwerk seiner Brücke nicht mehr zu finden, und in Britannien sieht man von seiner Unternehmung mehr nicht, als einige Brandstellen.

In zwey nachfolgenden Gedichten verspottet ihn der Dichter ganz offenbar. Der gelehrte und edelmüthige

Cäsar rächte sich aber an diesem witzigen jungen Ritter so wenig, daß er ihm zwar, nach dem Berichte des Suetonius, zu verstehen gab, er wäre durch seine Verse auf den Mamurra auf immer gebrandmarkt worden, als dieser es aber wieder gut zu machen suchte, ihn noch an demselben Tage zur Tafel lud und mit seinem Vater in eben der Gastfreundschaft fortlebte, die er bisher mit ihm unterhalten hatte.

Ramler.

2.

# Ueber die allgemeine Toleranz.

## Drittes Schreiben aus Virginien an Herrn Geheimen Justizrath Möser.

Ich kann Sie, liebster Freund, von demjenigen, was in der Versammlung der Weisen *) vorgefallen ist, nicht besser unterrichten, als wenn ich Ihnen die ganze Unterredung, so wie ich solche selbst mit angehört, und gleich nachher aufgeschrieben habe, hiemit vorlege. Hören Sie also:

A. Ich dächte, es wäre immer noch besser, wir ließen einen Jeden glauben was er will, und erforderten von Keinem ein Bekenntniß seiner Meinungen.

B. Also

*) Man s. den Schluß des zweiten Briefes, Berl. Monatsschrift, März 1788, S. 209.

B. Also auch kein Bekenntniß seiner moralischen?

A. Wozu alle dergleichen Bekenntnisse? Giebt es nicht schon Heuchler genug in der Welt? und kann nicht ein jeder immer anders sprechen als er denkt?

B. Sie wollen Sich also, wenn es sich treffen sollte, daß Sie eines Verbrechens wegen angeklagt würden, auf das Zeugniß von zwei oder drei Menschen, deren Gesinnungen Ihnen völlig unbekannt sind, um Ehre und Gut, Leib und Leben bringen lassen? Oder denken Sie, daß man in unsrer Kolonie den Beweis durch Zeugen ganz werde entbehren können?

A. Wenn die Zeugen durch einen rechtschaffenen Wandel bekannt sind, und das Zeugniß auf ihre Ehre ablegen; so werde ich dabei eben so sicher sein, als wenn sie bei allen Göttern schwören. Die Ehre hat noch allemal ihre Schuld richtig bezahlt; nicht so die Liebe des Nächsten, die oft ihren Bruder darben ließ.

B. Aber unsre Kolonie besteht aus allerhand zusammen geflossenen Leuten, von allerlei Nationen, Religionen und Charakteren; und es können leicht auch einige unter ihnen sein, welche den Grundsatz haben: daß es erlaubt sei, seinen Feind durch Gift oder ein falsches Zeugniß von der Welt zu bringen. Ein solcher Mann kann, wie die mehrsten eifrigen Sektirer, bei diesen Grundsätzen

übrigens einen ganz guten Wandel führen; und wir können ihn so wenig verachten, als zur Verantwortung ziehen, wenn er seinen Grundsätzen gemäß handelt, und mit der Freiheit zu denken wie er will, zum Mitbürger aufgenommen ist.

C. Ich bin ein Deutscher; und meine Vorfahren erforderten lange Zeit eb ngenosse Zeugen, die, wenn sie ein falsches Zeugniß ablegten, Ehre und Gut zu verlieren hatten. Die wenigsten von unsern Kolonisten sind aber noch zur Zeit solche Ehrenmänner; sie können davon laufen, wenn sie sich eines falschen Zeugnisses zu schämen haben: und solche Flüchtlinge haben keine Ehre zu verlieren. Ich lasse mich also auch auf ihr Ehrenwort nicht hängen. Es ist so schon schlimm genug, daß man in neuern Zeiten unter Christen, zur Schande der Nation, ebengläubige Zeugen statt ebengenosser zugelassen hat.

A. Aber meinen Sie denn, daß ein abzulegendes Bekenntniß seiner Meinungen den Menschen um ein Haar besser, und sein Zeugniß im geringsten zuverläßiger mache?

B. Es ist in der That so leicht nicht, wie Sie zu glauben scheinen, gegen sein eignes feierlich abgelegtes Bekenntniß zu handeln. Der Mensch, wie ich ihn kenne, braucht Religion und Tugend als Mittel zu seinem Zwekke; und wer lange bei diesem oder jenem Grundsatze seine gute Rechnung gefunden hat, wird ihn allemal ungern verlassen.

Jeder

Jeder Schritt, welchen er gegen sein ausgehangenes Bekenntniß oder seine Maske wagt, wird daher mit der größten Sparsamkeit geschehen; und ich habe es, als Richter dieser Kolonie, sehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß nicht leicht einer, in einer öffentlichen Versammlung seiner Mitbürger, wann er nur einen einzigen darin vermuthete, der von dem Gegentheil desjenigen, was er feierlich betheuren wollte, unterrichtet sein konnte, ein falsches Zeugniß abgelegt habe. So groß ist die Scham, für einen Lügner zu bestehen; und Lügner ist, wer gegen sein eignes Bekenntniß handelt. Alle Vortheile, welche wir von diesem Umstande ziehen können, gehen aber verloren, wenn wir Keinem sein Bekenntniß abfordern, oder wohl gar einen Türken oder Juden seine Versicherung auf die heilige Dreifaltigkeit ablegen lassen. Der Mann, der das Gift für ein erlaubtes Vertheidigungsmittel hält, und sich damit einen Feind von der Seite geschaft hat, sucht vielleicht wohl gar als Märtirer seiner Meinung zu sterben; da er doch nicht anders als Lügner sterben kann, wenn er sich vorhin zu andern Grundsätzen bekannt hat, und itzt eine andre Meinung bloß zur Entschuldigung einer bösen That gebrauchen will. Nur in diesem Falle kann die Obrigkeit den Böswicht mit dem Tode bestrafen; anstatt, daß sie ihn in jenem bloß als ein schädliches Thier zu behandeln hat, wofern sie ihm die Freiheit gelassen, sich zu keiner Religion bekennen

nen zu dürfen. Insgemein wird auch einer in den Grundsätzen, wozu er sich bekennt, von Jugend auf unterrichtet und daran gewöhnt sein; mithin seine Meinung, wäre sie auch nur Vorurtheil, nicht nach Gefallen verändern können; oder, wo er es thut, solches gern bekennen wollen, um nicht von dem einen oder andern Theile als Heuchler verachtet zu werden. Und ein öffentlicher Lehrer kann seinem Bekenntnisse niemals zuwider lehren, ohne seinen Dienst niederzulegen. Jeder ehrliche Mann kann Gründe haben, seine Meinungen zu ändern; aber keine, um solche zu verhehlen, wenn dieses zum Nachtheil des gemeinen Wesens gereicht.

A. Herrliche Grundsätze! Die Religion und Tugend als Mittel zu gebrauchen!

B. Die Leidenschaften sind das erste Prinzip, wonach das kaum geborne Kind handelt; und seine Erziehung besteht darin, daß wir diesen ihren von ungefähr aufgefangenen Saamen nicht wild aufschießen lassen, sondern gehörig kultiviren. Dieses geschieht durch Grundsätze der Religion und Tugend; und das heiß ich, sie als Mittel gebrauchen. Die natürliche Begierde zu gefallen und sich Beifall zu erwerben, welche jedes Kind, wie jeder Mensch, wohl nicht so ganz ohne Ursache in seiner ersten Anlage hat, mag eine größere Menge guter Gesinnungen und Thaten hervorgebracht haben, als der übertriebene Geist alles Purismus.

A. Und

A. Und noch herrlicher, daß einer so gleich sein Lehramt niederlegen soll, so bald er seinem ersten Bekenntnisse nicht länger getreu bleiben kann, sondern die besser erkannte Wahrheit vorzutragen sich verpflichtet hält!

B. Aber wie kann das anders sein? Hier sind z. B. deistische und christliche Tempel: was hat nun der Christ für ein Recht, die deistische Gottesverehrung zu stören; oder der Deist, die christliche Gemeinde zu beunruhigen? Beide Theile sind und bleiben in unsrer Kolonie ehrenfähig; aber der eine muß dem andern die Ruhe gönnen, die er selbst fordert. So muß ein Lehrer bei uns demokratisch lehren, wenn er von der Vortreflichkeit der Monarchie auch noch so sehr überzeugt wäre.

A. So soll also ein jeder Mensch, welcher ein Bekenntniß, das mit dem allgemeinen Zwekke der Kolonie bestehen kann, und dafür erkannt ist, abgelegt hat, hieselbst ehrenfähig sein, und sogleich als Zeuge völligen Glauben haben?

B. Nicht doch; er soll nur die Rechtsvermuthung für sich haben, bis daß ein andrer den Gegenbeweis führet, daß er seinem Bekenntnisse zuwider gelehret oder gehandelt habe: So fragt man unter den Christen einen Zeugen: wann er das lezztemal zum Abendmahle gewesen? um zu erfahren, ob er seinem Bekenntnisse getreu geblieben sei; und findet man, daß er sich des Abendmahls binnen Jahresfrist nicht bedient hat, so wird er

nicht für ebengläubig und ehrenfähig gehalten: man begräbt ihn als einen Ehrlosen, wenn er also verstirbt. Alles dieses macht einen jeden aufmerksam auf sein Bekenntniß; und mit der Zeit ist er so daran gefesselt, wie irgend an eine andre Meinung. Auf alle Fälle ist es aber doch besser, hier etwas als gar nichts zu thun.

A. Hm! In England müssen die Juden erst kommuniziren, ehe sie einen Kontrakt von der Krone erhalten können! — Aber wer soll nun darüber urtheilen, was für ein Bekenntniß in dieser Kolonie zugelassen werden soll oder nicht?

B. Die Mehrheit.

A. Sie halten also den größten Haufen für den weisesten? Und wer ist weise?

B. Lieber sollte es mir sein, wenn die Mehrheit der weisesten Männer entschiede; und vielleicht läßt sich der große Haufen dieses gefallen. Wir sind dann auch weise, wenn wir das Volk dahin bringen, und es glüklich leiten.

A. Auf diese Weise kommen wir ja wieder auf den alten Flek: zu glauben was die Mehrheit, oder die Kirche, glaubt.

B. Nicht völlig; man legt dem Volke die Gründe, welche es fassen kann, vor, und sagt ihm dabei, daß die vernünftigsten und weisesten Männer die zugelassenen Lehrsätze ebenfalls gebilliget haben. Dadurch erhält es einen gedoppelten Grund seiner Beruhigung. Bei dieser Art des

Ver-

Verfahrens wird ihm nichts so schlechterdings als Wahrheit, und noch weniger für göttliche Wahrheit, aufgedrungen. Und wenn dann Jemand noch Zweifel behält: so kann er solche den hiezu angeordneten Senate mit derjenigen Bescheidenheit vortragen, welche die allgemeine Ruhe der Kolonie ihm zur ersten Pflicht macht; und erwarten, daß man ihn, da er Empfänglichkeit für höhere Gründe zeigt, wo nicht von der Wahrheit, doch von der relativen Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der zugelassenen Lehrsätze überzeuge. Wird er auch hiedurch nicht beruhiget: so bedenke er, daß er nicht unfehlbar sei, und behalte seine Zweifel für sich, oder fürchte die Macht derjenigen, die eben so viel Recht haben, ihre eigenthümlichen Meinungen zu vertheidigen, als Er die seinigen auszubreiten. Hiernächst wird auch das erste Weisthum der Weisen nicht für unfehlbar gehalten: es kann sich mit den Bedürfnissen der Kolonie oder bei mehrerer Aufklärung ändern; aber dieses muß in der Ordnung von der Mehrheit, und mit Behutsamkeit, geschehen. Anderwärts, wo immer eine Armee in Bereitschaft steht, das Volk zu bändigen, wenn es einmal eine schädliche Meinung zum gefährlichen Ausbruch kommen läßt, ist vielleicht weniger Behutsamkeit nöthig; aber hier, wo wir keine stehenden Armeen halten wollen, ist es gefährlich, solchen Meinungen, die nicht mit dem allgemeinen Wohl unsrer Kolonie bestehn, freien Lauf zu lassen.

In

In den letzten Unruhen redete mich einst mein Sohn, ein guter Junge von vierzehn Jahren, mit den Worten an: „Du verfluchter Hund, ich „mögte dir das Messer im Herzen umdrehen!“ Und was meinen Sie, warum? Die Schulknaben waren Amerikanische Patrioten geworden; und ich war damals, noch als Bedienter der Krone Englands, meinen Verbindungen getreu. O dergleichen Meinungen gehn in Ländern, wo das Volk durch keine Macht zurükgehalten wird, in die abscheulichsten Ausschweifungen über; und eine kluge Polizei wird allemal dafür sorgen müssen, daß gute der Verfassung entsprechende Meinungen im Umlaufe bleiben. Sie wird besonders für Schulen und Tempel zu sorgen haben, daß darin keine andre Meinungen gelehret werden, als welche sie von der Mehrheit zur getreuen Bewahrung empfangen hat. Auf andre Art ist die Gränze schwer zu bestimmen.

A. Wäre es indessen nicht besser, wenn jeder bloß durch Gründe von seinen Pflichten überzeugt werden könnte?

D. Da ich, als Sekretär dieser Kolonie, die Glaubensmeinungen eines Jeden zu Protokoll genommen habe *): so kann ich aktenmäßig versichern, daß fast keiner des andern Gründe fassen, und mit ihm einerlei Schlußfolge daraus ziehen konnte.

Ich

*) Berl. Monatsschr. Junius 1787, S. 508.

Ich bin oft so erstaunt über die verschiedne Fassungskraft dieser in so verschiednen Schulen, Sprachen und Lehrarten erzogenen Menschen gewesen, daß ich geglaubt habe zu träumen. Sogar kamen einige, die von einem gewissen Indianischen Stamme entsprossen sind, und verlangten: man solle alles frische Fleisch verbieten, weil das blos allein eine gottgefällige und heilige Speise wäre. Mich dünkt: so wenig alle Menschen im Kopfe gleich fertig rechnen können, so wenig können sie auch gleich fertig in ihren Begriffen und deren Anwendung sein; und mancher verbindet mit einem Begriffe sofort unzählige Beziehungen, wovon ein Andrer kaum eine empfindet. Was für ein Unterschied zwischen dem Virtuosen, der das schwerste Konzert vom Blatte spielt, und dabei auf einmal tausend Dinge mit beobachtet; und dem Landmanne, der ein Kirchenlied dem Vorsänger buchstabirend nachheulet? Jener fühlt und denkt alles mit einer solchen Schnelligkeit, daß seine Seele nicht einmal etwas davon bemerkt; wogegen dieser oft nicht einmal den Sinn des Gesanges, sondern nur den Werth der Buchstaben fasset. Wie will man aber hier mit Gründen fertig werden, die dem einen wie dem andern einleuchten sollen?

B. Werden nicht auch jedem die Gründe nach seiner Fassungskraft vorgelegt? Und ist die Mehrheit nicht auch ein Grund von ziemlichem Gewichte, indem ich dadurch belehrt werde, daß die Fassungskräfte

kräfte vieler Tausende mit den meinigen übere
stimmen? Erhalte ich dadurch nicht die Beru
gung, daß von mir nicht mehr gefordert, und m
Irrthum mir nicht übel gedeutet werden könn
Wir können es ferner nicht verhindern, daß ni
jedes Kind von seinen Eltern und Lehrern vorei
genommen, oder an seiner Fassungskraft verstü
melt werde. Wollten wir es ganz frei aufwachs
lassen: so würde es ihm vielleicht wie dem Hun
gehen, der nach einem gewissen Alter zu nich
mehr abgerichtet werden kann; oder wir müßte
die Klage des Schneiders in unsrer Kolonie gerec
finden, der seinen Vater verwünscht, daß er ih
nicht alle mögliche Künste und Wissenschaften ler
nen lassen, um unter allen Handwerken die frei
Wahl zu haben. Kann nun aber diese nothwendig
Verstümmelung der Kräfte des Menschen nicht ver
mieden werden: so wird auch ein jeder Kolonist
minder oder mehr geneigt sein, den besten Gründen
Gehör zu geben. Andre Völker, welche die Gründe
ebenfalls nicht fassen konnten, sollen von Gott
durch eine unmittelbare Offenbarung von der Wahr
heit belehrt sein; oder es hat bei ihnen eine Gott
heit das Opfer des Rechtgläubigen angezündet.
Beides haben wir nicht zu erwarten; und wenn
wir die Stimme der Mehrheit nicht für die Stimme
Gottes halten wollen: so bleibt uns nichts übrig,
als sie für die Stimme der Vernünftigsten oder der
Mächtigsten zu erkennen.

A. Es

A. Es scheinet, Sie sind auch für die Täuschung des Volks?

B. Wenn man einem jeden den Bissen so zuschneidet, daß er ihn in den Mund fassen kann; und er davon satt wird: so ist das keine Täuschung. Der Mensch will nach einem natürlichen Triebe von allen Dingen einen Grund wissen: das Kind beruhigt sich mit andern Gründen, als der Mann; und das Volk mit andern, als der Weise. Dieses ist allgemeine Erfahrung, welcher zufolge man ein Kind mit einem Zukkerbrote weiter bringt, als mit dem besten Schlusse. Dagegen ist es bloße Theorie, daß jeder Mensch durch Gründe in Worte gefasset, regieret werden müsse. Die ganze Schöpfung kann ohne Hülfe der Metaphysik zu uns sprechen; so auch der Redner zum Volke: seine Thränen werden mit den meinigen fließen, und seine Wuth wird sich mit der meinigen vereinigen, ohne daß es lange untersucht, ob sie gerecht sind.

A. Das wäre schlecht.

B. Aber Gott hat den Menschen so erschaffen, weil Gründe viel zu langsam und viel zu unsicher wirken; die Sinne aber allen Eindrükken offen stehen, und die Leidenschaft allezeit fertig ist. Am Ende besteht denn doch die größte Vernunft darin, zwekmäßige Mittel zu gebrauchen; man kann weiter nichts fordern, wo der Zwek gut ist, als daß das Mittel ein Minimum sei: und dieses ist die Metaphysik in den wenigsten Fällen.

A. Es scheint mir doch immer widersprecher zu sein, daß göttliche Wahrheiten den Stempel d Mehrheit, und wahre Naturgesetze den Name der Obrigkeit auf der Stirn haben sollen; ma sagt dies wenigstens nicht gern.

B. Die Rede war bis itzt nur von moralische Gesetzen; und in wiefern es gut sein könne, jede Koloniſten sich dazu (wie sie von der Mehrhei angenommen sind) bekennen zu lassen, oder ihn (wenn er sich dessen weigert) das öffentliche Ver trauen bei abzulegenden Zeugnissen, in der Be schwörung seines Handelsbuches, in obrigkeitliche Stellen, oder in der Vertheidigung des Vaterlan des, zu entziehen. Und ich denke: so lange in dem einen Lande die größte Schaamlosigkeit für Helden tugend, und die Keuschheit für ein kleinliches Vor urtheil gehalten, in dem andern aber diese als ein Naturgesetz verehret wird, — thun wir wohl, durch die Mehrheit zu bestimmen, was bei uns Naturgesetze sein sollen; besonders da die Schul begriffe der Europäer von dem was die Natur ge bietet oder verbietet, den wenigsten in unsrer Ko lonie bekannt sind, und man hier sich nicht einmal darüber einverstehen konnte, daß ein Vater seine Tochter nicht heirathen dürfe, oder daß das Eigen thum eines jeden sicher sein müsse. Um nun aber auch auf die göttlichen Wahrheiten zu kommen; so will ich hiemit einen jeden fragen: woran wir diese erkennen sollen? Christen, welche überzeugt sind,

eine

eine göttliche Offenbarung zu haben, wird dieſes nicht ſchwer fallen; und ſo wird es jedem andern in ſeiner Religion gehen: da ſich nicht leicht eine finden wird, und vielleicht auch nicht finden kann, die nicht ihre Offenbarung habe. Wenn es aber darauf ankommt, zu beſtimmen: ob alle Offenbarungen zugelaſſen werden können? und ob die Offenbarung, welche Menſchenopfer fordert, mit andern gleiche Rechte haben ſolle? ſo wird man doch unterſuchen müſſen, ob dieſelbe mit der Wohlfahrt unſrer Kolonie beſtehe; und dieſes wird zuletzt ebenfalls durch die Mehrheit entſchieden werden müſſen, wenn wir uns nicht auf eine andre Art darüber vereinigen können. Zudem kann der Beweis für eine unmittelbare göttliche Offenbarung nicht anders als durch Wunder geführet werden; und wie die Faſſungskraft der Menſchen in Anſehung der letztern wiederum unendlich verſchieden iſt: ſo wird man es auch hier auf die mehrſten Stimmen, oder auf die Einſicht der Männer, worauf die mehrſten ihr Vertrauen ſetzen, ankommen laſſen müſſen.

C. Mich dünkt, wir ſind von der wahren Streitfrage abgewichen. Die uns zur Entſcheidung vorgelegte beſtand darin: ob es nicht ein Mittel gebe, jeden Koloniſten dahin zu bringen, daß er nicht bloß äußerlich und gleichſam zwangsweiſe die von der Mehrheit bewilligten religiöſen und moraliſchen Lehren annehme; ſondern auch denſelben ſeinen

ganzen herzlichen Beifall schenke: ohne dabei anzunehmen, daß die Mehrheit aus Eingebung Gottes, oder eines göttlichen Geistes spreche?

B. Christus, welcher eben einen solchen Zeitpunkt traf, als wir itzt vor uns haben, indem die Juden bloß ihre äußerlichen Handlungen ihren Gesetzen unterworfen, und den Wolf im Herzen behalten hatten, so sehr auch ihre Weisen ihnen die Allgegenwart ihres Gottes zu versinnlichen bemühet gewesen waren; — Christus versuchte es durch die Vortreflichkeit seiner Lehre.

A. Der Plan war eines so großen Weisen würdig; aber dennoch fanden seine Nachfolger es nöthig, ihn und seine Lehre von Gott kommen zu lassen: so wie die christliche Kirche es für rathsam hielt, dieses durch einen göttlichen Geist auf einer Kirchenversammlung bestätigen zu lassen.

B. Ich glaube daher auch nicht, daß es andere Mittel gebe, den herzlichen Beifall eines jeden Kolonisten zu gewinnen, als: daß jede der hier zugelassenen Parteien die Ihrigen von Jugend auf in ihren Grundsätzen unterrichte und befestige; damit man von obrigkeitswegen die Vermuthung, daß sie dasjenige wirklich glauben was sie bekennen, fassen, und wenn sie dann durch Handlungen ihr Bekenntniß verläugnen, sie von aller Ehrenfähigkeit ausschließen, und nach Beschaffenheit der Umstände auch bestrafen könne. Von der Jugend ist zu hoffen, daß sie sich auf diese Weise bilden lassen werde,

Die Alten, welche itzt noch solche Grundsätze haben, die nach dem Urtheile der Mehrheit, mit dem Wohl unsrer Kolonie nicht bestehen, werden wenigstens wünschen, ihren Kindern die Ehrenfähigkeit zu verschaffen. Und wenn die zugelassenen Religionen von dem Zeugen Redlichkeit, von der Obrigkeit Treue, von dem Landesvertheidiger Patriotismus, und von jedem Kolonisten Ueberzeugung von seinen Pflichten, vermuthen lassen; wenn die Erfahrung zeigt, daß sie Trost im Unglük und Mäßigung im Glük wirken; wenn die Lehre von einer göttlichen Vorsehung, und daß ohne deren Willen keinem ein Haar gekränket werden kann, unsre vor den Wilden geflüchteten Kolonisten bewegen wird, ihre verlassenen Felder wieder anzubauen; wenn die Hofnung eines bessern Lebens nach dem Tode, die dem Menschen (dem einzigen Geschöpfe das von seinem Tode benachrichtiget ist!) zu seinem Glükke eingeflößet worden, den Sterbenden Beruhigung und den Hinterbleibenden Trost giebt; wenn . . . . . o! so wird man auch aus dieser Wirkung erkennen, daß, so wie die höchste Glükseligkeit aller Geschöpfe, also auch die von der Mehrheit bewirkte Glükseligkeit dieser Kolonie, Gottes offenbarer Wille sei; und das Volk wird sich mit diesem Schlusse begnügen, ohne sich mit Untersuchung der Vordersätze, welche eigentlich für den Meister der Kunst oder den Dilettanten gehört, die besser anzuwendende Zeit zu verderben. . . . . .

* * * *

Ich breche hier ab, liebster Freund, weil Sie den Erfolg leicht errathen werden. Jede Partei mußte ihr Glaubensbekenntniß der Obrigkeit vorlegen; und, wenn diese es gebilliget hatte, solches in ihren Schulen und Tempeln getreulich, ohne allen weitern Zusatz, lehren, sodann ihre Jugend sich dazu auf eine feierliche Art bekennen lassen: um solchergestalt sicher zu sein, daß keine der Kolonie schädliche Meinungen verbreitet würden. Wer dieses nicht thun wollte, konnte es bleiben lassen; aber sein Handelsbuch hatte keinen gesetzmäßigen Glauben; sein Zeugniß ward nicht angenommen: er konnte zu keinem obrigkeitlichen Amte gelangen; und wenn es zum Kriege ging, mußte er seinen Mann bezahlen. Dabei aber ward er, wenn er nach den von der Mehrheit beliebten Gesetzen sich verging, eben so bestraft, als wenn er in der Eigenschaft eines ehrenfähigen Mannes das Gesetz selbst mit bewilliget hätte.

---

3.

## Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

(Man s. Januar, S. 6.)

XIII.

Die Lage der Französischen Finanzen hat sich seit dem verwichenen Monat um nichts verändert; wenigstens habe ich keinen nur einigermaßen merkwürdigen

digen Umstand erfahren, der hierauf Bezug hätte. Die laufenden Zinsen, Renten, Gehalte und Pensionen werden vom Tresor ordentlich, obgleich langsam, bezahlet; die Rükzahlung der fälligen Kapitalien bleibt noch ausgesetzt: und es ist sehr wahrscheinlich, daß Nekker die Finanzen auf diesen Fuß bis zur Versammlung der Stände aufrecht erhalten wird.

Dagegen ist die Gährung über die Form, wie die verschiedenen Stände Frankreichs auf dem Reichstage zusammen kommen, berathschlagen und Schlüsse abfassen sollen, auf das höchste gestiegen. Meine Absicht ist es zwar nicht, die Leser der Monatsschrift mit Bemerkungen hierüber zu unterhalten; damit sie aber doch im Zusammenhange einer so äußerst interessanten Geschichte bleiben, will ich folgende Punkte ganz kurz anzeigen.

1) Der Bürgerstand verlangt: daß ihm so viel Stimmen bewilligt werden, als der Adel und die Geistlichkeit zusammen haben, und daß bei allgemeinen Berathschlagungen aller Stände die Stimmen einzeln gezählt werden. Nach der Natur der Sache heißt dies sehr wenig gefordert. Denn wenn bei Regulirung von Geldsachen und von Auflagen das Vermögen der Stimmenden den Ausschlag geben soll, so überwiegt das Vermögen des Bürgerstandes bei weitem das Vermögen der beiden andern Stände. Wenn aber bei dem Reichstag die Form angenommen wird, daß eigentlich nur drei

men gezählt werden: nehmlich die Stimmen des Adels, der Geistlichkeit, und des Bürgerstandes; so wird der letztere in Frankreich wahrscheinlich eben so wenig Einfluß auf die Reichsschlüsse haben, als das Kollegium der Reichsstädte in Regensburg auf die Abfassung der deutschen Reichstagsschlüsse hat. Auch scheint es gegen den simpeln Menschenverstand zu sein, daß die Geistlichkeit, die sich eigentlich bloß mit geistlichen und religiösen Sachen zu beschäftigen hat, einen so großen Einfluß auf die Bestimmung zeitlicher und irdischer Gegenstände, besonders der Geldangelegenheiten eines Staats, haben soll, als ihr nach der bisherigen Konstitution Frankreichs zukommt. Es fällt noch mehr auf, daß der Französischen Geistlichkeit ein solches überwiegendes Vorrecht eingeräumt werden soll, wenn man bedenkt, daß die Geistlichen dort in Absicht ihres Vermögens, und besonders ihres Ländereivermögens, nicht Proprietäre sind, sondern bloß die Rolle eines Intendanten, eines Verwalters, eines Wirthschaftinspektors spielen. — Allein die bisherige Verfassung in Frankreich ist ganz gegen die Forderungen des Bürgerstandes.

2) Die Prinzen vom Geblüt (mit Ausschluß von Monsieur und von dem Herzog von Orleans) haben ganz öffentlich die Partei des Adels und der Geistlichkeit gegen den Bürgerstand genommen. Sie erklären die Forderungen des Bürgerstandes für höchst gefährlich, und weißagen dem König

aus

aus ihrer Bewilligung den Untergang der Monarchie. Indessen erklären sie sich in Absicht des gemeinschaftlichen Beitrags zu den öffentlichen Abgaben sehr bereitwillig; und setzen nur hinzu: daß sie sowohl, als der ganze Adel und die Geistlichkeit, aus Großmuth und Gnade sich ihrer Vorrechte in Absicht der öffentlichen Abgaben begeben, und den bisher Statt gefundenen rechtmäßigen Beschwerden des Bürgerstandes abhelfen wollen.

3) Die Pairs von Frankreich haben sich gegen die Forderungen des Bürgerstandes erklärt, finden es aber doch billig, daß die allgemeinen Lasten von allen Ständen des Reichs ohne Ausnahme getragen werden.

4) Das Parlement von Paris ist gegen die Forderungen des Bürgerstandes, will aber die ganze bisherige Verfassung Frankreichs umwerfen, und dagegen eine neue einführen. Es verlangt eine bestimmte periodische Zusammenberufung der Stände; es verlangt das ausschließende Recht der Stände, den Gläubigern des Staats das Einkommen von bestimmten Abgaben zu verpfänden; es verlangt die Verbindlichkeit der Stände gegen das Volk, keine in Absicht der Größe und der Dauer unbestimmte Subsidien zu bewilligen; es verlangt die Aufhebung aller Abgaben, die nur Einen Stand des Reichs betreffen; und dagegen die Einführung solcher Abgaben, die auf alle Stände ohne Ausnahme vertheilt sind; es verlangt das

Recht für die Stände, dem Könige die Fonds zu jedem Departement zu bewilligen und anzuweisen; es verlangt, daß die Minister der versammleten Nation Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen sollen, und daß das bon des Königs allein die Minister nicht fernerhin schütze; es verlangt das Recht für die Stände, daß sie jedermann in Staatssachen bei den Parlementen anklagen können, ohne die sonst gewöhnlichen Formalitäten zu beobachten; es verlangt das Recht für die Parlemente, daß sie kein Gesetz registriren dürfen, welches nicht von der versammleten Nation beschlossen ist; es verlangt die persönliche Freiheit der Bürger (gegen die Lettres de Cachet), daß sie nach erfolgter Verhaftnehmung sogleich an ihre gewöhnlichen Richter abgeliefert werden; es verlangt endlich eine allgemeine Preßfreiheit. — Hiegegen ließe sich nun wohl von Seiten der Philosophie nicht viel einwenden. Was bleibt aber in dem Fall, daß diese Forderungen durchgehen, der König von Frankreich? und wie viel wird nicht dadurch von den bisher ohne alle Widerrede ausgeübten Vorrechten des Königs vernichtet?

5) Die Notabeln haben insgesammt für die alte Form des Reichstags, folglich gegen die Forderungen des Bürgerstandes, gestimmt; das einzige Büreau ausgenommen, dessen Präsident Monsieur war.

Bei dieſer Stimmung der Gemüther läßt ſich in Frankreich von der bevorſtehenden Verſammlung der Stände nichts Gutes und Heilſames vorausſehen. Zwar kommen alle Parteien darin überein: daß die bisher üblichen ſo verhaßten Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit aufzuheben, und daß die Taxen auf alle Einwohner des Staats, ohne Ausnahme und ohne Rükſicht auf den Stand, zu welchem ſie gehören, zu vertheilen ſind. Allein ich fürchte, daß man bei der bevorſtehenden Verſammlung der Stände die zerrütteten Finanzen, die doch den Hauptgegenſtand der Berathſchlagungen ausmachen ſollen, ganz vergeſſen, und dagegen über eine neue verbeſſerte Konſtitution des Reichs ſtreiten wird. Freilich, wenn ſich dieſer Streit mit einem allgemeinen Einverſtändniß aller dabei intereſſirten Parteien endigte; ſo wären auch die Finanzen in Ordnung gebracht. Wenn man aber die Erfahrung aller Zeiten und Völker zu Rathe zieht, und wenn man beſonders den Geiſt der Franzöſiſchen Nation erwägt; ſollte man dann nicht Hundert ja Tauſend gegen Eins wetten, daß dieſer Reichstagsſtreit eine Quelle von weit größern Verwirrungen ſein wird, als bis itzt in Frankreich Statt gefunden haben?

Schade um Nekkern, und ſeine gewiß gut ausgearbeitete Finanzverbeſſerung! Er hat nunmehr ſchon das Fehlgehn zwei ſeiner Maſchinen erfahren: erſtlich in Abſicht des Parlements, hernach

Absicht der Notabeln. Muß er ein ähnliches Fehlschlagen noch zum drittenmal mit dem Reichstag erleben; so wird seine itzige Administration freilich nicht glänzend sein.

Berlin, den 1 Jänner 1789.

4.

## Das Schwein.

### Eine Fabel.

Ein Affe kam ins Reich der Thiere
Aus Josephs Reich zurük. — „Was Neues, Freund,
„aus Wien?“
So fragt, im Klub der Esel und der Stiere,
Ein feistes Schwein den Paladin.

„Mein Tagebuch,“ sprach er, „liegt fertig für
„die Presse;
„Indessen hört, was ich gesehn.
„Ich sah, wie, Hand in Hand, die Welschen in
„die Messe,
„Die Sachsen in die Predigt gehn;
„Und wie bei einem Glas mit Ofnerweine
„Ein Jud' in froher Harmonie

„Mit

„Die Lieder Nr. 1 und 2 aus Op. 1 für Alt mit Begleitung des Pianoforte

Nr. 3 für Sopran mit Begleitung des Pianoforte

„Die Lieder Nr. 1 und 2 aus Op. 2 für Sopran mit Begleitung des Pianoforte

sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, 1. Juli 1844.

Bote & Bock.

## Neueste zuverlässige Beschreibung der Insel Borkum.

Mit einer Karte und einer Ansicht der Insel. Preis 5 Sgr.

Diese Beschreibung ist nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen auf der Insel selbst verfasst und enthält alles Wissenswerthe über Lage, Boden, Klima, Einwohner, Sitten, Gebräuche, Badeanstalten, Badeeinrichtungen, Badeleben, Badepreise, Fahrgelegenheiten, Wohnungen, Verpflegung, Lesegesellschaft, Spaziergänge, Ausflüge, Jagd, Fischerei, Vogelfang, Seehunde, Seevögel, Pflanzen, Seltenheiten, Merkwürdigkeiten, Geschichte, Sagen, Gedichte, Lieder, Tänze, Spiele, Sprache, Wörterbuch, Ebbe und Fluth, Wetter, Stürme, Deiche, Dünen, Gefahren, Rettungsanstalten, Leuchtthürme, Schiffahrt, Handel, Gewerbe, Ausfuhr, Einfuhr, Zölle, Steuern, Verfassung, Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizei, Militair, Kirchen, Schulen, Armenanstalten, Bevölkerung, Ansiedelungen, Grundeigenthum, Viehstand, Ackerbau, Gartenbau, Wiesenbau, Fischerei, Vogelfang, Seehundsfang, Jagd, Gewerbe, Handel, Schiffahrt, Verkehr

theils in falschen Urtheilen und Räsonnements, auch dies Werk enthält; so ist es doch auf der andern Seite auch bewundernswürdig genug, daß es noch so viel Richtiges und Wahres liefert. Und dann, bleibt es immer interessant: zu sehen, wie ein Ausländer, ein Franzose, ein berühmter Gelehrter und Schriftsteller, ein politischer Räsonneur, ein freimüthiger Denker, ein hinreißender Deklamator, — kurz, wie Mirabeau, das heißt, ein in so manchem Betracht merkwürdiger, sonderbarer, excentrischer, oft enthusiastischer und wildbrausender, doch nie von innerer Kraft und von Kenntnissen ganz verlassener Kopf — es bleibt, sage ich, immer interessant, zu sehen, wie ein solcher Mann von unserm Vaterlande urtheilet und spricht, wenn man sich gleich nicht immer

vinzen. — Zweiter Band: Buch III: Akkerbau und natürliche Produkte der Provinzen. — Dritter Band. Buch IV: Manufakturen. Buch V: Handlung. — Vierter Band. Buch VI: Einkünfte und Ausgaben; Auflagen; nebst angehängten Staatsschriften. — Zweiter Theil des vierten Bandes. Buch VII: Kriegswesen. — Fünfter Band. Buch VIII: Religion; Gesetzgebung; Regierung; Ueberblik des Ganzen, Schluß. — Die beiden letzten Bände enthalten einen Anhang über Sachsen, Oestreich, Baiern. — Daß nicht alle Bände von gleichem Werth sind, versteht sich von selbst; er ist bald größer bald geringer nach Verschiedenheit des Werths der genutzten Quellen, und mit je mehr oder weniger Vorurtheilen der Verfasser an die Bearbeitung dieser oder jener Materie kam. — Die beigefügten Karten von Mentelle sind schlecht.

mer des Lächelns, ja oft nicht des Unwillens über ihn wehren kann.

Das Werk ist, seiner Größe und Theure wegen, nur in wenigen Händen; auch ist noch keine deutsche Uebersetzung davon erschienen. Desto mehr Interesse wird eine ausgehobene Stelle haben, die ohnedas jedem Preußischen Staatsbürger merkwürdig sein muß. Daß der Uebersetzer keinen Antheil an so manchen in den übrigen Theilen des Werks enthaltenen unüberlegten, nur zu oft auf Mißverständnissen oder falschen Nachrichten beruhenden Aeußerungen des Verfassers nimmt: brauchte nicht erst erinnert zu werden, wenn es nicht die seltsame Denkungsart mancher Leser nothwendig machte. — Am Ende seines Werks (im fünften Bande oder achten Buch) fasset Graf Mirabeau seine Betrachtungen über den Preussischen Staat zusammen, und entwirft zum Schluß eine Schilderung von unsers Vaterlandes Vorzügen, Verdiensten, Wichtigkeit, Nützlichkeit ja Nothwendigkeit für Deutschland, für Europa, für die Menschheit. So redet ein Mann, unter dessen Fehler wenigstens die Schmeichelei nicht gehört; ein Schriftsteller, der nicht enthusiastisch für Preußen eingenommen ist, dessen Verfassung er mit Kälte und sehr oft mit Unbilligkeit prüft, und wovon er sehr vieles in der That ungerecht tadelt. Ueberhaupt ist er für kein Land enthusiastisch, als für Frankreich, und für kein politisches System, als für das physiokratische; welches aber bekanntlich (wie Er auch oft bedauret) im Preußischen nicht Statt hat. Um desto mehr ist es, so wenig man auch mit allen seinen Urtheilen einstimmig sein kann, der Mühe wehrt zu hören, was Wahrheit

heit und Gerechtigkeitsliebe ihm hier über unsern Staat und über dessen itzigen Beherrscher einge ben, von welchem er (T. IV. L. 6. p. 144) sagt: ce Monarque veut la vérité & il ne la craint pas.

Tome V Résumé géneral & Conclusion; p. 360 bis ans Ende p. 407.

Die Preußische Monarchie verdient schon an sich selbst die theilnehmende Aufmerksamkeit jedes denkenden Menschen. Sie ist eine große und schöne Maschine, an der ausgezeichnete Künstler Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Einige ihrer Theile sind vortreflich: Ordnungsgeist und Regelmäßigkeit sind ihr gleichsam eigenthümlich; Denk- und Gewissensfreiheit herrschen darin, und dieses Beispiel ist ein unwiderleglicher und ersprießlicher Beweis, daß dieser doppelte Schatz des menschlichen Geschlechts, weit entfernt mit der monarchischen Regierung unverträglich zu sein, für sie vielmehr äußerst vortheilhaft ist. Die bürgerliche Freiheit ist daselbst beinahe so weit gediehen, als sie es nur in einem Lande sein kann, das der unumschränkten Herrschaft eines Einzigen unterworfen ist, und wo noch Ueberreste von Barbarei einen großen Theil des Landvolks in Leibeigenschaft halten. Man hat dort ein Militarsystem, das man nur wenig zu ändern braucht, um es vollkommen zu machen. Und endlich wird die Preußische Monarchie bald für Europa das Muster einer Gesetzgebung aufstellen, worin ihr kein anderes Volk sich

nähert

nähert. — Was für beachtungswerthe Gegenstände! Wenn Preußen untergeht, so sinken mit ihm alle diese Wohlthaten in Vergessenheit, und werden auf langs Zeit für das menschliche Geschlecht verloren sein; die Regierungskunst wird in ihre Kindheit zurükkehren (denn Englands Beispiel ist dem großen Haufen der Regenten zu verhaßt) vielleicht wird sie, wie andre durch Unglüksfälle zerstörte Künste, ganz untergehn.

Aber wie? wir denken so, wir die strengen Forscher der Fehler Friedrichs?

Ja in Wahrheit, wir denken so. Ein großer Mann kann in der Organisation einer übrigens mit dem bewundernswürdigsten Geist zusammengesetzten Maschine große Fehler begehn; selbst ein gewöhnlicher Künstler wird diese Fehler verbessern, und die Maschine wird vollkommen sein, so weit sich dies Wort mit unsrer Natur verträgt. Aber, sind eure Räder, Gewichte und Hebel verworren über einander gehäuft, und obenein noch mit Unrath und Schutt beladen; welcher Götterarm wird euch dann Hülfe leisten! . . . . . O Ihr Fürsten Europa's, dies gilt den größten Theil von Euch, die Ihr, weil Friedrich sich irrte, seinen Arbeiten keine Achtung, kein Studium, keine Nachahmung schuldig zu sein glaubt! Friedrich hat mitten unter seinen Fehlern für sein Land mehr gethan, als ganze Reihen von Jahrhunderten für die Eurigen thun konnten. Seine große Seele, sein unbezwing-

licher

licher Charakter überwand selbst seine Fehler; indeß Eure kleinmüthige Wankelhaftigkeit selbst die Anstrengungen eines Genies, der zu Eurem Dienste verurtheilt ist, unnütz oder gar schädlich macht. Denn, worauf beziehn sich im Ganzen die Versehn dieses großen Mannes? Auf Geld. Nun dann, wenn es wahr ist, daß sich diese Art von Fehlern immer verbessern läßt, so gilt dies vorzüglich bei der Regierung eines Staats. Die menschliche Betriebsamkeit ersetzt alles in dem Augenblik ihrer Entfesselung wieder. Und nichts ist leichter als dies, wenn das Land, wo man der Betriebsamkeit die Freiheit schenken will, durch einen außerordentlichen Mann zuvor einen sehr strebsamen Gemeingeist erhielt, eine bewunderungswürdige Ordnung im Rechnungswesen, einen Schatz in Ansehung dessen jede Vermehrung unnütz oder schädlich sein würde *), und ein System der Staatswirthschaft, das einen jährlichen großen Ueberschuß zurükläßt. Was für Hülfsquellen, was für Mittel, was für Wohlthaten! Wie wenig verdienen diejenigen in unsrer Seele zu lesen, die gegen

*) Diese vorher im sechsten Buche weiter ausgeführte Behauptung des Grafen Mirabeau von dem wahrhaft einzigen Wunder der Welt — dem Königl. Preußischen Schatze — gehört zu seinen zuversichtlichen, aber sicherlich falschen Behauptungen, die aus Unkunde der Sachen und Mangel der Ueberlegung entspringen.

gegen ihre eigne Ueberzeugung uns in den Verdacht zu bringen suchen, als wünschten wir, Friedrich herabzuwürdigen! Wir haben es unternommen, die Welt durch ein Beispiel aufzuklären. Und was für ein Beispiel! Nur wollten wir nicht, daß Friedrichs des Großen Fehler für Weisheit gehalten würden! Sie sind wichtig, diese Fehler: sie schaden dem Glük des Preussischen Volks, und der Macht seines Monarchen; und in beiderseitiger Rükſicht wünschen wir sehnlichst ihre Spur vertilgt. Aber fern sei von uns der Gedanke, daß diese Fehler auch nur schwer zu verbessern wären! Nein! ein so großes Unglük wollten wir nicht Deutschland ankündigen, und besonders seinen protestantischen Fürsten, deren Freiheit, Verfassung, und Wohlfahrt mit der Existenz der Preussischen Monarchie zusammenhängt! Nein, ihre Bande fester zu knüpfen, nicht aber sie über ihre natürlichen Verbindungen in Schrekken zu setzen: das soll das Ziel unsrer Sorgfalt und unsers Ruhmes sein.

In der That — und das ist hier der große Beweggrund des Interesse, das jeden Weltbürger an Preussens Wohl bindet — seit jenem Karl V, der durch die Vereinigung der Staaten des Oestreichischen Hauses mit den Spanischen, sich einer unumschränkten Universalmonarchie in Europa so nahe sah (hätte er mehr wahres Talent gehabt, er würde ohne Zweifel dazu gelangt sein), haben die beiden Zweige dieser furchtbaren Macht an ihrer Spitze

nur solche Fürsten gehabt, deren ungeschikter und kleinlicher Stolz nicht einmal die großen Männer, die sie in ihren Diensten hatten, zu gebrauchen verstand. Solche Regenten waren zu weit davon entfernt, die Idee zur Wiederherstellung der Römischen Monarchie, wovon sie indeß sorgfältig die Titel beibehalten, oder der Monarchie des erhabenen Stifters dieses neuen Kaiserthums *), wirklich ausführen zu können; aber aufgegeben haben sie sie nie.

Aus der Vereinigung dieses ehrgeizigen Stammes mit einem an großen Männern fruchtbaren Geschlecht ist ein Fürst geboren, der, mit vielen hervorstechenden Eigenschaften begabt, durch Friedrichs Beispiel gereizt, belehrt, angespornt ward, und sicherlich zu sehr mit Hülfsmitteln versehn ist, um nicht sehr ehrsüchtig zu sein. Dieser Fürst zählt unter seinen Dienern einige sehr geschikte Männer, sowohl im Kabinet, als für den Krieg; er hat in der natürlichen Beschaffenheit seines Landes eine völlig überwiegende Macht; seine Heere sind unzählbar, und seine Mittel sie zu ergänzen unbegränzt. Auch sind die in ihm selbst liegenden Hülfsquellen nichts weniger als verächtlich: seine Thätigkeit ist zwar zu ungestüm, zu unzusammenhängend, zu vereinzelt; aber groß, geistvoll, und unermüdet. Kann man glauben, daß die Plane seines

*) Karls des Großen.

seines Hauses in seinem Schooß nicht einen neuen Zuwachs von Kraft erhalten haben?

Indeß scheint doch ihm nicht ihre Ausführung aufbehalten zu sein. Ihr steht ein entscheidender Hauptgrund, den man nicht bemerkt hat, mit unüberwindlicher Gewalt entgegen. Dieser Fürst will zu gleicher Zeit auf das Aeußere und das Innere des Staats wirken; er strebt gegen die Natur der Dinge an: auch gelingt ihm daher nichts. Um wieviel furchtbarer würde er sein, um wie unwiderstehlicher wäre sein Einfluß gewesen, hätte er fest zwischen den beiden Dingen gewählt: zwischen der Vorbereitung einer großen Revolution, oder ihrer Unternehmung, selbst mit der Gefahr dabei zu unterliegen!

Ein Staat mit einer Volksmenge von achtzehn bis zwanzig Millionen Menschen, selbst dann, wann seine Unterthanen unwissend, abergläubisch, unaufgeklärt, ohne Künste und Betriebsamkeit sind, kann schreckliche Wirkungen hervorbringen. Freilich wird ein schwächeres Volk, das aber mit allem, was jenem mangelt, ausgerüstet ist, ihm vielleicht widerstehn; aber nichts ist ungewisser. Und wenn der große Staat die Menge der Fesseln, die eine schlechte Gesetzgebung seinen Unterthanen auflegt, wieder löst, dann wird ihm nichts widerstehn können; und freilich muß er damit den Anfang machen, wenn er seiner Sache gewiß sein will. Der Regent eines solchen Staats wähle also zwischen dem Entschluß:

mit den Werkzeugen, die in seinen Händen sind, auf die Gefahr, sie brechen zu sehn, zu wirken; oder: gute Werkzeuge für seinen Nachfolger zuzubereiten. Aber Joseph II. kann sich nicht bestimmt zu einem von diesem beiden entschließen. Er wagt es nicht, seine Werkzeuge, so wie er sie hat, zu gebrauchen, aus Furcht, sie zu zerbrechen; und er verstattet sich nicht die ruhige Geduld, um sie zuzubereiten, weil er immer den für ihre Anwendung günstigen Augenblik abzusehn glaubt. Aus diesem beständigen Schwanken zwischen dem Wirken auf das Aeußre und das Innere rühren die meisten Fehler seiner Staatsverwaltung her.

Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß, mit großer Klugheit und wachsamer Weisheit, man dahin kommen kann, in dieser Generation die Fortschritte des Oestreichischen Hauses zu hemmen. Aber bei jedem Kampf des Geschiktern gegen den Stärkern, ist jener verloren, wenn er sich nur auf einen Augenblik vergißt. Ist es denn aber so sicher, daß der Nebenbuhler des Oestreichischen Hauses sich niemals vergessen wird? Wird jeder Preussische Monarch es sich zum ewigen Gegenstande machen, immer wachsam auf dasselbe zu achten? wird nie etwas seine Aufmerksamkeit zerstreuen? wird er unaufhörlich vor jeder Ueberraschung sicher sein? wird er nie eine Gelegenheit, nie einen einzigen Augenblik darbieten, den man nur zu nutzen braucht, um ihm eine unheilbare Wunde zu schlagen?

Er

Er ſteht bevor dieſer Stoß. Gelingt es dem Hauſe Oeſtreich, Baiern an ſich zu reißen; ſo iſt das ganze Gleichgewicht aufgehoben: der Kaiſer bekömmt eine ſo unerſchütterliche Macht, daß weder das Haus Brandenburg, noch der deutſche Fürſtenbund weiter hoffen dürfen, ihm widerſtehn zu können. Ein wenig früher, oder ſpäter, aber unfehlbar werden ſie ſeine Beute werden; ganz Deutſchland muß ſich dann unterwerfen.

Hier erweitert ſich die Unterſuchung, und verändert ihre Geſtalt. Was für ein Unglük würde es dann ſein, wenn Deutſchland unter den Zepter eines Einzigen käme, und lieber wirklich ein großes Reich bildete, als dieſes unförmliche, ſeltſame Chaos von beträchtlichen und unbeträchtlichen, kleinen und äußerſt kleinen Fürſten, mit einigen freien Reichsſtädten untermiſcht, die wiederum unter ſich ſo ungleich ſind, als die übrigen Glieder dieſes Staatskörpers, welche dies herrliche Land, unter ſich theilen? Würde es dabei nicht an Stärke, Einförmigkeit, Glanz, Ruhm, und Macht gewinnen? ..... So lautet, wir wiſſen es wohl, die Sprache, welche Schmeichelei und Vorurtheile in Deutſchland ſelbſt verbreiten; und dieſer ſchädliche Wahn ſteht auch außerhalb in Anſehn. Man muß ihn alſo zuförderſt, als Philoſoph, prüfen, aus dem heiligen Geſichtspunkt des Intereſſe der Menſchheit; dann als — herrſchender, oder beherrſchter — Bürger der großen Deutſchen Republik; endlich, als Mit-

glied irgend eines andern an Deutschlands Schikſal theilnehmenden Staats.

Die Frage über den Nutzen oder Schaden groſſer Staaten iſt für den Philoſophen längſt entſchieden. „In den groſſen Staaten gehn ſowohl die „Sitten als die Freiheit des Volks verloren; in „den groſſen Staaten hat ſich die willkührliche „Macht gebildet, die das menſchliche Geſchlecht „quält und erniedrigt: Als ein Einziger Millionen Menſchen, die auf einem groſſen Raum zerſtreut waren, beherrſchte; ſo nützte er ihre Entfernung, um den Saamen der Zwietracht und des Haders unter ſie auszuſtreuen: er brachte ihr Intereſſe in Widerſpruch, um ihre Kräfte zu trennen; er bewafnete den Einen gegen den Andern, um ſie Alle zu Sklaven ſeiner Willkühr zu machen; da theilten ſich die betrognen Nationen in Trabanten und Sklaven, und nahmen alle Laſter der Knechtſchaft und Tyrannei an. Als ein Mann, voll Stolz, ſich als Richter über das Glük und das Leben ſo vieler Geſchöpfe zu ſehn, ſeine eigne Natur verkannte, und eine übermüthige Verachtung gegen ſeines Gleichen faßte; da erzeugte bei ihm der Stolz Gewaltthätigkeit, Grauſamkeit, und Ungerechtigkeit. Als die Menge ein Spiel der Laune eines kleinen Haufens ward; da hatte ſie weder Gemeingeiſt, noch allgemeines Intereſſe mehr, und das Schikſal der Nationen ward nach dem grillenhaften Eigen-

„dünkel

„dünkel der Despoten bestimmt. Als einige Familien „sich den Erdboden zueigneten und unter sich theil„ten; da sah man die großen Revolutionen entstehn „und sich vermehren, die unaufhörlich die Beherr„scher, aber nicht die Sklaverei der Nationen ver„ändern*)“..... Es bleibt also für einen Philosophen, für einen wahren Freund des Menschengeschlechts, für einen Weltbürger kein Zweifel mehr: für die politischen Gesellschaften ist die Verbindung kleiner Staaten unter allen die erwünschteste.

Aber wenig Menschen erheben sich mit einem einzigen Schwung bis zu der Höhe dieser Gedanken, wenig Menschen gelangen dahin, ihre Ideen so allgemein zu machen. Einzelne Einwendungen wiegen immer in ihren Augen die Bündigkeit des noch so streng bewiesenen Grundsatzes auf, oder misleiten sie bei dessen Anwendung. Wir wollen uns also in die genaue Erörterung einzelner Umstände einlassen.

Die sehr großen Monarchieen genießen verschiedene einleuchtende Vortheile: sie haben eine größere Konsistenz; sie sind Einfällen von außen weniger



*) Man s. Herrn Volney's Werk: „Betrachtungen „über den gegenwärtigen Türkischen Krieg“; ein Werk, worin man den Geist des Verfassers der „Reise nach Aegypten“, nicht aber seine Offenheit und Unparteilichkeit wiederfindet. Anmerk. des Gr. M.

ausgesetzt. Man betrachte einmal Frankreich, man betrachte Spanien. Das erstere hat seit hundert und funfzig Jahren in seinem Schooße keinen Krieg gehabt; und achtzig Jahre sind verflossen, seit das letztere seine Saatfelder durch raubende Feindeshand verwüstet sah. Dagegen kann Deutschland sich kaum drei Lustra vor den Verheerungen des Krieges gesichert sehn: eine Provinz dünkt sich da schon glüklich, wann der Feind zehn Jahre ausbleibt, ohne ihr das zu entreißen, was sie während dieses kurzen Zeitraums einsammelte, oder aus den ehemaligen Plünderungen noch retten konnte.

Ueberdies können öffentliche, wahrhaft nüzliche, Anstalten: als Kanäle, Landstraßen, Dämme zur Beschränkung der Flüsse, u. s. w., nur in einer sehr ausgedehnten Monarchie ausgeführt werden; dagegen macht sie der itzige Zustand von Deutschland unmöglich. Ein Kanal zur innern Verbindung, der z. B. den Rhein mit der Weser, die Weser mit der Elbe, die Elbe mit der Donau vereinigte, ist durchaus unmöglich. Was die großen Landstraßen betrift, so sind sie, wegen der hier so häufigen Unterbrechungen des Zusammenhangs, in gewisser Rükſicht selbst für das Land verloren, dessen Fürst, voll Sorgfalt für die Wohlfarth seines Volks, dergleichen anlegen läßt.

Es giebt endlich noch andre, zwar minder erhebliche, aber der menschlichen Wohlfarth doch immer sehr nachtheilige Unbequemlichkeiten, die

den

den kleinen Staaten unvermeidlich anhängen. Dahin gehört: die Verschiedenheit der Münzen, Gewichte und Maaße; der Handelsneid und Haß; die Wegegelder und Transitozölle, die das innere Verkehr in Deutschland so erschweren, und dies schöne Land hindern, seine Produkte so wohlfeil abzusetzen, als es dies unter einer freiern und einförmigern Regierung könnte, und die mithin den Reichthum und den Wohlstand seiner Einwohner vermindern.

Wir wollen nichts davon sagen, daß der größte Theil dieser Vortheile noch zweifelhaft ist: daß sie wenigstens nur selten unter der schwachen und überladenen Hand einer unumschränkten, und daher bald willkührlichen Herrschaft sich finden, so wie sie durch die Macht der Dinge in großen Ländern von schlechter Verfassung hervorgebracht wird (und wie könnten sie eine gute Verfassung haben, wenn man nicht anders ein Aggregat von kleinen verbündeten Staaten annimmt?). Wir wollen uns nicht auf große schon bestehende Monarchieen berufen, selbst nicht auf unser Vaterland Frankreich, dessen Provinzen sich in einem Zustande der Ungleichheit, fast möchten wir sagen, der Feindschaft befinden, der wenigstens dem unter den kleinen Deutschen Staaten bestehenden, gleich kömmt *).



*) Die verschiedne Verfassung der Provinzen Frankreichs ist bekannt, und vorzüglich im Finanzfache sichtbar;

Wir wollen nicht anführen, wie höchst wahrscheinlich ein Regent, um sich dies große Reich allmählig zu unterwerfen, sich genöthigt sehn würde, jeder Provinz ihre Rechte und Freiheiten zu lassen, um die Gemüther nicht zu empören; und daß dann, wie in Frankreich, dessen Monarchie sich gerade auf diese Art bildete, Jahrhunderte verfließen würden, ehe allgemeiner Unterricht und Aufklärung genug durchdringen würden, um dem Regenten eine Aufhebung dieser Einrichtung der Dinge zu verstatten. Aber — mit Beiseitsetzung aller dieser Nebengründe — wollen wir einer Seits die aus dieser Vereinigung zu erwartenden Unbequemlichkeiten anzeigen, und andrer Seits die Vortheile schildern, welche Deutschland in seiner itzigen Verfassung genießt, und durch seine Umwandlung in eine große Monarchie verlieren würde. Der Freund der Wahrheit wird dann entscheiden können: ob — ungerechnet, daß für ein gegenwärtiges und gewisses Uebel die Hofnung eines sehr entfernten Guts ein sehr schwacher Ersatz ist — ob die daraus entspringenden Gefahren alle davon zu erwartenden

sichtbar; es giebt Pays d'Etats, und Pays d'élection. Bloß der Unterschied des Salzverkaufs, wovon die Krone das Monopol hat, macht eine Menge Abtheilungen, als: petites Gabelles und grandes Gabelles, Provinces redimées und Provinces franches. Wohl eher hat sogar eine Provinz gegen die andre die Getreidesperre festgesetzt.

tenden Vortheile nicht unendlich überwiegen: selbst angenommen, daß diese letztern in ihrer ganzen Fülle Statt finden würden.

Hat das Schikſal einen ſchlimmen Regenten auf den Thron einer großen Monarchie geſetzt: dann iſt keine Rettung; wehe dann Allen, und vornehmlich den Rechtſchaffenen! Und wen meine ich denn hier unter einem ſchlimmen Regenten? Etwa einen Nero, einen Kaligula, einen jener Ungeheuer, die von Zeit zu Zeit die Menſchheit martern? . . . Ach! nein. Ein guter, aber ſchwacher und lenkſamer Mann wird, weit eher als irgend ein andrer, dieſer ſchlimme Regent ſein. Als Privatmann wäre er liebenswürdig, ſanft, und gefühlvoll; itzt aber wird das Unglük einer ganzen Nation ſein Werk. — Aber in einem Lande, das in mehrere Fürſtenthümer getheilt iſt, wird dies Uebel niemals allgemein. Hier regiert Einer ohne Geſchiklichkeit, ohne Feſtigkeit, ohne Weisheit; allein dort ein Andrer voll Thätigkeit und Fleiß; ja manche zeigen ſogar überwiegende Talente. Die zahlreiche Klaſſe aller in jedem Fach brauchbarer Männer eilet dann hin zu dem Gebiete der weiſen Fürſten. Und man ſage nur nicht, daß dieſer Ausweg noch offen bliebe, wenn auch Deutſchland eine große Monarchie wäre, weil doch immer Europa, nach wie vor, unter dem Zepter mehrerer Regenten ſtehn würde. Denn unſtreitig iſt es doch immer weit leichter, aus dem

Kurfür-

Kurfürstenthum Kölln in das Kurfürstenthum Trier, von Hamburg nach Lübek, aus dem Fürstenthum Hohenlohe-Schillingsfürst in das Gebiet von Hohenlohe-Bartenstein, als von Kadix nach Kopenhagen, von Stokholm nach Neapel überzuziehn.

Außerdem entspringt aus dieser Vertheilung in kleine Staaten der ansehnliche Vortheil, daß der größere Theil der Fürsten gut regiert, und daß man nur von einer sehr kleinen Zahl unter ihnen sagen kann, ihre Staatsverwaltung sei unerträglich. Dafür sind überaus triftige Gründe da.

Zuvörderst sind die Fürsten Deutschlands, selbst die vom ersten Range, nicht mächtig genug, um ungestraft wild, tyrannisch, oder auch nur einfältig zu sein. Sie erniedrigen sich selbst, sie verlieren zu viel, wenn sie in keinem persönlichen Ansehn stehn. Ihre Brüder würden nur ein Pflanzenleben führen, wenn sie sich nicht Ruf und Namen zu erwerben wissen; und allgemein genommen, erhalten doch auch die Fürsten auf die Dauer nur den Ruhm, den sie verdienen. So werden dann die jüngern Brüder für ihre ältern entweder nützliche Mitarbeiter oder Gegenstände der Nacheiferung. Auch besitzt Deutschland unter seinen, regierenden sowohl als apanagirten, Fürsten eine ansehnliche Menge verdienstvoller, und selbst hervorstechender Männer. Man hebe nur einmal in Gedanken, ohne Auswahl, eine gewisse Zahl

von

von regierenden und apanagirten Fürsten in Deutschland aus, und sondre sich dann eine gleiche Zahl von den Regentenfamilien der großen Monarchieen Europas seit den Zeiten ab, wo die Geschichte die nöthige Gewißheit erhält, um über den Charakter der Großen ein festes Urtheil fällen zu können; so wird man sehn, welch eine Kluft sich zwischen ihnen befindet, und wie sehr die Fürsten an innerm Wehrt gewinnen, gerade in dem Verhältniß je weniger sie Fürsten sind.

Ferner halten sich die deutschen Fürsten unter einander in Schranken. Die Ueberzeugung, der ein schlechter Fürst sich nicht entreißen kann, daß man ihn verlassen wird, weil man unter einem andern Fürsten besser zu leben hoft, — hindert ihn, sich seinen regellosen Leidenschaften blind zu ergeben. Diese kleinen Regenten sind nicht unumschränkt; sie können, selbst nicht gegen einzelne Privatleute, schreiende Ungerechtigkeiten begehn: ohne sehr wesentliche Unannehmlichkeiten zu erfahren, deren zuverläßiges Vorausseyn sie im Zaum hält. Noch weniger würden sie ihre Unterthanen, oder eine Klasse derselben, nach Willkühr drükken können. Sie würden entweder vor die Reichsgerichte gefordert, oder man würde sich an Mächtigere, als sie, wenden, und diese würden dann sicherlich durch ihre Dazwischenkunft, gegen die sich ohne Gefahr Niemand sträuben könnte, die Ordnung wiederherstellen. Auch ist im Ganzen der Geist der Billigkeit,

keit, Gesetzlichkeit, und Gleichmäßigkeit, in Deutschland vorzüglich sichtbar. Obgleich, dem Rechte nach, dort kein Amt ohne die Klausel ad libitum (so lange es Uns beliebt) ertheilt wird, so daß also, selbst bei Voraussetzung der unsträflichsten Aufführung, eine Entsetzung Statt findet; so ist doch, in der Ausübung, jeder Mensch moralisch gewiß, sobald er sich nicht eines sehr groben Vergehens schuldig macht, in seinem Posten zu leben und zu sterben. Selbst Veränderungen der Regierung stören diese Ordnung nicht, außer etwa nur in einigen äußerst seltnen Fällen.

Endlich sind auch in den kleinen Ländern, woraus Deutschland besteht, die indirekten Bedrükkungen weit schwieriger, als in großen Staaten. Es ist unmöglich, daß ein Regent, man denke ihn sich auch so arbeitsam als man will, selbst nur die Hauptangelegenheiten von zwei Millionen Unterthanen kenne. Hat er aber nur über einige Hunderttausende zu herrschen, so ist doch die Arbeit den Kräften Eines Menschen schon angemessener. Die Hauptstadt ist von den Gränzen des Landes nur mäßig entfernt; nichts ist leichter, als dort hinzugehn, dort seine Klagen an den Regenten gelangen zu lassen, und ihn selbst anzutreten; ihn umzingelt weder ein Gehäge von Bajonetten, noch von Höflingen, die noch zurükstoßender sind. „Wissen Sie nicht, ob der Landesvater hier ist?“ — fragte mich einst ein Bauer, der mich in Braunschweig

schweig auf der Straße anhielt. Wir wissen freilich recht gut, daß solche Fürsten in allen Ländern und in allen Jahrhunderten selten sind, und sein werden; aber das ist doch in Deutschland sehr gewöhnlich, und fast allgemein, daß der bloße Bauer es nur zu wollen braucht, um seinen Landesherrn zu sprechen. Und auch das ist eins von Deinen Verdiensten um die Menschheit, Friedrich! Des Unterthanen Klagen bei seinem Fürsten zurükzuweisen, ist, Dank sei es Dir, zum Schimpf geworden; Dein Beispiel hat gezeigt, daß es das schönste, edelste, heiligste Geschäft eines Regenten ist, die Vorstellungen des geringsten Menschen anzuhören. Es hat Früchte getragen, dies erhabene Beispiel, vorzüglich in Deutschland; die Bedrükkungen der Diener der höchsten Macht sind beinahe verschwunden.

Man kann sich leicht vorstellen, was aus Deutschland werden würde, wenn die Fürsten, statt Regenten ihrer Länder zu sein, nur Statthalter wären. Wenn der Ruhm einer guten Regierung, und die Schande einer schlechten, die itzt beide auf sie selbst zurükfallen, dem Universalmonarchen anheim fielen, oder sich in dem Wirbel eines grossen Hofes, einer unermeßlichen Hauptstadt verlören; wie viel Gutes wäre dann ohne Ersatz vernichtet, wie viel Uebel würden aus einem allgemeinen Verderbniß entstehn! Bald würden die Statthalter nur die Hauptstadt und den Hof

sehn

sehn und kennen; Ränke, Ansehn und Gunst würden der Brennpunkt aller ihrer Blikke sein; das Blut würden sie ihren Untergebenen aussaugen, um zu den Füßen des Thrones im zügellosesten Prachtaufwand zu erscheinen. Itzt aber lieben sie das Land, dessen Beherrscher sie sind. Sie wissen, daß von dessen blühendem Zustand ihr persönliches Ansehn abhängt; sie arbeiten für dessen Glük; sie leben dort unabhängig; ihnen wird Huldigung und Ehrfurcht bewiesen, weil sie nur dort Herrn sind; und, wenn sie sich zu höherem Geistesgenuß hinaufzuschwingen vermögen, so keimt nur dort aus allem Guten, was sie thun, ihr eignes Glük. Das ist der Gewinn für sie; nun der für ihre Unterthanen.

Hat eine große Monarchie einen Haufen kleiner Länder zu einem einzigen Staat vereinigt: so bildet sich eine ungeheure Hauptstadt. Alles, was Kenntnisse, Einsichten und Fähigkeiten hat, strömt diesem Mittelpunkt zu; dort bildet sich der große Sammelplatz der Betriebsamkeit, Thätigkeit, und Belehrung: dem übrigen Reiche bleibt nur der Ausschuß von jeder Art. Ganz anders ist es bei einem in kleinere Staaten vertheilten Lande: das Licht verbreitet sich hier in jedem dieser Distrikte; überall findet man Männer von Fähigkeiten. Alle Fürsten bedürfen guter Aerzte, guter Wundärzte, geschikter Mathematiker, Rechtsgelehrten, und Kameralisten: kurz in allen menschlichen Kenntnissen

geübter

geübter Männer. Und so ergiebt sich eine unendliche Menge von Gelegenheiten für verdienstvolle Männer; und eine weit größere Verbreitung alles des Guten, das die Menschheit der Unterweisung verdankt.

Auch entspringt daraus noch ein andrer durchaus unschätzbarer Vortheil. Die Regenten sind nun genöthigt: talentvolle Männer mit Achtung zu behandeln. Eigener Vortheil von der höchsten Wichtigkeit treibt sie an, solche Männer aus mehrern Fächern in ihren Staaten zu haben. Beleidigen sie diese ihnen nothwendigen Personen in wesentlichen Stükken; so kostet es diesen nur einen Spatzierritt, um ihr Gebiet zu räumen: überall sind sie willkommen; überall finden sie anständiges und gutes Fortkommen. In Deutschland überbietet man sich um Männer von Ruf; desto nothwendiger ist eine gute Behandlung derselben, um sie in dem Dienst, worin sie stehn, festzuhalten.

Dieser Gang der Dinge bringt eine Wirkung hervor, die dem Nutzen der gesetzmäßigen Denk- und Preßfreiheit ähnlich ist. Freilich kann ein Fürst oder ein Herzog verbieten, in seinem Staat über diese oder jene Materie zu schreiben; aber das kann er nicht hindern, daß über denselben Gegenstand in den Staaten seines Nachbars des Markgrafen oder Fürsten, geschrieben werde; ja daß man dort seine eigenen Handlungen auf anständige Art untersuche. Hätten die deutschen Ge-

lehrten diese Waffe zu führen gewußt, so würde sie in ihren Händen zur Lanze des Argail geworden sein: die Misbräuche, die Fehler, die Machtsprüche, alles wäre unter ihrem Arm gefallen; und nur eine geringe Kraft, ein gewöhnlicher Muth wäre hinreichend gewesen, um diesen so großen Einfluß zu bewirken, um die Wohlthäter ihres Vaterlandes und der Menschheit zu sein. Aber nein; eitle Hofnungen, armselige Belohnungen, ein ungewisser Tauschhandel erniedrigender Schmeicheleien, der kleine kindische Ruhm, sich auf einen Augenblik von einem Großen geliebkost zu sehn, — das ist die Klippe, woran der größte Theil von ihnen scheitert. Ihre persönliche Würde, ihr persönliches Ansehn, ja selbst ihre Sicherheit, geht verloren gegen die Wirkung so verächtlicher Hindernisse. Einige von ihnen sind gekränkt, verwiesen, ja selbst widerrechtlich eingekerkert worden; und dennoch hat sich nicht von einem Ende Deutschlands bis zum andern der Aufruf aller Gelehrten erhoben, hat nicht dem Tyrannen sein Recht vergolten, hat ihn nicht vor den Richterstuhl des Publikums, der Nachwelt gezogen; ihr schwacher Blik sah nicht, welch eine unwiderstehliche unzerstörbare Stütze für ihren Bund in dem getheilten Interesse ihrer Fürsten lag. Aber ein besseres Geschlecht wird aufstehn; und Deutschlands politische Topographie reicht hin, um der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften alle die Freiheit zu

ver-

versichern, worauf sie billigerweise zum Wohl der Menschheit Anspruch machen können.

Ueberhaupt sind die kleinen verbündeten Staaten die einzigen, wo das menschliche Geschlecht bis zu möglich größter Entwikkelung seiner Anlage zur Vollkommenheit gelangen kann. Sind sie frei: so dringen Vernunft, gesunder Menschenverstand, und wahrhaft nüzliche Einsichten in alle Klassen mit der thätigsten Kraft ein. Sind sie es nicht: so bleibt freilich das gemeine Volk in Unwissenheit und Dummheit (und dennoch sind die Bauern, ja selbst die Bäurinnen, die weder lesen noch schreiben können, in Deutschland, besonders bei den Protestanten, weit seltener, als selbst in Frankreich, das doch in vieler Rükſicht minder sklavisch ist); aber die Aufklärung breitet sich immer, wenigstens auf der Oberfläche, unendlich mehr aus, als in einer großen Monarchie. Nehmet euren Weg von Konstantinopel ab, durchreiset Ungarn, geht nach Wien, und von da über Prag nach Dresden; kauft auf eurem Wege Bücher, mathematische Instrumente, sucht euch Menschen, um euch über einen Gegenstand der Physik, der Mechanik zu belehren, u. s. w. u. s. w. und zählt die Städte, wo ihr auf eurer Reise durch diese ausgedehnte Strekke von sehr bewohnten, sehr bevölkerten Ländern Befriedigung hierin finden konntet. Und nun setzt eure Reise fort: geht von Dresden nach Meißen, Leipzig, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Göt-

kingen, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg; messet hier die Städte nach demselben Maaßstabe, und dann entscheidet! Es ist wahr, die Religion hat an dieser Beschaffenheit der Dinge auch ihren Antheil; aber die wahre wirkende Ursache ist die Vertheilung in kleine Staaten.

Diese Vortheile haben in unsern Augen unendlich mehr Werth, als die größere Leichtigkeit zu öffentlichen Bauanstalten, zu Verbindungsmitteln, zur Abschaffung der Wegegelder und Transitozölle, zur Uebereinstimmung in Gewicht und Maaße, und selbst zu dem so gepriesenen innern Frieden. Allerdings ist der Frieden, nach der Freiheit, das größte Geschenk des Himmels; ohne den Frieden reibt sich der Mensch in zwekloſen Anstrengungen auf, und vermag nichts dauerhaftes hervorzubringen. Aber die innre Ruhe in einer großen Monarchie ist nur zu oft nichts anders, als die Bewegloſigkeit eines todten Körpers. Er ist groß, der Verlust, den das menschliche Geschlecht durch den Krieg leidet; aber er ist dem Nachtheile nicht gleich, den eine schlechte Staatsverwaltung bewirkt. Hier hat der Feind auf unsern Aekkern geärndtet; aber zehn Meilen weiter werden sie durch die Summen gedüngt, die der hohe Preis der Lebensmittel in den Schooß des Landmanns ergießt. In schlecht regierten Ländern — was denn doch die großen Monarchieen beinahe nothwendig sein müssen — ist das Unglük des Landes öffentlich und allgemein.

Es

Es sind die Stralen einer brennenden Sonne, die eine ganze Zone in dürre Wüstenei verwandelt, wo die nahrhaften Pflanzen, die das Ungefähr noch keimen ließ, verdorren. Der Krieg verwüstet hingegen gleich einem Fluß, der mit seinem Schlamm einen großen Theil der Ufer, die der Ungestüm seiner Wellen verschlang, wieder herstellt und befruchtet. Und seht ihr dann nicht, daß die Gegenden Deutschlands, wo der Krieg am häufigsten wüthete, die volkreichsten sind? Wer würde wohl in der Pfalz von den Verheerungen Ludwigs XIV noch die mindeste Spur finden, wenn nicht eine intolerante, drükkende, und in jeder Rükſicht tadelnswürdige Regierung für deren Fortdauer gesorgt hätte.

Aber freilich, wird Deutschland nicht in eine große Monarchie vereinigt, so bekömmt es nie eine prächtige Hauptstadt, ein entzükkendes Nationaltheater, ausgezeichnete Künstler, reizende Virtuosen, bezaubernde Schauspielerinnen, Tänzerinnen, vielleicht nicht einmal Buhlerinnen, die mit denen in Babylon, Rom und Paris wetteifern dürfen..... Diesen furchtbaren Einwurf zu widerlegen, fühlen wir uns zu schwach, und wollen ihn lieber mit Stillschweigen übergehn.

Dies ist, unsrer Meinung nach, der Gesichtspunkt, aus welchem der Bürger Deutschlands und der Weltbürger die wichtige Frage: über dessen Fortdauer in kleinen verbündeten Staaten, oder dessen Vereinigung in ein einziges Reich, untersuchen

muß; jener, weil er fühlt, wie sehr sein eigenes Glük an die Dauer der kleinen Staaten gebunden ist; dieser, weil das Wohl aller Menschen überhaupt, und mithin auch das Wohl jeder einzelnen Gesellschaft, woraus das große Ganze des Menschengeschlechts besteht, eine seiner süßesten Empfindungen und den ewigen Gegenstand seiner Wünsche ausmacht. Was die Mitglieder der deutschen Aristokratie selbst betrift, so läßt es sich schwer begreifen, wie je unter ihnen einer ehrvergessen genug sein könnte, um seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit die Art von Glük vorzuziehn, welche ihm das Haus Oestreich verschaffen könnte.

Es bleibt nur noch die Untersuchung übrig, aus welchem individuellen Gesichtspunkt ein Mitglied benachbarter Staaten, und — um das auffallendste Beispiel zu wählen — ein Franzose das Ereigniß der Vereinigung Deutschlands unter ein einziges Oberhaupt betrachten muß.

Unstreitig bildet die Französische Monarchie eine Masse von Macht, die Ehrfurcht gebeut und innre Festigkeit hat: man sehe auf ihren Umfang, ihre Volksmenge, ihre natürlichen Reichthümer, oder auf die Ründung und die glükliche Verbindung ihrer Theile. Ihre Gränzen sind mit Festungen und mit — natürlichen und künstlichen — Vertheidigungsmitteln dicht besetzt. Bei der itzigen Lage der Dinge hat sie nur die Fehler ihrer eignen Regierung zu befürchten; jeder feindliche Ueberfall wäre

unnüz

unnütz und thöricht. Das Haus Oestreich allein, Preussen noch weit weniger, und selbst diese beiden Häuser vereint, würden ihr nicht furchtbar sein können: weil der Krieg Zweier oder Mehrerer gegen Einen immer so schlaff und so unzusammenhängend geführt wird, daß, selbst bei ungleichen Kräften, die von einem Einzigen geleitete Macht davon nichts zu befürchten hat.

Aber, man denke sich Deutschland unter Einem Zepter vereinigt; dann wird der Ausgang dieses Kampfes, wo die Streitenden nun gleich sind, wenigstens äußerst zweifelhaft, und nur der Zufall kann entscheiden. Ja Frankreich stände hierbei sogar in einigem Nachtheile. Die Französische Nation ist unstreitig sehr tapfer; alle sind fähig, es zu sein; und die unsrige hat vielleicht mehr von jenem funkelnden Feuer, von jenem ungestümen Ehrgefühl, das man oft für eine größere Tapferkeit zu halten verleitet wird: aber, man muß es sich selbst gestehn, sie ist nicht so kriegerisch, als die deutsche Nation. Bessere Duellanten ohne Zweifel; aber unstreitig auch minder gute Soldaten: thätiger, ungestümer, der verzweifeltesten Unternehmung fähig; aber minder fähig der Ruhe, der Unterwerfung, der Ordnung, der Kriegszucht (und dies entscheidet doch fast alles im Kriege): das ist unser Charakter. Ueberdies wohnen wir in einem sanftern, reichern, fruchtbarern Klima; wir werden also immer in der augenscheinlichen Gefahr

schweben, worin sich ein Besitzer findet, der von einem, der besitzen will, angegriffen wird. Jener ist ruhig; diesen aber, der jenem sein Eigenthum entreißen will, spornt die Begierde nach Reichthum, die heftigste aller Leidenschaften. In einer solchen Lage ist es nicht leicht möglich, daß nicht der erstere der Schwächere sei. Es ist die Geschichte aller südlichen Völker, die von den nördlichen angegriffen wurden.

Wie könnte denn also Frankreich bei einem solchen Ereigniß sich sicher dünken? wie könnte es die Mittel, ihm zuvorzukommen, versäumen? Die Epoche davon hängt lediglich von dem Grade der Macht des Hauses Brandenburg ab. Verliert dies auch nur auf einen Augenblik das künstliche Gleichgewicht, welches eine überwiegende Klugheit ihm zu verschaffen gewußt; leidet es bei seinem ersten Kampf mit dem Kaiserlichen Hause einigen Nachtheil: so verliert es sein Zutrauen, Ansehn, Macht, und Existenz. Der Kaiser wird dann sogleich höchstgebietendes Oberhaupt, und bald König von Deutschland werden: es sei nun nach und nach, oder plötzlich, und in dem Augenblik, da er es wünschen wird. Denn wie kann wohl eine Maschine, deren Triebfedern alle so gespannt sind, wenn sie einmal zerrüttet worden, wieder in dieselbe Ordnung, worin sie itzt ist, gebracht werden? Die Umstände sind ja nicht mehr dieselben: das Haus Oestreich, durch seine Fehler und seine Unfälle

fälle belehrt, steht lange nicht mehr so weit hinter seinem Feinde an Geschiklichkeit zurük, als es bis itzt gestanden hat; und in allem übrigen ist es ihm unendlich überlegen. Das Haus Brandenburg hat sich einmal hoch genug erheben können, um gegen den Strom, der von Oestreich aus ganz Deutschland zu überschwemmen droht, ein Damm zu sein. Aber selbst durch diesen Widerstand ist der Strom verstärkt; wird nun der Damm auf einen Augenblik durchbrochen oder überwältigt, so wird der Strom plötzlich dessen Trümmer zerstreuen, und — was er so lange drohte — mit seinen verheerenden Fluthen auf die wehrlosen Gegenden einstürzen. Immer also werde der Damm unermüdet ausgebessert, ja selbst noch erhöht! Noch müsse das Haus Brandenburg höher steigen! Und alle Nachbarn und Fürsten Deutschlands, die Geisteskraft besitzen, müssen mit aller Macht dazu beitragen!

Aber wie läßt sich dies Ziel erreichen? Soll man die Staaten des Hauses Brandenburg mit neuen vergrößern? Soll man seine Provinzen durch Tausche ründen?.... Nie wird unser Mund, nie unsre Feder zu solchen Ungerechtigkeiten rathen. Gott bewahre, daß wir je die gewaltthätige Politik, welche die Zuträglichkeit über alles, und die Völker für nichts achtet, aufmuntern! Die grossen Bisthümer Deutschlands gehören allerdings nicht Einer Familie; aber sie gehören dem deutschen Adel überhaupt. Ehe man sie also dazu benutzt,

das Königreich Preussen fester zu begründen, damit es zur Vertheidigung der deutschen Freiheit gegen den Oestreichischen Ehrgeiz stark genug sei; muß man zuvor wissen, ob die Unterthanen wünschen, die von ihren Kapiteln erwählten Bischöfe mit einer andern Regierung zu vertauschen. Denn, wahrlich! eine seltsame Art, Deutschlands Freiheit zu beschützen, wenn man dabei den Anfang damit macht, sie zu vernichten, auf Eroberungen auszugehn, und Staaten zu zerstükkeln, damit Andre es nicht thun sollen! Nein, nein, als Weltbürger und als Franzose, verehren wir den König von Preussen als den natürlichen Beschützer der deutschen Verfassung: aber er würde uns mehr als gleichgültig werden, wenn er andre Gesinnungen hegte; wir würden ihn hassen, wenn er sich durch die Trümmer derselben vergrößern wollte.

Glüklicherweise hat das Haus Brandenburg nicht nöthig, zu irgend einem dieser verhaßten Mittel seine Zuflucht zu nehmen, um den Angriffen des Hauses Oestreich gewachsen zu sein; es hat dazu ein sanfteres, schöneres, sichreres Mittel. Es ergreife nur die in diesem Werke angedeuteten Maaßregeln zur Vermehrung der Bevölkerung und des Reichthums seiner Provinzen *); Ordnung, Spar-

*) Dies bezieht sich auf die in dem Werke des Grafen weitläuftiger entwikkelten, größtentheils aber wohl

Sparsamkeit, Wohlthaten, alles muß zu diesem heiligen Zwek angewandt werden. Es führe eine wahrhaft weise und hervorbringende *) Staatswirthschaft in seine Länder ein; es mache die Menschen und die Sachen frei; es verbanne die Sklaverei aus seinen Domänen! Von dem Letztern hat der Kaiser in Ansehung Böhmens ein schönes Beispiel gegeben; aber diese Operation ward nicht so, wie es geschehn konnte, ausgeführt. Nun gut, man führe sie also besser aus; man kaufe — weil man den Adel vielleicht weder würde zwingen wollen, noch zwingen dürfen, das auf seinen Gütern nachzuahmen, was der Landesherr auf seinen Domänen thut, — man kaufe dem Adel das Privilegium ab, seine Nebenmenschen zu Sklaven zu machen, und verwende dazu so viel Summen, als nöthig sind, um ihn darüber zu trösten, daß er nun billig und menschlich sein muß. Man vertheile die Domänen, schaffe die indirekten Auflagen ab, vernichte die Monopole, verstatte dem Handel die uneingeschränkteste Freiheit. . . . Alles dies erfordert freilich große Vorschüsse; es sind gleichsam die ersten Auslagen eines reichen Gutbesitzers, der mehrere Jahre anwendet, einen sandigen Bo-

den

wohl unzwekmäßigen und unthunlichen Vorschläge: obgleich manche Idee fruchtbar und beherzigungswerth ist.

*) Das Lieblingswort der Physiokraten.

den mit Thonerde zu belegen, und den Sand mit dem Thon durcharbeiten läßt, weil er es weiß, daß nach Verlauf von zehn Jahren seine Mühe und sein Vorschuß ihm hundertfaltig bezahlt sein werden.

Aber wieviel Zeit wird noch für diese Verbesserungen nöthig sein? und wie kann man sich diese Zeit nehmen? oder vielmehr gewiß sein, sie ungestört zu haben? . . . Strengt Euch an, den Frieden zu erhalten, so lange das Haus Brandenburg an dieser gerechten Grundlage seiner Macht arbeiten wird; und vergesset nie, daß Ihr nur ein gemeinschaftliches Interesse, und Einen Feind habt, von dessen Schritten nichts Eure Aufmerksamkeit abziehn darf. Erhaltet den Frieden; aber allein auf die Art, die einem weisen und tapfern Manne ansteht: seid immer zum Kriege gerüstet; und den Krieg selbst führet lebhaft, ja fürchterlich, sobald er offenbar unvermeidlich ist. Auch kömmt nichts darauf an, zu wissen, wer ihn anfangen soll: Wäget die Umstände mit Festigkeit und von Klugheit geleitet, und findet Ihr dann, daß dieser Krieg gebieten: so beginnt ihn; schlaget sobald als möglich einen entscheidenden Schlag nach dem andern: dies ist das einzige Mittel, schnell ans Ziel zu gelangen.

So lange die itzige Lage der Dinge in Europa fortdauert, ist nichts natürlicher, nichts weiser, als die festeste, aufrichtigste, unzweideutigste Defensiv-Allianz aller Mächte, die Nachbarn von Deutschland

ſind, mit dem Regenten des Hauſes Brandenburg; nicht bloß zur Sicherung ſeiner Beſitzungen, ſondern aller ſuveränen Staaten Deutſchlands, und ſelbſt jener, die, ohne eine beſtimmte Familie vom Regenten, bei jeder Erledigung die Beute des zuerſt Beſitznehmenden zu ſein ſcheinen.

In dieſer Hinſicht iſt der deutſche Fürſtenbund ein Meiſterſtük; aber, damit er ſich auch wirkſam zeigen könne, müſſen die verbündeten Fürſten bewafnet ſein. Man verleitet ſie zu dem größten Fehler, wenn man ihnen, wie es bei einigen geſchehn iſt, räth, ihre Truppen abzudanken. Allerdings fällt der Fürſt, der jedem ſeiner Unterthanen ein Schießgewehr in die Hand geben will, und aus ihnen eine Art von militäriſchen Puppen zu ſeinem Zeitvertreib macht, ungefähr wie ein Kind mit hölzernen Soldaten ſpielt — er fällt in eine Thorheit, die ſeinem Lande ſchädlich werden kann. Aber auch auf der andern Seite, nichts als bloßer Landjunker, als Beſitzer eines großen Landguts ſein zu wollen, nur für ſein perſönliches Vergnügen zu ſorgen, ohne als Mitglied einer großen verbündeten Republik daran zu denken, zur Aufrechthaltung derſelben auch an ſeinem Theile mitzuwirken: das zeigt einen ſehr gemeinen dürftigen Kleingeiſt an. Ein Reichsfürſt kann glüklicherweiſe nicht auf Eroberungen denken; ſogar kann er ſich nicht einmal ſelbſt vertheidigen, weder gegen Fürſten vom erſten, noch vom zweiten Range: aber er kann und

er muß, nach dem Maaß seiner Kräfte, zur allgemeinen Vertheidigung beitragen. Diese ganz der Vorsehung, die stets nur weisen und thätigen Menschen half, oder den mächtigen Fürsten zu überlassen: das hieße auf alles Ansehn Verzicht thun, sogar seine Existenz — im Bunde sowohl, als außer demselben — in Gefahr bringen, und sich des Regentennamens unwürdig erklären. Wie stände es itzt mit den Fürsten Deutschlandes, hätten ihre Ahnherrn eben so gedacht? hätten die Herzoge von Sachsen und Braunschweig, die Markgrafen von Baden ihre Unterthanen nicht bewafnet, sie nicht mit Muth zur Schlacht geführt in den einheimischen Kriegen, deren Vorwand die Religion, aber deren wahrer Beweggrund die Freiheit oder die Unterjochung Deutschlands war? Es ist also nützlich, es ist löblich, es ist nothwendig, daß alle deutsche Fürsten eine — ihren Staaten, und der von den großen Mächten des Reichs in dieser Rükſicht aufgewandten Kraft angemessene — Zahl von Truppen unterhalten, daß sie sie anhaltend üben, daß sie haltbare Plätze und Artillerie haben, daß sie wenigstens das, was sie von dieser Art besitzen, sorgfältig erhalten; denn ein fester Platz, ein Zug von schwerem Geschütz, legen schon immer ein Gewicht in die Wagschale.

Wenn dann das Haus Oestreich in das kleinste Vorrecht, in den geringfügigsten Theil der Freiheit Deutschlands, einen Eingrif wagt: dann ver-

einigt

einigt Euch; greift es von allen Seiten an; zwingt es baldigst zum Frieden: damit, nach wiederhergestellter Ordnung, jeder von neuem an die Ersetzung des Verlustes im Kriege, und an die Vermehrung des Reichthums und der Macht seines Landes arbeiten könne, um immer von neuem einen furchtbarern Widerstand allen Vergrößerungsplanen entgegen zu stellen, deren wiederholtes Mißlingen am Ende die Ehrsüchtigen auf andre Gedanken bringen wird.

Dies ist der Plan, der den deutschen Fürsten geziemet; und das um so mehr, als sie eine doch mögliche und überaus unglükliche Krisis vorhersehn müssen: daß die Häuser Brandenburg und Oestreich sich vereinigen könnten, um Deutschland unter sich zu theilen. Freilich hat diese Voraussetzung wenig Wahrscheinlichkeit. Der itzige König von Preussen ist als ein Wahrheit- und Gerechtigkeit liebender, edelmüthiger Fürst, bekannt. Er rechnet es sich zur Ehre, als Kronprinz, zur Errichtung des Fürstenbundes viel beigetragen zu haben. Außerdem wird der Ehrgeiz des Hauses Oestreich einem Kaiser nicht einmal den Gedanken eines solchen Projektes verstatten; und, wenn er sich je eine kurze Weile dazu geneigt zeigt, so ist dies ein Fallstrik, den er dem Könige von Preussen zu legen versucht. Das Haus Oestreich will Deutschland für sich allein haben. Es mit einem andern Hause zu theilen, das von jeher an geschikten Männern

fruchtbar war, und deſſen unverſöhnlicher Feind in jeder Rükſicht jenes iſt: das wäre ſoviel, als dieſes Ereigniß bis an die Gränzen des Unmöglichen zurükſchieben. Der Kampf zwiſchen dieſen beiden Mächten würde dann zu gleich werden; und die Kaiſerwürde, der Grund aller Ideen von der Oeſtreichiſchen Größe, ginge verloren. Indeß kann ein ſolches Projekt doch in der Reihe der möglichen Dinge gedacht werden. Die Fürſten Deutſchlands müſſen daher ſich bereit halten, mit aller Kraft ſich dagegen zu ſetzen. Sie müſſen ſo lange zu widerſtehn vermögen, bis die angränzenden Mächte, deren Intereſſe es eben ſo wenig zugeben kann, daß Deutſchland Zweien, als daß es Einem angehöre, ihnen zu Hülfe kommen können. Wenn aber die deutſchen Fürſten ſelbſt Kleinmüthigkeit zeigen, dann iſt aller Widerſtand umſonſt; wenn ſie ihre eigene Sache aufgeben, oder deren Vertheidigung bloß Andern anvertrauen, dann wird die Theilung gemacht und befeſtigt ſein, ehe Hülfe an Mannſchaft oder Geld zu ihnen gelangen kann.

Ja, noch mehr! Ein ungewiſſes, kleinmüthiges, ſchwankendes Betragen könnte ſelbſt dies unglükliche Ereigniß beſchleunigen. Mit dem aufrichtigſten, edelmüthigſten, ja ſelbſt mit heroiſchem Willen, der treue Beſchützer deutſcher Freiheit zu ſein, wird ein König von Preuſſen es doch fühlen, daß er, allein, es nicht ſicher genug ſein kann. Was

ſoll

ſoll er aber mit Verbündeten anfangen, die weder für ihn, noch für ſich ſelbſt, etwas wagen wollten? Und wenn er dann in ihre Geſinnungen oder in ihren Muth ein gänzliches Mißtrauen ſetzen müßte, welche beſſere Ausſicht öfnete, ſich ihm da, als: zu ſuchen, ſeinen Antheil mit an dem zu bekommen, deſſen Beſchützung ihm doch unmöglich fallen würde? — Nicht alſo wollen wir die Fürſten abmahnen, die zu Deutſchlands Beſchützung viel, ja für ihre Kräfte vielleicht zu viel thun! Vielmehr wollen wir den andern zurufen, ſelbſt denen die den Ueberſchuß ihrer Einkünfte lieber zu wirklich nützlichen Ausgaben beſtimmen, es zurufen: die erſte Sorge gebührt der Selbſterhaltung; Die erſte Wohlthat für die Deutſchen beſteht in Aufrechthaltung ihrer itzigen Verfaſſung! So mangelhaft dieſe auch iſt, ſo liefert ſie darum nicht minder zahlreiche Vortheile, die höchſt weſentlich für die Menſchheit, mit jener Einrichtung aber, die man an ihre Stelle ſetzen will, durchaus unverträglich ſind. Die wachſende Aufklärung, zu deren Verbreitung dieſe Verfaſſung ſo bequem iſt, wird ihre Fehler weit ſchneller verbeſſern, als die Vereinigung in eine große Monarchie es je thun könnte.

O! wenn wir von dieſer wichtigen Wahrheit nicht überzeugt wären, wenn die Preußiſche Monarchie nicht augenſcheinlich das Palladium der deutſchen Freiheit wäre, der wir den entſcheidendſten Einfluß auf die Wohlfahrt Europas zuſchrei-

ben, wäre es auch nur durch das Beispiel, und durch den täglich größern Flor des Menschengeschlechts in Deutschland, — was kümmerte uns denn dies Land und seine Verfassung? Beide sind für uns gleich fremd. Sollen sie nicht Europa, nicht der Welt nützlich sein; soll dies große und herrliche Reich der Meierhof eines oder zweier Despoten werden, und der Kampfplatz blutiger Spiele, welche ihre Leidenschaften, oder gar nur die Ränke der Eigennutz und die Laune ihrer Wessire dort ewigfort zum schreklichen Schauspiele aufführen werden; o so wendet sich unser Auge mit Verachtung, mit Abscheu davon ab; und wir rufen das freie vereinigte Amerika an, die Menschheit von den Frevelthaten ihrer Tyrannen zu entbinden. . . . .

Ihr Bürger Deutschlands, weß Ranges Ihr auch seid! würdigt einen Fremden anzuhören, der Euch ehrt, weil Ihr eine große, weise, aufgeklärte Nation bildet, die minder verderbt als andre Völker, und durch ihren Charakter sowohl davon entfernt, als durch ihre Verfassung glüklicherweise unfähig ist, Europa zu unterjochen, oder gar zu Grunde zu richten. Betrachtet die Standarte des Hauses Brandenburg als das Panier Eurer Freiheit; vereinigt Euch mit seiner Macht; haltet es aufrecht, begünstigt seinen gerechten Anwachs, freut Euch über sein Gedeihen! Hindert, so viel nur in Euren Kräften steht, daß es nicht auf Irrwege gerathe; sie sind ihm tödtlich, weil

es

es außer seiner Geschiklichkeit keine andre feste Grundlage hat. — Als Bewunderer des großen Königs, dem mehr, als jedem andern, das Haus Brandenburg seine Macht verdankt, würde ich allerdings schon den lebhaftesten Antheil an diesem — wahrhaft schönen, obgleich auf unhaltbarem Grunde aufgeführten — Gebäude nehmen: wenn auch nur als an einem Werke dieses außerordentlichen Mannes. Aber, wäre Deutschlands Wohlfahrt davon unabhängig; so würde ich Euch, mein Vaterland und ganz Europa, nicht beschwören, die Preußische Monarchie zu unterstützen, und ihr die Zeit zu sichern, indeß Klugheit und Güte ihren Grund befestigen und erweitern. Die Mittel hiezu auseinanderzusetzen, das war vornehmlich der Zwek der langen und mühvollen, auf diese Schrift verwandten, Nachtwachen. Und diese Mittel sind keine andere, als Frieden und Freiheit! Bürgerliche Freiheit aller Unterthanen; Freiheit der Betriebsamkeit; Freiheit des Handels; Freiheit der Religion; Denkfreiheit und Preßfreiheit; Freiheit der Sachen und der Menschen! . . . . Das ist der Inbegrif der ganzen Regierungskunst; darin liegt, wie in einem fruchtbaren Keime, das Glük der Staaten. Aber die Preußische Monarchie ist mehr, als jede andre, vorbereitet, eine so schöne Aerndte zu gewinnen: alles ist daselbst reif zu der großen Revolution; kein sehr mächtiges Hinderniß steht ihr entgegen. . . . . Möge der

Kaiserl. Majestät Ferdinand des Dritten, Römischen Kaisers, Hungarn und Böheim Königs, Erzherzogen zu Oesterreich, Herzogen zu Burgund, Steyer, Kärnten und Crain, Grafen zu Tyrol, Gefürsteten Grafen zu Habspurg, Görz und Kyburg, Marggrafen des Heil. Römischen Reichs, zu Burgau, Mähren, Ober- und Nieder-Lausitz, Landgrafen im Elsaß, Herren auf der Windischen Mark, Portenau und Salins, Unsers Allergnädigsten Herrn.

**20 Drei Gesänge, Gedichte und geistliche Arien auf Ostern.**

Bey der Ostern Communion der Evangelischen Christen.

**Ohne Ort.**

Ein wichtiger Punkt ist vorhanden, den Herrn Verfasser dieser Gesänge, Gedichte und geistlichen Arien, auf Ostern, bey der Ostern Communion der Evangelischen Christen, in Ansehung seiner Lebensumstände, und seiner Absichten, bey Verfertigung dieser Gesänge, Gedichte und geistlichen Arien, auf Ostern, bey der Ostern Communion der Evangelischen Christen, zu prüfen. Ist er ein Evangelischer Christ? Ist er ein Katholischer Christ? Ist er ein Griechischer Christ? Ist er ein Armenischer Christ? Ist er ein Jacobitischer Christ? Ist er ein Nestorianischer Christ? Ist er ein Coptischer Christ? Ist er ein Abyssinischer Christ? Ist er ein Maronitischer Christ? Ist er ein Syrischer Christ? Ist er ein Chaldäischer Christ? Ist er ein Malabarischer Christ? Ist er ein Indianischer Christ? Ist er ein Chinesischer Christ? Ist er ein Japanischer Christ? Ist er ein Tartarischer Christ? Ist er ein Persischer Christ? Ist er ein Türkischer Christ? Ist er ein Arabischer Christ? Ist er ein Afrikanischer Christ? Ist er ein Amerikanischer Christ? Ist er ein Australischer Christ? Ist er ein Polynesischer Christ? Ist er ein Mikronesischer Christ? Ist er ein Melanesischer Christ? Ist er ein Neuseeländischer Christ? Ist er ein Hawaiischer Christ? Ist er ein Tahitischer Christ? Ist er ein Samoanischer Christ? Ist er ein Tongaischer Christ? Ist er ein Fidschianischer Christ? Ist er ein Neukaledonischer Christ? Ist er ein Neuhebridischer Christ? Ist er ein Salomonischer Christ? Ist er ein Bismarckischer Christ? Ist er ein Admiralitätischer Christ? Ist er ein Neuguineischer Christ? Ist er ein Papuanischer Christ? Ist er ein Torresstraßischer Christ? Ist er ein Arafurischer Christ? Ist er ein Timorischer Christ? Ist er ein Javanischer Christ? Ist er ein Sumatranischer Christ? Ist er ein Borneanischer Christ? Ist er ein Celebischer Christ? Ist er ein Philippinischer Christ? Ist er ein Formosanischer Christ? Ist er ein Ryukyuischer Christ? Ist er ein Koreanischer Christ? Ist er ein Mongolischer Christ? Ist er ein Sibirischer Christ? Ist er ein Russischer Christ? Ist er ein Finnischer Christ? Ist er ein Lappischer Christ? Ist er ein Skandinavischer Christ? Ist er ein Isländischer Christ? Ist er ein Grönländischer Christ? Ist er ein Kanadischer Christ? Ist er ein Alaskischer Christ? Ist er ein Mexikanischer Christ? Ist er ein Guatemaltekischer Christ? Ist er ein Belizischer Christ? Ist er ein Honduranischer Christ? Ist er ein Salvadorianischer Christ? Ist er ein Nicaraguanischer Christ? Ist er ein Costaricanischer Christ? Ist er ein Panamaischer Christ? Ist er ein Kolumbianischer Christ? Ist er ein Venezolanischer Christ? Ist er ein Ecuadorianischer Christ? Ist er ein Peruanischer Christ? Ist er ein Brasilianischer Christ? Ist er ein Boliviani

## „Auszug aus einem Briefe des Grafen „von Mirabeau an einen Freund in „Deutschland.

„Paris, d. 8. Novemb. 1788.

„Es ist eine infame und schändliche Verläum„dung, daß ich der Verfasser der Noten und des „Vorberichts zu einer Französischen Uebersetzung „der Geheimen Briefe über die Preussische Staats„verfassung sei. Das versichre ich Sie heilig; und „wenn jemand im Stande ist, den geringsten Be„weis davon zu geben, so thue ich auf die Achtung „aller Rechtschaffnen Verzicht. Mehr kann ich „nicht sagen. — —“

Es ist mir selbst viel zu sehr daran gelegen, die Wahrheit oder Falschheit dieser Sache zu ergründen, als daß ich nicht dieses Aktenstük öffentlich bekannt machen sollte. Für meine Person habe ich zwar nicht die geringste Ursache, an der Wahrheit



stehenden Aufsatze enthalten ist, bekannt zu machen. Auch würden wir schwerlich einem noch so treflich geschriebenen Absatze seines Werkes einen Platz in unsrer Monatsschrift eingeräumt haben, wenn er nicht durch diese freimüthige Erklärung sich von dem Verdachte völlig gereinigt zu haben schiene, als könnte er seine grosen Talente bis zu der Schändlichkeit eines so verachtungswürdigen Pasquills erniedrigen und mißbrauchen.

A. d. H.

der Aussage des Grafen von Mirabeau zu zweifeln. Aber auf der andern Seite stehn so manche Schriftsteller (unter andern auch der Herr Ritter von Zimmermann), die theils verdekt theils ziemlich geradezu den Grafen M. als Verfasser nennen, und deren einigen man doch auch nicht wohl zutrauen kann, daß sie selbst den ihnen verhaßtesten Menschen ohne Grund verläumden wollten. Ist Graf Mirabeau unschuldig, so verdient er, gerechtfertigt zu werden; und es ist, glaube ich, Pflicht — ich will nicht sagen: eines Freundes, sondern eines jeden Rechtschafnen, das Seinige dazu beizutragen. Ist er schuldig, und der Verfasser eines namenlosen Pasquills, das er so feierlich abläugnet; so verdient er verachtet, und jedermann vor ihm gewarnt zu werden.

## 7.

## Ueber die Quelle von Vauklüse.

(Man s. November 1788, S. 475.)

Vor wenig Monaten erhob sich in Paris ein Streit über die Frage: ob sich auf dem Grabe Virgils, auf dem Gebirge Posilippo bei Neapel, auch wirklich ein Lorbeerbaum befinde, wie so oft Dichter und Reisebeschreiber gesagt hatten; oder nicht? So weit auch der Gegenstand der Untersuchung von dem Orte wo sie angestellt ward, entfernt lag; so

fanden

fanden ſich doch in dem groſſen Paris, wo man oft froh iſt, wenn der Zufall eine Beſchäftigung anbietet, Leute genug, die ſich für den kleinen Zwiſt intereſſirten und Theil daran nahmen. Das Journal de Paris hatte ſich erboten, die Sache vermittelſt der Nachrichten auszumachen, die man darüber zur Belehrung des Publikums einſchikken würde; und nun erſchienen Briefe über Briefe, ſämmtlich von Reiſenden, die an Ort und Stelle geweſen waren, geſchrieben, und mit den wahren Namensunterſchriften bekräftigt: die aber doch alle nichts entſchieden, weil in ihnen zuſammen genommen die Meinungen vollkommen getheilt waren. Drei Herren, die eben aus Italien zurükkamen als dieſe Unterſuchung begann, erklärten feierlich: daß Virgils Aſche nicht nur von Lorbeern beſchattet werde, ſondern daß der darauf befindliche Baum ſehr groß und ſchön ſei; ja ſie verſicherten, ſelbſt Zweige davon ganz neuerlich abgebrochen, mit ſich genommen und noch in ihrem Beſitze zu haben. Die Herausgeber des Jurnals ſahen ſich endlich ſo ſehr mit Briefen überſchwemmt, daß dieſe nicht mehr alle gedrukt werden konnten; und ſie erwählten das Mittel, dieſe ſämmtlichen Papiere einem Gelehrten zu übergeben, der aus ihnen die wahrſcheinlichſten Gründe für das Ja oder Nein heraus ſuchen und bekannt machen mögte. Allein auch dieſer fand, daß das unmöglich ſei; und gab, ſtatt einer Entſcheidung, dem

Publikum Betrachtungen über das Sonderbare des Streits und der dabei vorfallenden Nebendinge. Endlich ſtanden zwei Leute auf, die dem ganzen Handel auf eine kurze und bündige Art ein Ende machten. Der eine von ihnen erklärte ganz beſtimmt: keinen Lorbeerbaum geſehen zu haben; und bot Jedem, der das Gegentheil beweiſen wollte, eine Wette von ſo Luisdor gegen Einen an. Der andre erzählte die in Neapel ganz bekannte und auch ſchon von einigen Reiſebeſchreibern erwähnte Geſchichte des Betrugs, den die dortigen Ciceroni mit dem Lorbeer ſich erlauben, indem ſie größere oder kleinere Reiſer davon friſch in die Erde ſtekken, um von den Fremden für die Erlaubniß, etwas davon als ein Heiligthum abknikken zu dürfen, Geld zu erhalten: von welchem Betruge der letzte Briefſteller Gelegenheit gefunden hatte, an Ort und Stelle ſich ſelbſt und ſeinen damaligen Cicerone zu überzeugen. Auf einmal hörten die Einſendungen an die Herausgeber des Jurnals auf; und vermuthlich haben auch die oben angeführten drei neuſten Reiſenden ihre Reliquien, die nun das Schikſal der meiſten Reliquien in der ganzen weiten Welt erfuhren, weggeworfen.

Durch Ideenverbindung fiel mir dieſe ganze Geſchichte ein, als ich kürzlich*) in der Berliniſchen

*) Schon aus dem Datum des Briefes des Herrn L. können wir ſagen: daß er Hrn. Dr. Girtanners

schen Monatsschrift von Herrn Dr. Girtanner eine sehr wohl geschriebene, mir aber untreu scheinende Schilderung der Gegend um Vauklüse fand, die den Gedanken in mir erwekte, meine Meinung darüber zu sagen; von welchem leztern Entschlusse mich aber jene Geschichte beinahe wieder zurük gebracht hätte. Wenn in solchen Fällen so wenig darauf ankommt, dachte ich, ein Augenzeuge gewesen zu sein; wenn es schwer ist, die Sachen zu sehen, wie sie eigentlich sind, und das entfernte Publikum doch im Grunde nicht weiß, wie es mit zwei Personen daran ist, die gerade entgegengesezte Fakta behaupten — warum sollst du einen würdigen Mann einer Ueberraschung durch seine Einbildungskraft und seine Empfindungen beschuldigen? und was kann dir überhaupt an einem Streite gelegen sein?.... Jedoch ich befürchte auch nicht, daß einer entstehen wird; und hoffe, daß diese Erörterung mit jener in Paris weiter nichts Aehnliches haben soll, als den Umstand: daß zwei Personen einen Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten angesehen haben. Was ich hier sagen werde, soll kein Angriff auf Herrn Girtanner sein, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, und der unstreitig



ners eigene Erklärung gegen seinen Aufsatz (s. Jan. S. 94) nicht konnte gelesen haben, als er den seinigen schrieb. Auch sieht man wohl, daß er von aller Animosität weit entfernt ist. A. d. Her.

zu viel rühmliche Seiten hat, als daß ihm eine so kleine Uebereilung sehr zur Last kommen könnte.

Ich ergreife bloß die Feder, um bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen: daß Reisende nur dann durch ihre Erzählungen nützen, wenn sie völlig treu erzählen; und daß nur richtige Schilderungen von Gegenden, Völkern und Sitten, einem Zeitalter angemessen sind, in dem man sich bei allem, was zu menschlichen Kenntnissen gehört, wenigstens so sehr um Erforschung der Wahrheit bemüht. Sonst, da das Reisen noch nicht Mode war, und man jeden, der fremde Länder gesehen hatte, als einen Wundermann anstaunte; da vergnügten sich solche Leute bisweilen mit romanhaften Beschreibungen, die ihnen in mancher Hinsicht ein gewisses Ansehn verschaften, indem sie entweder durch Schilderung großer Gefahren auf ihren Wegen, Entsetzen verursachten, oder den Neid über die Herrlichkeiten erregten, die sie gesehn zu haben vorgaben. Aber dieser Hang der Menschen findet auch noch itzt Statt; und ich habe selbst dergleichen Leute gekannt, die viel gereist waren, und gern das rühmten, was sie gesehen hatten. Sprachen sie mit Personen, die nicht weiter in Italien als Genua gekommen, und von der prächtigen Lage dieser Stadt entzükt waren; so behaupteten sie, daß diese nichts in Vergleich mit der von Neapel sei. Fanden sie andre, die Neapel bewunderten; so ging nach ihrer Meinung

nichts

nichts über Lissabon, Konstantinopel, oder irgend einen andern noch entferntern Ort. Indeß wird aber itzt das Reisen so allgemein, und so unzählige Personen sehen in Europa die nehmlichen Gegenden und Oerter, daß man glauben sollte, die Reisenden würden dadurch von falschen Beschreibungen abgeschrekt. Auch ist es nicht bloß unbillig, den Theil des Publikums, der nicht reisen kann, zu täuschen; sondern man schadet auch Reisenden selbst damit, die falsche Beschreibungen zu Wegweisern wählen. Wie manche verlorne Zeit habe ich bedauert, die ich auf Dinge verwendete, die gar nicht der Mühe des Sehens werth waren; und wie oft bin ich mit Kränkung von Orten weggegangen, von denen ich nach zu reizenden Schilderungen ganz etwas anders erwartete! Immer biete man alle seine Kräfte auf, um die Leser durch muntre Beschreibungen in himmlischen Bildern und wohlgesetzten Ausdrükken von Gegenden aus dem Lande Scheschian oder aus jenem fabelhaften Lande zu vergnügen, dessen die Monatsschrift in eben dem Novemberstük bei einer andern Gelegenheit (S. 470) erwähnt. So bald man aber den Namen einer wirklich existirenden Gegend über eine Beschreibung setzt; nun so sage man doch auch nichts, was nicht dort anzutreffen ist. — Manche Reisende sehen auch darum die Dinge falsch, weil sie sie gern nur auf eine gewisse Art sehen wollen. Man strengt seine Einbildungskraft an

und

und erhöht seine Gefühle, wenn man sich einem berühmten Orte nähert; und erfährt man dann etwa, was man bisweilen auch erfährt, wenn man einen weitberühmten Mann kennen gelernt hat: so thut es so weh, sich von den vorher gegangenen schönen Empfindungen zu trennen, daß man den Dingen anzaubert was ihnen fehlt, nur um jene zu rechtfertigen. Der kalte ruhige Forscher, der später hinkömmt, wird aber bald die wahren Gefühle, deren der Gegenstand wirklich fähig ist, von den ihm angedichteten unterscheiden, und für diese letztern ihren Urhebern keinen Dank wissen.

Inzwischen bleiben allemal die Fehler, die aus zu viel Empfindung entspringen, am verzeihlichsten; und nur eines solchen kann ich Herrn Girtanner anklagen. Seine Beschreibung verräth einen denkenden und gelehrten Mann; sie hat überdies einen angenehmen natürlichen Schmuk, der sie eindringend macht: aber, um aller dieser Vorzüge willen, die ich einer über den nehmlichen Gegenstand zu verfertigenden nicht zu geben verstünde, hätte ich sie eben noch richtiger gewünscht. Der Gedanke (S. 477): „ich erwartete im Hingehn, daß hier, wie mir sehr „oft geschehen war, bei dem endlichen Anblik „des so sehnlich gewünschten Gegenstandes selbst, „das Spiel meiner Einbildung sich verlieren, „meine Erwartungen unbefriedigt bleiben würden“;

„den"; dieser Gedanke war eines philosophischen Kopfes würdig. Hätte ihn Herr G. recht fest gehalten, so würde er schwerlich hinterdrein (S. 478) „alle seine Erwartungen befriedigt, alle „seine Vorstellungen unendlich übertroffen" gefunden haben. Er würde die Gegend von Vauklüse nicht eine reizende Gegend nennen, und nicht glauben, daß ein Aufenthalt darin, bei nur einiger dichterischen Anlage, einen zweiten Petrarka zu bilden fähig sei; es müßte es denn die Liebe zu einer Laura, die er mit zu einer Bedingung macht, allein thun: wogegen ich nichts einzuwenden habe, da bekanntlich die Liebe auch unter ganz andern Himmelsstrichen und in weit unwirthbarern Gegenden dergleichen Wunder in Menge zu wirken pflegt.

Gegen das meiste Detail der Erzählung und gegen die angenehme Darstellung des wirklich reizenden **Weges von Avignon bis Vauklüse**, habe ich nichts einzuwenden; nur um die Quelle selbst hören die lachenden Schönheiten auf. Herr G. benennt die Bäume, die den Fuß des Berges, aus dem sie hervor kommt, schmükken, schildert malerisch ihr abwechselndes Grün, und fügt so viele andre Nebendinge hinzu, daß man wohl verleitet werden sollte zu glauben: die Natur habe sich bei der Quelle von Vauklüse, die heilige Quelle beim delphischen Tempel, oder irgend ein Lieblingsbad der Diana, zum Muster genommen; — und nur dagegen lehne ich mich auf.

Das

Das Dorf Vauklüſe liegt nicht an einem einzelnen Berge, ſondern an einer kleinen Reihe von Bergen, die ſich ganz in Geſtalt eines Winkels herumziehen, zwiſchen deſſen Schenkeln ein kleines ſchmales Thal übrig bleibt. Zu beiden Seiten deſſelben kommen, wie H. G. richtig angiebt, mehrere ſtarke Quellen herab, welche — mit dem Waſſer der Hauptquelle, die ganz hinten im Thale an der Spitze des Winkels hervordringt, vereinigt — den Fluß Sorgue bilden. Nur da, wo dieſer Fluß herauskommt, um ſich in die Ebne zu verbreiten, iſt die einzige Oefnung des Thals, das ſeinen Namen ſeiner Eingeſchränktheit zu danken hat (Vauklüſe, Valchiuſa, Vallis clauſa). Wenn man vor der Hauptquelle ſelbſt angekommen iſt, ſo hat ſich durch die Krümmungen der Hügel und Berge die Ausſicht auf den Eingang ſogar verloren: man ſieht ſich von ſteilen unwegſamen Bergen, von ungeheuer großen Felſenſtükken umgeben, die zum Theil einzeln und ganz abgeſondert da ſtehen, und einer ausſchweifenden Imagination Stoff zu allerhand Einfällen geben können. Die Berge ſind da, wo auch nicht der nakte Felſen hervorgukt, mit einer Art von grobem Sande, vielleicht verwitterter Lava, bedekt: kein Fußſteig führt an ihnen hinauf *); keine Spur menſchlichen Fleißes iſt auf ihnen

*) Mir ſei eine Betrachtung hier erlaubt. Wie, wenn dieſe Felſen Herrn Löhr nur darum ſo hoch und

[illegible] Ich habe [illegible] [illegible] [illegible]

Pflanzen sah, die Herrn G. zu einer andern Jahreszeit den Anblik verschönerten, und die vermuthlich, bei reichlichem Zufluß des Wassers, durch sein Ueberströmen das Leben erhalten, dann aber, wann dieser Zufluß abnimmt, auch wieder verschwinden. Es war mir statt dessen ein andres Vergnügen beschieden. Ich stieg den Hügel hinab, der vor der Berghöle liegt, die das Wasser in sich faßt, und stieg bis zu der Oberfläche desselben, kletterte dann in dem weiten Felsengewölbe auf hervorspringenden Absätzen und Steinen herum, und ergötzte mich mit Rufen und mit dem Hineinwerfen ganz weisser Steine in den Wasserbehälter, in dem ich sie, wegen seiner großen Reinigkeit, einige Zeit fallen sah. Man hat noch nicht ergründen können, wie tief das Wasser hier sei; vielmal sind lange beschwerte Schnuren in den Felsen hinabgelassen worden, ohne doch seine ganze Tiefe zu messen. Auch ist dies Unternehmen der Unbequemlichkeit und Hindernisse wegen fast unmöglich.

Man sieht aus dem allen, daß die Natur an diesem Orte sehr wohl geschikt sei, neue und eigne Empfindungen zu erwekken: nur aber nicht solche, die einer schönen lachenden Natur, sondern solche, die einer rauhen und wilden entsprechen. Allenfalls könnte noch das angenehmste Gefühl aus der Betrachtung des Kontrastes entstehen, den die vollkommne Stille an diesem Orte, die nicht einmal der Gesang eines Vogels stört, und die ruhige helle

Oberfläche

Kreuzes, der Kreuzer in der Schweiz, der in der Schweiz, in Deutschland und Oesterreich 4 Pfennige, in Frankreich 5 Centimes, in Belgien 10 Centimes, in Italien 5 Centesimi, in Spanien 5 Centimos, in Portugal 20 Reis, in der Türkei 40 Para, in der Walachei 20 Bani, in Griechenland 5 Lepta, in Rußland 1 Kopeke, in Schweden 1 Oere, in Norwegen 2 Oere, in Dänemark 4 Oere, in Nordamerika 1 Cent, in Mexiko 1 Centavo, in Brasilien 20 Reis, in Chile 1 Centavo, in Peru 1 Centavo, in Ostindien 1 Pice, in Australien 1 Penny, in Neuseeland 1 Penny, in Südafrika 1 Penny, in Japan 1 Sen, in China 1 Cash, in Persien 1 Schahi, in Arabien 1 Para, in Ägypten 1 Para, in Tripolis 1 Para, in Tunis 1 Kharub, in Algier 1 Centime, in Marokko 1 Fluss, in Abessinien 1 Gerah, in Liberia 1 Penny, in Kamerun 1 Penny, in Togo 1 Penny, in Deutsch-Ostafrika 1 Heller, in Deutsch-Südwestafrika 1 Penny, in Deutsch-Neuguinea 1 Penny, in Deutsch-Samoa 1 Penny, in Kiautschou 1 Cent.

allen Uebergang; haben Eingeschränktheit, Grotten, Quellen; einzelne wunderbare Steinmassen und andre Naturspiele mit einander gemein. Nur wird Dovedale von höhern Bergen eingeschlossen, und bietet mehr Mannigfaltigkeit dar; da hingegen Vauklüse von einer viel reizendern Gegend umgeben ist, und seinen größten Vorzug in dem Reichthum an Wasser hat.

Ich berufe mich zur Bestättigung dessen, was ich hier sage, auf Herrn Prof. Fischer selbst, an den H. Girtanner seinen Brief gerichtet hat, und dessen Bekanntschaft ich in Paris zu machen das Vergnügen hatte. Ich könnte vielleicht auch an den sel. Sulzer appelliren, der, wenn ich nicht irre, Vauklüse besucht hat; allein ich habe seine Reise nach Nizza gerade nicht zur Hand. Hingegen führe ich noch als Augenzeugen, meinen Begleiter auf der kleinen Reise von Avignon nach Vauklüse an: Herrn de Lessac, einen sehr unterrichteten, verständigen Mann, Verfasser des Buchs: de l'esprit militaire, das in Deutschland sehr verschrieen worden, das man eigentlich nur bei einer genauen Bekanntschaft mit der Verfassung Frankreichs, ohne die vieles darin nicht zu verstehen ist, beurtheilen sollte, und das, aller seiner Fehler und Mängel ungeachtet, in Frankreich große Sensation gemacht hat. Ich lernte ihn in Avignon kennen, wo er sich eine kurze Zeit aufhielt, und beredete ihn zu der Partie nach Vauklüse, über der wir einen aus-

nehmend

nehmend vergnügten Tag zubrachten, deſſen Andenken mir unvergeßlich ſein wird. Wir waren beide von gleichem Eifer beſeelt, uns was wir ſehen würden, recht tief einzuprägen; und wir bemerkten ſogar alle Ritzen der Felſen, von denen es, noch außer den Löchern die zu Höhlen führen, hier recht große mit unter giebt. Aber wir überzeugten uns auch unter einander ganz feſt, daß hier der Ort nicht ſein könne, den Petrark in ſeinem 26 und 27ſten Liede ſchildert. Ich las ſie meinem Begleiter vor; als wir aber an die himmliſchen Verſe kamen:

Da' be' rami ſcendea
(Dolce nella memoria)
Una pioggia di fior ſovra'l ſuo grembo,
Ed ella ſi ſedea
Umile in tanta gloria,
Coverta già del amoroſo nembo.
Qual fior cadea ſul lembo,
Qual ſulle trecce bionde,
Ch' oro forbito e perle
Eran quel dì a vederle;
Qual ſi poſava in terra, e qual ſull' onde;
Qual con un vago errore
Girando parea dir: Qui regna Amore! *)



*) Nach Meinhards treflicher Ueberſetzung: „Reizendes Bild im Gedächtniß! Von den ſchönen „Zwei-

da sahen wir uns nach Bäumen um, von denen der Blüthenregen hätte herabkommen können: — und fanden keine; suchten lachende und muntre, aber zugleich bedekte und heimliche Plätze, die Lauren zum Baden hätten einladen und Petrarka solche süße Melodieen eingeben können: — und sahen nichts als rauhe Gegenstände einer wilden Natur.

Aber ich habe noch mehrere Zeugen auf meiner Seite. Um in keinem Betracht unvorbereitet nach Vau-

„Zweigen fiel ein Regen von Blüthen in ihren „Schooß; sie aber saß demüthig in solcher Pracht, „mit dem verliebten Regen ganz bedekt. Bald „fiel eine Blüthe auf ihr Kleid; eine andere setzte „sich auf ihre blonden Haare, die damals gleich „geschliffenem Golde mit Perlen verziert glänzten; „eine senkte sich auf die Erde, und eine andere „auf die Fläche des Wassers; eine andre drehte „sich in einer verliebten Irre langsam um sie her, „und schien zu sagen: Hier herrscht die Liebe!“ — Den Anfang dieser berühmten Canzone:

Chiare, freſche e dolci acque,
Ove le belle membra
Poſe colei, che ſola a me par donna;

übersetzt zwar Meinhard: „Heitre Quelle, kühle und „sanfte Gewässer, an denen meine Schöne ruhte, „die allein dieses Herz beherrscht!“ Allein, die mehrsten Ausleger und Uebersetzer, auch die von Meinhard selbst angeführten und gerühmten zwei Uebersetzer ins Französische und Lateinische, Voltäre und Flaminio, verstehen es nicht von einem Ruhen am Ufer des Wassers, sondern von einem wirklichen Baden. Und so nimmt es auch Hr. L., wie man sieht. B.

Vauklüſe zu kommen, ſuchte ich ſchon zu Marſeille in den öffenlichen Bibliotheken die beſten Ausgaben vom Petrark auf; und fand unter andern dort auch die Memoires pour la vie de François Petrarque, Amſterdam, 3 Bände in 4, deren Verfaſſer ſich ebenfalls gegen die Quelle von Vauklüſe erklärt, und behauptet: daß Petrark ſeine Lieder an eine andre, nahe bei Avignon, mit dem Namen Fontaine Triade, gerichtet habe. Freilich iſt die Nähe der Stadt ſchon ein Umſtand, der zu einer ſolchen Hypotheſe verleiten kann; denn Niemand wird es wahrſcheilich finden, daß Laura vier ſtarke Stunden weit gegangen ſei, um ſich zu baden. Indeß kann ich doch auch dieſer Meinung nicht beitreten. Dieſe Quelle befindet ſich eine kleine halbe Stunde von der Stadt, am Wege nach Aix, und wird in Avignon nur la Fontaine couverte genannt, weil über der Quelle ſelbſt eine Art ſteinerner Piramide gebaut iſt, damit ſie gegen Verunreinigungen geſchützt ſei; ganz unten auf der Erde iſt an dieſer Piramide ein kleines eiſernes Gitter angebracht, zu dem das Waſſer heraus läuft, und dann einen ſchmalen Kanal bildet. Es kommt mir alſo vor, als ob der Urheber jener Meinung die Sache nur von einer Seite betrachtet habe: nehmlich von Seiten der Nachbarſchaft dieſer Quelle bei Avignon; denn übrigens finde ich nichts an derſelben, was zum Baden einladen könnte. Rings in der Nähe herum iſt kein Hügel, aus dem ſie etwa entſpringt, ſon-

dern sie befindet sich ganz in der Ebne und quillt aus der platten Erde hervor; sie hat nur so viel Wasser, daß es kaum einer Hand hoch über der Erde läuft; sie bildet kein Bassin, sondern läuft gleich ganz gerade fort. Uebrigens ist der Bach ganz frei auf dem Felde, und hat weiter keine Bäume um sich, als die Alleen, mit denen hier überall die Wege eingefaßt sind. Wenn ich mir auch gleich vorstelle, daß das Alles ehmals ganz anders war; so sehe ich doch nicht ein, was mich berechtigt, mir eine romantischere Anordnung der Natur dafür hinzudenken.

Nein, wenn anders Petrark je seine Laura, mit der er doch nur eine platonische Liebe unterhielt, im Bade überrascht hat, und durch diesen Anblik zu jenen reizenden Gesängen entzükt worden ist; so giebt es in der herrlichen Gegend um Avignon viele Oerter, an deren einem es geschehen sein kann. Auch weiß man, wie gern die Dichter verschönern; und so wird man nicht alle seine Worte so genau nehmen. Im übrigen kann uns nicht so viel daran liegen, die eigentliche Stelle zu kennen; genug, daß wir die Ausgüsse der Empfindungen jenes großen Mannes noch besitzen: die gerade so vortreflich sind, um auch nach Jahrhunderten eine solche Untersuchung interessant zu machen.

Leipzig. K. E. Löhr.

---

8. Han-

8.

# Hannöverisches Denkmal eines deutschen Weltweisen.

Der Gesellschaft von Verehrern großer Männer, die sich itzt bemühet, vier deutschen Weltweisen der neueren Zeiten in Berlin ein Denkmahl zu errichten, kann es nicht unlieb sein zu erfahren, daß ein Monument zu einem ähnlichen Zwekke itzt in Hannover aufgeführt wird. — Lange hatte Hannover den Vorwurf einer anscheinenden Gleichgültigkeit gegen die Verdienste des Größten der neueren Philosophen tragen müssen. Leibnitz, der den größten Theil seines Lebens in Hannover zugebracht hatte, dessen vorzüglichste Schriften dort entstanden, lag in Hannover begraben, ohne daß nur ein Leichenstein seine Asche dekte. Oft hatte man daran gedacht, den Vorwurf der Vernachläßigung des großen Mannes von Hannover abzuwälzen; allein es blieb beim Wünschen. — Im Frühjahr 1786 ward die Idee aufs Neue lebhaft rege; und, einiger wichtigen Beiträge im voraus versichert, ließen im Jahr 1787 der Herr Kriegsrath von Reden, die Herren Kommerzräthe Patje, Ramberg und Höpfner, und der Herr Geheime Kanzleisekretär Brandes, einen Plan zu Errichtung eines Monuments für Leibnitz öffentlich bekannt machen, nachdem des Königs Majestät, auf den von Königlicher Kriegskanz-

lei an Sie desfalls geschehenen Antrag, die Errichtung des Monuments überhaupt und den dazu gewählten Platz besonders gnädigst genehmigt hatten. Man hat zur Errichtung des Monuments eine Anhöhe, die das point de vûe des Paradeplatzes ausmacht, neben der Esplanade, als dem einzigen Platze von einigem Umfange in Hannover, erwählt. Hier soll eine offene Rotonda mit einer Kuppel, die 12 Jonische Säulen tragen, errichtet werden. In der Mitte der Rotonda wird die in Rom von Hewetson, einem der geschiktesten Bildhauer, nach einem Orginalgemälde über Lebensgröße verfertigte Büste Leibnitzens auf ein erhabenes Piedestal von Marmor aufgestellt werden. Die Höhe des ganzen Gebäudes wird gegen 40 Fuß, die der Säulen 22 Fuß betragen, und der Durchmesser der Rotonda 32 Fuß betragen. Die Ankündigung des Monuments ward in Meiners und Spittlers Historischem Magazine und Jakobi's und Kraut's Annalen der Kurlande, von den Herren Herausgebern, die die Sache lebhaft unterstützten, bekannt gemacht. Die Kosten zur Ausführung wurden auf 4000 Rthlr. berechnet. Nur in den Hannöverischen Kurlanden und von auswärtigen Hannoveranern nahm man Beiträge an. Die Subskriptionen, die sowohl aus der Hauptstadt als den übrigen Städten und dem Lande einliefen, überstiegen fast alle Erwartungen. Seine Königliche Hoheit der Herzog von York unterzeichneten

zeichneten 30, und Seine Excellenz der Herr Graf von Bernstorff zu Gartow 20 Pistolen. Ansehnliche Beiträge gaben, nebst des Herrn Feldmarschalls von Reden Excellenz, alle Herren Minister, die in Hannover anwesende Herren Generale, und mehrere der dortigen Großen. Die Königlichen Bediente in den Städten und auf dem Lande, die Königlichen Prinzen und die Herren Professoren in Göttingen trugen reichlich bei; Auch geruhten Seine Excellenz der Herr Staatsminister Graf von Bernstorff zu Koppenhagen, ganz unaufgefordert, als ein geborner Hannoveraner, einen ansehnlichen Beitrag einzusenden. Die große Anzahl der Subskribenten, die demnächst sammt der Rechnung öffentlich bekannt gemacht werden wird, zeigt aufs deutlichste, wie sehr die Sache als eine Angelegenheit des Landes betrachtet worden, und wie viele Verehrer der Wissenschaften es in den Hannöverischen Landen giebt. Da die erforderliche Summe größtentheils schon zusammen gebracht ist, so hat man sich bereits im Stande gesehen, in diesem Jahre ein sehr kostbares aber nothwendiges Fundament legen zu lassen. — 1789 werden die Säulen errichtet und 1790 wird der ganze Bau vollendet sein. Die Büste ist bereits fertig und findet den allgemeinsten Beifall bei allen Kennern in Rom.

Hannover.

---

9.

# Probe aus einer poetiſchen Ueberſetzung von Virgils Gedicht vom Landbau B. I. V. 328 — 382.

Aus der Nacht der Gewitter ſchleudert der Vater der Götter
Mit der feurigen Rechte den Blitz, daß unter dem Krachen
Die Feſte der Erden erbebt; das Wild entflieht, und den Völkern
Schlägt die zagende Furcht die ſterblichen Herzen danieder.
Auf Athos wirft er den flammenden Blitz, oder Rhodopen, oder
Den hohen Keraunos herab: der ſtrömende Regen, der Sturm ächzt;
Nun heulen die Wälder, nun heulen die Küſten vom wilden Orkane.
Merke, fürchteſt du das, auf des Himmels Monden und Sterne
Und die Pfade des kalten Saturns und die Kreiſe des Himmels,
Welche das Feuergeſtirn Merkurs durchwallet. Vor allen
Ehre die Götter jedoch, und bringe der mächtigen Ceres
Ein Opfer, ein Jahresgeſchenk, geweiht auf lachenden Raſen,
Wenn der Winter entweicht und der heitere Frühling erſcheinet.
Nie ſind feiſter die Lämmer, und nimmer ſo milde die Weine;
Süß iſt der Schlummer alsdann im dichtern Schatten der Berge.

All

All dein ländliches Volk laß dann verehren die Ceres!
Ihr vermische mit Milch und Honig die Gaben des Bachus!
Dreimal wandle rings um das junge Saatengefilde,
Begleitet vom jauchzenden Chor der Freunde, das glükliche Opfer;
Es ruf' ihr Jubelgeschrei die Ceres unter dein Obdach!
Keiner schlag' in die reifen Halmen eher die Sichel,
Bis er, Ceres zu Ehren, das Haupt mit Eichenlaub kränzte,
Festliche Lieder ihr sang und kunstlose Reigen ihr tanzte.
Aber aus sicheren Zeichen dies alles vernehmen zu können,
Hitz' und Regen und frostverbreitende Stürme — bestimmte
Jupiter selber, was jede Gestalt des Mondes verkünde,
Auf welches Zeichen der Süd sich lege, nach welcher Erscheinung
Der Landbewohner sein Vieh den Ställen näher zu halten.
Drohen Stürme: — sieh! es beginnen die Wogen des Meeres
Zu schwellen, und von den Bergen ertönt ein dumpfes Gepraffel;
Oder du höreſt weit um dich von wilder Wogen Geräusche
Wiederhallen den Strand, hörst wachsen das Sausen der Wälder.
Kaum noch schonet alsdann des geschweiften Kieles die Woge,
Wenn der Höhe des Meeres die flüchtigen Taucher entfliegen
Und dem Strande mit lauten Geschrei sich nahen; im Troknen
Die Wasserhühner ihr Spiel beginnen; bekannte Moräste
Der Reiger verläßt und über hohe Gewölke daher fleucht.

Auch

Auch wirft du, ſtehet ein Sturm bevor, oft Sterne vom Himmel
Herunterſtürzen und langgedehnte Züge von Flammen
Durch die Schatten der Nacht auf ihren Ferſen erglänzen,
Oft leichtfliegende Spreu verflattern und fallende Blätter,
Oder die Fläche des Bachs von ſchwimmenden Federn umtanzt ſehn.
Blitzt es aber in Boreas Gegend, erdonnert die Feſte
In Oſt und Weſten: ſo ſchwimmt die ganze Flur, ſo ergießen
Sich die Graben, ſo ſammelt ein jeder Pilot auf dem Meere
Die feuchten Seegel. Denn nur den Achtloſen ſchadet der Regen.
Entſteigt er dem Thale: ſo flieht ihn der aetherliebende Kranich,
Oder es ſchnaubet die Kuh, gen Himmel über ſich blickend,
Mit offenen Nüſtern die Luft, oder ſchwätzige Schwalben umfliegen
Den Teich, und im Sumpf beginnt der Froſch ſein ewiges Klaglied.
Auch tragen die Ameiſen oft aus dem Innerſten ihrer Behauſung
Die Eier, und wallen den ſchmalen Pfad; auch trinket des Himmels
Weiter Bogen; auch hebt ſich der Raben gewaltige Heerſchaar
Von dem Futter hinweg mit dichter Flügel Geräuſche.

M. B.

Berechnung der zum Einsatzen der Kleinen Schwedischen Schwarzwälder Uhren in Holz nöthigen Räder.

| | |
|---|---|
| Das Steigrad hat | 30 Zähne |
| Der Trilling hat | 6 Stäbe |
| Das Kronrad hat | 30 Zähne |
| Der Trilling hat | 6 Stäbe |
| Das Mittelrad hat | 60 Zähne |
| Der Trilling hat | 6 Stäbe |
| Das Rad auf der Welle

| Freien Schulunterricht haben empfangen: | Knaben | Mädchen | Summa |
|---|---|---|---|
| In der Berlinischen Inspektion | 480 | 378 | 858 |
| In der Köllnischen Inspektion | 235 | 210 | 445 |
| Auf dem Werder und Neustadt | 54 | 43 | 97 |
| In den evangelisch-reformirten Schulen | | | 65 |

Bei der Armenkasse ist an milden Beiträgen eingenommen worden: Summa Summarum 1465 Kind.

| | | | |
|---|---|---|---|
| An Bestand aus vorjähriger Rechnung | 768 Rtl. | 10 Gr. | 3 Pf. |
| 1. Aus den monatlichen Armenbüchsen | 50 " | 7 " | " " |
| 2. Aus freiwilligen kleinen Allmosenbüchern, statt der monatlichen Armenbüchse: | | | |
| a) von Berlin | 630 Rtl. | 9 Gr. | " Pf. |
| b) von Altkölln | 561 " | 20 " | " " |
| c) vom Friedrichswerder | 822 " | 18 " | 6 " |
| d) von der Neustadt | 121 " | 4 " | " " |
| e) von der Friedrichsstadt | 2431 " | 5 " | " " |
| f) von Neukölln | 171 " | 11 " | 6 " |
| g) von der Köllnischen Vorstadt | 166 " | 15 " | " " |
| h) von der Spandauer Vorstadt | 428 " | 3 " | " " |
| i) von der Königsstadt | 140 " | 20 " | " " |
| k) von der Stralauer Vorstadt | 155 " | 14 " | " " |
| | 5630 Rtl. | " Gr. | " Pf. |

des-

bei mehreren dieser Anstalten, wenn gleich nicht zu gleicher Zeit, doch successive Unterstützung erhalten, so wird die Zahl wahrscheinlich hier um ein beträchtliches geringer.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| desgleichen so durch den Inspektor Semich eingehoben worden | 1914 Tlr. | 14 Gr. | | | | |
| | 7544 | Rtl. | 14 | Gr. | : | Pf. |
| 3) An Neujahrs-Kollektengelder | 3374 | : | 21 | : | : | : |
| 4) Aus den Kirchenbüchsen | 2192 | : | 21 | : | : | : |
| 5) An freiwilligen Allmosen | 320 | : | : | : | : | : |
| 6) Von Komödianten und Glücksbüdnern | 343 | : | : | : | : | : |
| 7) An Agio : | 450 | : | 15 | Gr. | 3 | Pf. |
| 8 Aus Vermächtnissen | 215 | : | : | : | : | : |
| 9) Unbestimmte Einnahme | 1194 | : | 21 | Gr. | 10 | : |
| Aller Einnahme Summa | 16454 | Rtl. | 14 | Gr. | 4 | Pf. |

Ausgabe an hiesige Stadtarmen.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) An 3939 Personen vertheilt 7715 Stück Brodte, kosten | 3593 | Rtl. | 12 | Gr. | 5 | Pf. |
| 2) Für arme Begräbnisse | 221 | : | 5 | : | : | : |
| 3) An arme Durchreisende | 37 | : | 8 | : | : | : |
| 4) Extr. an Armen u. Kranke | 1083 | : | 1 | : | : | : |
| 5 An 5383 arme Personen, so nach Beschaffenheit ihrer Umstände ein Gewisses monatlich erhalten | 20000 | : | 16 | : | : | : |
| 6 Extraord. Ausgaben | 423 | : | 18 | : | 11 | : |
| 7 Zu Schreibmater. worunter Buchdruckerkosten befindlich | 365 | : | 16 | : | : | : |
| 8) Insgemein, worunter gröstentheils die Bruchbänder gehören | 198 | : | 10 | : | 6 | : |
| aller Ausgabe Summa | 25914 | Rtl. | : | Gr. | 10 | Pf. |

Bilance. Die Einnahme ist:

16454 Rtl. 14 Gr. 4 Pf.

Ausg. 25914 : : : 10 :

Ist mehr ausgegeben

9459 Rtl. 10 Gr. 6 Pf.

Anmerkung. Diese mehrere Ausgabe wird theils von den auf Königl Kassen allergnädigst angewiesenen Geldern, theils von den Zinsen des von des Höchstsel. Königs Friedrich Wilhelm I. Majestät glorwürdigsten Andenkens zum Fond der Berlinischen Armen-

Anstalt, an Oberbergamtsbeisitzer Gerhard 1000 Thaler, und an Bergrath Nöggerath 1000 Thaler Gehalt, und 200 Thaler Reisekosten, an Bergrath Hasenclever 1000 Thaler Gehalt, und 200 Thaler Reisekosten, an Bergrath Hartmann 1000 Thaler Gehalt, und 200 Thaler Reisekosten, an Bergrath Lottner 1000 Thaler Gehalt, und 200 Thaler Reisekosten, an Bergrath Huyssen 1000 Thaler Gehalt, und 200 Thaler Reisekosten, an Bergrath Bischof

# Berlinische Monatsschrift

## 1789.

## Drittes Stük. März.

### 1.

### Die beiden Führerinnen.

Schlank von Gestalt, mit hoher Gebehrde, mit eilendem Schritte
Sah ich Wolfia gehn. „Führe mich," bat ich. Sie sprach:
„Komm; mein Pallast erhebt sich auf einem Felsen, „Gewißheit
„Heißt der Felsen; umher schwebet erquikkendes „Licht.
„Unermeßlich ist mein Gebiet, und fruchtbar. Auf allen
„Feldern, wohin du nur schaust, blühet die „Wahrheit hervor."

Und ich folgte. — Da kam mit dem Stabe fühlend
(so schien es)
Eine Blinde daher, ob sie scharfsehend gleich
war.
„Lieber, folge du mir! Wir kommen in's Dunkle;
„die Wege
„Werden gefährlich: sie gehn längs an Abgrün-
„den hinan.
„Kantia nenn' ich mich.“ So sprach sie. Und siehe!
das Dunkle
Nahte sich uns, und die Nacht dekte die Wege
vor uns.
Kantia, da vertraut' ich dem Stabe, den du mir
reichtest. — —
Ehret, Freunde, den Stab, bis uns der Tag
einst erscheint!

L. Ch.

---

2.

# Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

(Man ſ. Februar S. 120.)

## XIV.

Der König von Frankreich hat durch den Schluß des Staatsraths vom 27 Dezember vor. J. in Abſicht auf die Form des Reichstages *) folgendes entſchieden:

1) Die Zahl aller Deputirten zum Reichstag ſoll wenigſtens tauſend ſein;

2) Die Zahl der Deputirten von jeder einzelnen Amtmannſchaft wird durch deren Bevölkerung und Vermögen beſtimmt;

3) In Abſicht der drei verſchiednen Stände iſt feſtgeſetzt, daß immer zwei Deputirte aus dem Bürgerſtande gegen einen aus dem Adel und einen aus der Geiſtlichkeit kommen.

Nekker hat alſo im Staatsrath die Oberhand behalten. Die von ihm den Notabeln zur Entſcheidung vorgelegten Fragen ſind nicht nach dem Gutachten des großen Theils der Notabeln, ſondern



*) Daß hier, ſo wie auch ſchon in den vorigen Abſchnitten, Reichstag ſtatt: Verſammlung der allgemeinen Stände, der Kürze wegen, geſagt iſt: wird hoffentlich Niemanden anſtößig ſein.

dern nach seiner Meinung entschieden worden. — Dieser Streit über die Form des Reichstags ist eigentlich nicht der Gegenstand, über den ich meine Bemerkungen anstelle; und ich will daher nur einige allgemeine Betrachtungen darüber mittheilen.

1) Mich dünkt, daß Nekker bei dem von ihm erwählten Gang ganz aus der Sphäre eines Finanzministers getreten ist. Die Aufgabe, welche er aufzulösen hatte, war: das Defizit in den Königl. Finanzen durch kluge und zwekmäßige Anordnung zu dekken. Man kann aus verschiednen Datis schließen, daß er dies dadurch leisten will, daß Adel und Geistlichkeit, die bisher steuerfrei waren, mit zur Steuer gezogen werden. Sobald er also berechnet hatte, daß die von dem Adel und der Geistlichkeit zu erhebenden Steuern das bisherige Defizit dekten; und, sobald er den Adel und die Geistlichkeit vermocht hatte, sich dieser Steuer zu unterwerfen: sobald hatte er seine Aufgabe aufgelöset. Nun haben sich der Adel sowohl als die Geistlichkeit ganz bereitwillig erklärt, ihren Vorrechten in Absicht der allgemeinen Auflagen zu entsagen, und die allgemeine Last gemeinschaftlich zu tragen. Hatte Nekker also, als Finanzminister, nicht seine Absicht erreicht? . . . . Warum mischt er dann nun eine ganz andere Frage in seine Auflösung? warum veranlaßt er eine nach obiger Erklärung der beiden ersten Stände ganz unnöthige und im Ganzen gewiß nachtheilige Spaltung unter den

ver-

verschiednen Ständen des Reichs? warum will er erst den Adel und die Geistlichkeit durch das Uebergewicht der Stimmen des Bürgerstandes zu einem Entschluß bringen, den sie schon vorher freiwillig gefaßt hatten? — Ich tadle die Grundsätze nicht, die Nekker in seinem Bericht an den König vorträgt; ich gebe vielmehr ohne alle Widerrede zu, daß die von ihm vorgeschlagne Form des Reichstages besser ist, als die bisherige. Wenn Nekker aber nicht beweiset, daß diese von ihm vorgeschlagne und von dem Könige nunmehr genehmigte Form nothwendig erwählet werden mußte, um das Defizit der Finanzen zu dekken; so kann er dem Vorwurfe nicht entgehn, in die Auflösung seiner Aufgabe etwas Fremdes und Ueberflüssiges gebracht zu haben. Dieser Beweis wird ihm aber schwer werden, da Adel und Geistlichkeit das Wesentliche schon zugestanden hatten.

2) Wenn Nekker schon vorher entschlossen war, diese nunmehr festgesetzte Form des Reichstages zu bestimmen; so mußte er, meinem Bedünken nach, die Notabeln nicht zusammen kommen lassen: oder er hätte dann vorher von dem Beitritt der Notabeln zu seiner Meinung überzeugt sein müssen. Denn itzt halten sich die Notabeln für verachtet; und, wenn sie nunmehr als Deputirte auf dem Reichstage erscheinen, so bringen sie bösen Willen oder doch eine gewisse Abneigung mit: Gemüthsstimmungen, wodurch große Hindernisse bei

Abfassung gemeinnütziger Reichsschlüsse in den Weg gelegt werden.

3) Vorausgesetzt, daß Nekker eine neue Form des Reichstages erwählen wollte, so mußte er den König dahin bringen, daß diese Form sogleich vollständig anbefohlen ward. Ich finde aber, daß in dem oben angezeigten Schluß des Staatsraths zwei wesentliche Punkte der Nekkerschen Form unentschieden geblieben sind. Einmal ist nicht befohlen: daß die Deputirten eines jeden Standes aus dessen Mitte sein müssen; folglich ist es dem Bürgerstande noch erlaubt, Deputirte zu erwählen, die für ihre Person zum Adel oder zur Geistlichkeit gehören, oder doch in ihren persönlichen Verhältnissen und Amtsverrichtungen ganz von diesen beiden Ständen abhängen. Zweitens ist nicht bestimmt: daß bei Zusammentretung der Stände die einzelnen Stimmen der Deputirten gezählt werden sollen; vielmehr wird angezeigt, daß erst auf dem Reichstage die große Frage entschieden werden soll: ob, bei einer allgemeinen Zusammentretung des ganzen Reichstages, nach den Ständen, oder nach den einzelnen Stimmen (viritim), beschlossen werden soll? Gesetzt nun, es wird auf dem Reichstage festgesetzt: nach Ständen zu votiren; so hat der Adel eine Stimme, die Geistlichkeit eine, und der Bürgerstand eine. Was hilft es dann in diesem Falle, daß die Deputirten des Bürgerstandes der Zahl nach den Deputirten der beiden ersten Stände zusam-

zusammengenommen, gleich sind; wenn sie gegen die verbündeten beiden ersten Stände doch immer die Minorität haben müssen?

4) Geht Nekkers ganzer Plan, so viel man bis itzt davon theils weiß, theils muthmaßen kann, durch; so wird die bisherige Konstitution des Französischen Reichs wesentlich geändert. Die neue Konstitution kann allerdings schön und vortreflich sein; aber welche Gährung wird nicht im Reiche obwalten, ehe sie zu Stande kommt? Ist es wohl der Klugheit gemäß, diese Erschütterung zu einer Zeit zu veranlassen, da die Finanzen in Verwirrung sind? Nekker setzt den Staat und seinen König in den Fall, daß keine Hülfe für die Finanzen eher Staat findet, als bis die große Frage wegen der Konstitution entschieden ist. Und wenn nun über die Entscheidung dieser Frage innerliche Unruhen, bürgerlicher Krieg und Aufruhr ausbrechen; wie wird es dann wohl mit den armen Finanzen aussehen? — Ich wünsche Nekkern zum voraus viel Glük, wenn ihm alles gelingt; aber immer werde ich behaupten: daß er ein sehr gewagtes Spiel unternommen hat, und das sehr leicht zum gänzlichen Ruin Frankreichs hätte ausschlagen können.

5) Bedenkt man überdies, daß ganz Europa sich anitzt in einer außerordentlichen Gährung befindet, wo also die Klugheit jedem Regenten und Staatsmann wohl anräth, Ruhe im Hause zu ha-

ben, um bei den andern Mächten einiges Gewicht zu behalten; was ſoll man dann zu der Staatskunſt ſagen, die gerade itzt Frankreich in die Lage vielleicht bringen wird, daß es ſich von ſeinen äuſſern Nebenbuhlern und Feinden alles muß gefallen laſſen? Kann man glauben, daß auswärtige Mächte das im Innern des Landes ſelbſt erregte Feuer nicht unterhalten und vermehren werden? — Doch, dieſe Betrachtungen liegen außer meiner Sphäre.

6) Ich mache nicht gern Anmerkungen, die bloß die Perſon und derſelben Charakter betreffen, wenn von Geſchäften die Rede iſt. Aber wer kann ſich enthalten, eine Anmerkung über Nekkern zu machen, wenn man das Ende ſeines Berichts an den König lieſet; worin er demſelben auf den Fall, daß der von ihm vorgeſchlagene Plan nicht ausgeführt werden könnte, keinen andern Rath zu geben weiß, als: — daß der König ſeinen Miniſter, der ihm dieſen Plan entworfen hat, verabſchiede! — Kajus hat zur Wiederherſtellung ſeiner Uhr, deren innere Zuſammenſetzung ganz zerrüttet iſt, ſchon drei bis vier Uhrmacher gebraucht; die aber, ſtatt den Fehlern abzuhelfen, das Werk noch mehr verdorben. Er nimmt daher itzt ſeine Zuflucht zu dem berühmteſten Uhrmacher ſeines Ortes, Titius. Dieſer ſieht die zerrüttete Uhr an, und ſagt dem Kajus: deine Uhr hat zwar weſentliche Mängel und Gebrechen; meiner Kunſt und Wiſſenſchaft

aber

aber wird es nicht schwer fallen, die Maschine wieder herzustellen und in Gang zu bringen. Kajus giebt hierauf dem Titius den Auftrag zur Ausbesserung der Uhr, und verlangt von ihm den Plan und die Mittel zu wissen, wie er dabei zu Werke gehen will. Titius überreicht seinen Plan, und setzt am Ende folgendes hinzu: „Wenn nun alles das, was ich vorschlage, nicht helfen will, um die Uhr in Gang zu bringen; so weiß ich dir, mein Kajus, keinen andern Rath zu geben, als daß du mich eben so wie die bisherigen Uhrmacher verabschiedest, und dich nach einem andern umsiehst.“ — Was würde man wohl im gemeinen Leben von diesem Uhrmacher, der sich anfänglich mit seiner Kunst so sehr überhob, sagen?

## XV.

Für die itzige Interimsverwaltung hat Nekker indessen einen reellen Vortheil durch die Bekanntmachung des oben angezeigten Schlusses des Staatsraths erhalten.

Die Kaufleute aus Nantes haben ihm ein Darlehn von sieben Millionen Liver angeboten; — und in der letzten Versammlung der Theilhaber an der Caisse d'Escompte ist einmüthig beschlossen worden, dem Staat auf 15 Monate fünf und zwanzig Millionen Liver gegen fünf vom Hundert an jährlichen Zinsen vorzuschießen. Diese beiden Summen werden wahrscheinlich hinreichen, um alle lau-

fende Ausgaben bis zum festgesetzten neuen Finanzplan zu bestreiten.

Bei der Caisse d'Escompte bemerke ich jedoch: daß Nekker die widersinnige Befugniß, die das vorige Ministerium am 19 August vor. J. dieser Anstalt ertheilt hatte: ihre Billete nehmlich mit Effekten zu realisiren *), — bis zu Ende des Junius des itztlaufenden Jahres, oder wie andere schreiben, bis nach geendigter Versammlung der Stände, verlängert hat. Dies läßt mich vermuthen: daß das beschloßne Darlehn von 15 Millionen bloß in Billeten bestehen wird; daß man, vermöge dieser großen Menge neuer in Umlauf gebrachter Billete, einen sehr starken Ueberlauf zum Realisiren vermuthet; und daß die itzige Bilanz von Frankreich keinen hinlänglichen Ankauf von metallischem Vermögen verstattet, um die Nachfrage der Billetinhaber zu befriedigen. Dies sind aber gewiß Umstände, die einem Finanzminister manche unruhige Stunde verursachen können.

Berlin, den 25 Jänner 1789.

---

3. Bei-

*) Man s. Berl. Monatssch. 1788 November S. 406.

3.

# Beitrag zur Kriegsgeschichte des Marschalls von Türenne, und des Generals Montecuculi.

Das Gefecht bei Sasbach (den 27 Julius 1675), in welchem der große Türenne blieb, ist durch den Tod dieses vortreflichen Feldherrn in der Geschichte unvergeßlich geworden. Jeder noch unbekannte Beitrag, der die vollständige Aufklärung einer solchen merkwürdigen Begebenheit befördern kann, muß dem Geschichtschreiber, in welcher Absicht er auch die Geschichte bearbeite, willkommen sein; und so wird man auch das Schreiben, welches ich hier liefere, aufnehmen. Die unzubezweifelnde Authentizität desselben wird aus der Art erhellen, wie es mir zu Händen gekommen ist. — Doch erst liefere ich das Schreiben selbst wörtlich genau. Es ist von dem Kaiserlichen General Dünewald *), der in dem Treffen auf dem

*) Johann Heinrich Graf von Dünewald, Herr auf Sabor in Schlesien, ward 1675 von Kaiser Leopold in den Grafenstand erhoben. 1686 ward er vor Ofen verwundet; 1687 eroberte er Butschin; und trug 1691 viel zum Siege bei Salankemen bei. Während des letztern Treffens entzweiete er sich mit dem Prinzen Ludwig von Baden, ward auch

dem Posten befehligte, von welchem eine Kanonkugel dem Französischen General das Leben raubte; am Tage nach der Schlacht geschrieben, und an seinen Schwager, den Kurbrandenburgischen Geheimenrath, Freiherrn von Blumenthal gerichtet.

„Im Feldlager bei Sasbach, vier Stunden „von Strasburg, den 28 Jul. 1675.

„Hoch- und Wohlgeborner Freiherr,

„Hochgeehrtester Herr Schwager!

„Nachdem unsre Armee vorgestern, als den „26sten dieses, wegen Mangel der Furage, sich aus „vorigem Lager beim Renchenlocher Paß *) bis „nach auch deshalb nach Wien vor den Kriegsrath gefordert; starb aber unterweges. Er hatte sich mit Barbara, einer Tochter des berühmten Generals Ernst Rüdiger Graf von Stahrenberg, verehlicht, und verschiedene Kinder erzeugt: worunter einer, Namens Ludwig, Sächsischer Generalmajor geworden. — Dünewald hatte mit andern Kaiserlichen Generalen öfter Streit, besonders mit Bournonville und Raparra. Kurfürst Friedrich Wilhelm schätzte ihn sehr: in dem Gefecht bei Mühlhausen 1674 hielt er sich sehr tapfer; und unterstützte die Disposition des Kurfürsten bei Türkheim, die Bournonville nicht befolgte, wodurch der Rükzug der Verbündeten verursacht ward.

*) Das Lager, wovon hier die Rede ist, ward eigentlich das Lager bei Scherzen genannt. Renchenloch lag vor der Fronte desselben am Fluß Rench oder Renchen; diesen hatte Montecuculi vor sich, und auf der rechten Flanke den Rhein.

„nach Bilow *) zurükgezogen; als hatte sich fol-
„genden Morgens der Feind eine Stunde von dar,
„bei dem Dorfe Sasbach, mit Kavallerie, Infan-
„terie, und Stükke sehen lassen: Vorhabens,
„den in itzt bemeldetem Dorf mit hohen Mauren
„umgebnen Kirchhof, so von einem Hauptmann
„und 100 Musketier bereits besetzt war, übern
„Haufen zu werfen. Welches er, Hauptmann, Sr.
„Excellenz dem Hrn. Generallieutenant **) eiligst
„zu wissen gemacht; worauf derselbe den Furagie-
„rern zur Warnung drei Kanonenschüsse thun las-
„sen. Ueber welches ich Spornstreichs zu meiner
„Vorwacht hinausgerannt, um zu vernehmen,
„wo das Lärmen herkomme; die mich berichtet,
„daß der Feind hinter Sasbach stehe: woselbst ich
„auf der Höhe des Berges etliche Französische
„Offiziere, welche aller Apparenz nach, die dortige
„Situation in Augenschein nahmen, ansichtig
„worden. Diese habe ich gleich schargirt; sodann
„gedachtem Hrn. Generallieutenant ein solches be-
„richtet,

*) Bilow war also allem Vermuthen nach das Hauptquartier. Man findet es auch unter den Namen Bihel, Bihl. Es ist dem Anschein nach ein guter Posten, wo Fronte und Flanken gedekt sind; und im Rükken lagen die Berge, welche sich bis gegen Baden erstrekken.

**) Generallieutenant, Graf (nachheriger Reichsfürst Montecuculi, der damals die Kaiserlichen und Verbündeten befehligte.

„richtet, und um Sukkurs gebeten: welcher mir „das Schauinagiſche Tragonerregiment von 300 „Pferden, wie auch gleich ein Bataillon vom Gra„niſchen Regiment geſchikt. Inzwiſchen habe ich „etliche Tragoner abſteigen, und die im Thal hin„ter den Hekken gelegene Muskerier puſſiren laſſen, „und dadurch den uns ſehr dienlichen Berg be„hauptet; den ſonſten der Feind zu ſeiner Avan„tage, auch um uns von dem Kirchhof abzuſchnei„den, gern gehabt hätte: zu welchem Ende der„ſelbe hinter dem Dorfe bei 14 Stükken aufge„führt, und den Kirchhof ſtark beſchoſſen, in Mei„nung, die Mauren gleich darnieder zu legen, und „hinein zu rumpeln. Allein ich that den Haupt„mann von einer Zeit zur andern öfter rekurraſi„ren, und ermahnen, ſich brav zu halten: die „Armee ſei gegenwärtig, und könne der Feind nicht „ſogleich hineinlaufen; deme er dann treulich nach„kommen, ohnerachtet der Feind darauf ſtark kano„niret, wie auch das Dorf von allen Ekken in „Brand ſtekte, worüber die im Kirchhof ziemlich „warm worden. In währenden Flammen kam „hochgedachter Herr Generallieutenant ſelbſt, und „beſah die Gelegenheit, mit ſonderlichem Vergnü„gen, daß ich mehr berührten Berg eingenommen. „Zuvor aber ließ ich gleich etliche Stükke auf die „Höhe des Berges pflanzen, und ebenfalls auf „den Feind brav Dampf geben; worüber Mr. „Turenne Nachmittags um 5 Uhr von einer 6

„Pfund

„Pfund Stükkugel mitten durch, zur Linken „hinein und zur Rechten wieder hinaus, erschos„sen worden. Welches ein Feldscheer, von Unga„risch Skalitz aus Mähren gebürtig, in dessen „Armen er, Türenne, gestorben seie, alsobald „herüberlaufend, mit Verpfändung seines Lebens, „vergewissert; sodann hiemit auch durch andere „mehr konfirmiret wird *). Nun muß dieses gros„sen Hauptes Fall bei der Französischen Armee „außer Zweifel große Alteration und Veränderung „geben. Im übrigen will selbte nicht recht außerm „Wald ins Feld kommen; und weilen der Feind „uns mit Infanterie überlegen, so kann man den„selben in den Büschen und Sträuchern nicht wohl „angreifen: wessentwegen man nur bis dato bei„derseits auf einander mit Stükken spielet. Itzi„ger Kommandant wird zweifelsohne seinen Valor „wollen sehen lassen; hingegen ist unser General„lieutenant äußerst bemühet, ihm einen guten „Streich

*) In den Nachrichten von diesem Gefecht im Theatrum Europäum Th. XI. wird ebenfalls erwähnt, daß Gen. Dünewald eine Höhe besetzt hatte; auch findet man daselbst, daß die erste Nachricht von dem Tode des Marschalls von Türenne durch einen Feldscheer von dem Königl. Dragonerregiment den Kaiserlichen sei überbracht worden. Feuquieres in seinen Mémoires Liv. II Chap. xxxi sagt: sie hätten selbige durch einen Kammerdiener des Herrn von Boufleurs, der ein Deutscher von Geburt war, zuerst erfahren.

„Streich zu geben: so sich nicht so eilfertig thun „läßt, und wirds die Zeit bald geben. Wovon „mit nächstem ein Mehreres. Indessen verbleibe

„Meines Hochgeehrten Herrn Schwagers

„dienstschuldiger treuer Diener,

„Dünewald.“

Dieses Schreiben des Generals Dünewald bestätigt, daß die Absicht des Französischen Generals gewesen, einen Posten zu gewinnen, der ihm den Uebergang über die Sasbach öfnete und sicherte. Es würde ihm auch gewiß geglükt sein, wenn Dünewald minder thätig und entschlossen in Besetzung der Höhe, welche den Kirchhof kommandirte, gewesen wäre. Ein Beweis von einem sehr richtigen militarischen Augenmaaß dieses Generals. Nicht minder macht die Disposition, welche er zur Vertheidigung dieses Postens in Ausübung brachte, seiner Einsicht viel Ehre, und erwarb ihm das Lob eines der größesten Feldherrn der damaligen Zeit. Er zeigte hier, daß es hauptsächlich bei Behauptung der Höhen darauf ankömmt, den Fuß derselben zu vertheidigen: daher ließ er seine Dragoner absitzen, und postirte sie am Fuß des Berges, um den Feind von selbigem zu entfernen, pflanzte die Artillerie auf der höchsten Höhe, und stellte seine übrige Infanterie und Reuterei in der Reserve. Durch diese gute Disposition erhielt er einen Posten, welcher dem kommandirenden General äußerst

wichtig

wichtig war, weil er unter der Protektion desſelben ſeine Truppen formiren, und dem Feinde die Spitze bieten konnte. Dem Kriegsmann giebt dies Gefecht ein Beiſpiel: wie ſchwer es ſei, auch nur einen ſchlecht befeſtigten Poſten, wenn er in der Nähe unterſtützt werden kann, wegzunehmen; und daß kleine Beſatzungen in dergleichen Poſten ganzen Armeen widerſtehen können. Es lehrt denjenigen, welcher einen ſolchen Poſten unterſtützen will, hauptſächlich ſich auf einem ſolchen Terrain zu formiren, von wo er die Bewegungen, welche der Feind gegen den Poſten macht, entdekken, ihm in der Ferne ſowohl als in der Nähe Abbruch thun, und wo möglich der gegen den Poſten aufgefahrnen Artillerie in die Speichen ſchießen kann.

Die meiſten Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſind der Meinung: daß Türenne willens geweſen ſei, dem General Montecuculi bei Sasbach eine Schlacht zu liefern. Aus dem Schreiben des Gen. Dünewald erhellet wenigſtens, daß der Kaiſerliche General dieſes nicht vermuthete, weil er einen Theil ſeiner Armee auf Furagirung geſchikt hatte. Es bleibt auch außerdem aus den Bewegungen des Franzöſiſchen Generals ſehr wahrſcheinlich, daß er hier dieſelbe Maxime hat befolgen wollen, die er den ganzen Feldzug über gegen Montecuculi in Ausübung brachte, und ſeinen Gegner vielmehr durch geſchikte Bewegungen fortzudrängen, als durch

eine entscheidende Schlacht über den Haufen zu werfen suchte.

Diese wenigen Bemerkungen werden hinlänglich sein zu zeigen, daß das abgedrukte Schreiben des Generals Dünewald manches zur Vollständigkeit und Aufklärung der Erzählung von diesem berühmten Gefecht beiträgt. Ich habe dies Schreiben im Königlichen Archiv gefunden. Der kurfürstliche Geheimerath **Freiherr von Blumenthal**, dessen Geschlecht noch itzt in der Preußischen Monarchie blühet, und wovon Abkömlinge die ersten Ehrenstellen des Staats bekleiden *), hatte es dem Kurfürsten, der damals bei Schwan in Meklenburg mit der Armee stand, zugeschikt. Es ist hernach vermuthlich mit andern Briefen in das Archiv gekommen.

Ich erhielt hiezu die Gelegenheit durch die gnädige Unterstützung, welche der würdige, gelehrte, und in so vieler Absicht um das Wohl des Staates so verdiente Staats- und Kabinetsminister, Herr **Graf von Herzberg** Excellenz, allen denen wieder-

*) Se. Excellenz Herr Joachim Christ. Graf von Blumenthal, wirklicher Geheimer Staats- und Kriegesrath, Vicepräsident und dirigirender Minister bei dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorium, Ritter des schwarzen Adlerordens, Amtshauptmann zu Treptow an der Rega, Erbherr auf Steinhöfel, Chef des Departements von Pommern und der Neumark, ist von dieser Familie.

derfahren läßt, welche sich bemühen, irgend einen Zweig der vaterländischen Geschichte zu bearbeiten. Seit 15 Jahren hatte ich schon Materialien zu einer Geschichte der lezten Feldzüge Kurfürst Friedrich Wilhelms des Großen gesammlet, und zum Theil schon an der Geschichte selbst gearbeitet. Ich wagte es, eine Probe davon diesem großen Kenner der Brandenburgischen Geschichte vorzulegen. Sie hatte das Glük, dessen Beifall zu erhalten, und Er ertheilte mir die gnädige Erlaubniß, aus dem Königl. Archiv Nachrichten zu ziehen. Der Reichthum, den ich daselbst an Tagebüchern, die von Augenzeugen bei diesen Feldzügen aufgesezt waren, an Korrespondenzen mit den Generalen, an Rapporten, Dispositionen, Briefen, und andern unbekannten und merkwürdigen Aktenstükken fand, verursachte: daß ich fast alles ausstrich, was ich aus allen nur bekannten Geschichtschreibern, die von dieser Periode geschrieben haben, zusammen getragen hatte; und diese Geschichte nach den neuen Materialien umzuarbeiten anfing. So entstand ein ganz neues Werk, von welchem ich nun ohne Ruhmredigkeit glaube sagen zu dürfen: daß es diese Kriegsbegebenheiten mit solcher Genauigkeit und Wahrheit darstellt, wie man sie in keiner bisher gedrukten Schrift finden kann; denn noch kein militarischer Schriftsteller, der von den Feldzügen des Großen Kurfürsten handelt, hat die archivalischen Nachrichten gebraucht, die ich gebrauchen konnte.

Unter diesen Nachrichten fand ich auch nicht wenige, welche viel Licht über die damalige Brandenburgische und über die Kriegsverfassung anderer in diesem Kriege verwikkelten Mächte verbreiten konnte; ich habe sie nicht unbenutzt gelassen, sondern sie zu einer Uebersicht der Kriegsverfassung der damaligen kriegführenden Mächte zusammen getragen, und fast auf eben die Art bearbeitet, als das Tableau militaire, welches ich zu des Abt von Francheville Uebersetzung der letzten Feldzüge Gustav Adolfs entwarf. Diese Uebersicht und die Geschichte von dem Feldzuge des Kurfürsten am Rhein 1674 machen den ersten Theil meines Werkes aus. Mein langer Aufenthalt in Rheinsberg brachte mich in die Nähe bei der Gegend, wo der Kurfürst 1675 so viel Ruhm erwarb. Oft habe ich meine Arbeit und die Relationen mit dem Terrain selbst verglichen; und bin dem Kurfürsten in seinen Zügen von Ratenau, Rauen, Fehrbellin, und Wittstok bis ins Meklenburgische gefolgt. In Ansehung Ratenaus und Fehrbellin habe ich eben das gethan, was ich in der Geschichte Gustav Adolfs mit den Schlachtfeldern bei Breitenfeld und Lützen unternommen. — Der Feldzug von 1675 macht den zweiten Theil dieser Kriegsgeschichte aus. Im dritten und vierten Theile wird die Geschichte des Großen Kurfürsten bis 1679 fortgesetzt.

Was mich aber vorzüglich ermuntert, und alle meine Kräfte auffordert, die letzte Hand an dies

Werk

Werk zu legen, ist die besonders gnädige Aufnahme, welcher Se. Majestät der itztregierende König eine Probe von dieser Arbeit, die ich Höchstdenselben zu überreichen die Ehre hatte, gewürdigt, und die huldreiche Erlaubniß, welche mir Dieselben gewährt haben, diese Kriegsgeschichte Allerhöchstdenselben zuzueignen. Auch ist der Namen Friedrich Wilhelm II, vor einer Kriegsschichte des Großen Kurfürsten, nicht leere Dekoration; sondern ein Wink für den denkenden Leser auf die Thaten des Monarchen, womit Er die ersten Schritte seiner Regierung auf eine so hervorstechende Art bezeichnet hat. Der Große Kurfürst knüpfte mit Holland das erste Band der Freundschaft, welches sich nach seinem Ableben bei dem Preußischen Hause erhielt; aber nach mehr als hundert Jahren, unter der Regierung seines Urenkels, ärndteten die Vereinigten Niederlande erst die Früchte desselben, durch die Großmuth Friedrichs Wilhelms II in vollem Maaße ein. Denn dieser König stellte in der Republik Ruhe und Freiheit wieder her. Hielt der Kurfürst durch seine tapfern Brandenburgischen Hülfsvölker von den Gränzen der Republik Hollands auswärtige Feinde ab; so wagte König Friedrich Wilhelm II, unter der Anführung eines sieggewohnten Helden aus dem edlen Braunschweigischen Stamme, das Blut seiner siegreichen Preussen, um das Bürgerblut alter Freunde zu schonen. Große, unvergeßliche, edelmüthige That! die einen

ewigen Eichenkranz um die Scheitel des geliebten Monarchen windet; bei den Batavern aber das Andenken des Großen Stifters dieser Freundschaft erneuert; so daß, bei dem Dankopfer, welches sie Friedrich Wilhelm II. bringen, sie auch noch der Asche des Großen Kurfürsten Weihrauch streuen!

Meine erwähnte Geschichte der letzten Feldzüge Friedrich Wilhelms des Großen wird in Herrn Fr. Nikolai's Verlage erscheinen. Es hat derselbe bereits vor mehr als zwei Jahren angefangen, die Plane durch den geschikten Kupferstecher Hrn. Ludwig Schmidt in Berlin stechen zu lassen. Dieser Künstler wendet daran einen rühmlichen Fleiß. Besonders eine zum ersten Theil gehörige Operationskarte beider Armeen im Elsaß zeigt, daß er unter die wenigen deutschen Kupferstecher gehört, welche die bisher in Deutschland seltne Kunst Situationskarten zu stechen, auf einen ziemlichen Grad der Vollkommenheit gebracht hat. Ferner gehören zum ersten Theil; das Treffen bei Türkheim, und die Belagerung von Wasseln. Alle diese sind bereits fertig, und können als eine Probe der Sorgfalt, welche der Verleger auf die zu meinem Werke gehörigen Karten wendet, bei Hrn. Nikolai vorgezeigt werden. Herr Schmidt arbeitet itzt an den Planen zum zweiten Theil, welche in den Operationskarten der Brandenburger und Schweden in der Mark, einem Plan von der Ueberrumplung von Ratenau, und einem von der Schlacht bei Fehrbellin bestehen.

Zu

Zu den übrigen Theilen werden noch vier Plane hinzukommen. Der Abdruk dieſes Werks, welches, ſo viel ich bis itzt abſehen kann, drei oder vier Bände in groß Quart betragen wird, ſoll nicht eher angefangen werden, bis die Plane ganz fertig ſind. Es wird auf dieſe Art bei denſelben nichts übereilt, ſondern ſowohl beim Stich als bei der Illumination (wo ſie nöthig iſt) die gröſſeſte Sorgfalt angewendet werden. Ich hoffe, daß man in zwei Jahren damit fertig werden kann. Für mich erwächſt durch dieſen Aufſchub noch der beſondere Vortheil: daß, da ſonſt meine itzige Lage mich von der Beſchäftigung mit militariſchen Arbeiten, wo nicht ganz, doch gröſtentheils abbringet, ich nun die wenigen Stunden, die mir viele Amtsarbeiten übrig laſſen, noch dazu anwenden kann, die letzte Hand an dieſes Werk zu legen: welches nicht zu ſehr durchgedacht und gefeilet werden kann, wann es einigermaßen der Gröſſe des Gegenſtandes entſprechen ſoll. Ich glaube, dieſe vorläufige Nachricht werde Brandenburgiſchen Patrioten und militariſchen Leſern nicht unangenehm ſein. Gegen die Zeit des Abdruks meines Werks behalte ich mir vor, von demſelben dem Publikum noch eine etwas ausführlichere Nachricht zu geben.

Berlin. Hennert.

---

4.

# Ueber Rechnungsmünze, Geld, und wirkliche Münzen.

Wenn ich in dieser Abhandlung von dem Werth der Dinge rede, so verstehe ich darunter bloß den Kaufwerth, das ist, den Werth, um welchen ich die in dem Besitz eines Andern befindliche Sache in meinen Besitz bringen kann. Daß dieser Kaufwerth einer Sache ein ganz ander Ding ist, als der innere Werth, brauche ich wohl nicht erst anzuzeigen. Wasser und Luft haben für den Menschen einen großen innern Werth, aber ihr Kaufwerth ist in gewöhnlichen Fällen Null. Ein geschikter Schullehrer hat in Absicht auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft offenbar einen weit größern Werth, als der vollkommenste Sänger unter den Kastraten; aber, dem Kaufwerth nach, überwiegt der Kastrate mehrentheils den verdientesten Schullehrer.

Den Maaßstab für den Kaufwerth der Dinge nennen wir die Rechnungsmünze. Es ist also die Rechnungsmünze nichts anders als eine Einheit, wodurch ich die Größe des Kaufwerths von verschiedenen Sachen meinem Verstande deutlich darstellen kann. Eine dergleichen Rechnungsmünze ist bei uns der Thaler, bei den Holländern der Gulden, bei den Franzosen der Liver, bei den Engländern

dern das Pfund Sterling; u. s. w. Was also der Begrif eines Fußes in der Geometrie für die Längen ist, das ist die Rechnungsmünze für den Werth der Dinge. Soll ich die Größe einer Linie bestimmen, so sage ich, daß sie so und so viel Fuß lang ist. Soll ich die Größe des Kaufwerths von einer Sache anzeigen, so sage ich, daß sie so und so viel Thaler, Gulden, Liver, Pfund Sterling, u. s. w. wehrt ist. Damit wir in Zukunft nur Ein Exempel von Rechnungsmünze behalten, will ich bloß von der bei uns üblichsten, nehmlich von dem Thaler, reden.

So wie man den Fuß in der Geometrie, der Bequemlichkeit wegen, in eine gewisse Anzahl von gleichen Theilen eintheilet; so thut man dies auch bei der Rechnungsmünze, das ist in unserm Beispiel, bei dem Thaler. Man theilt ihn zum Beispiel in 24 gleiche Theile ein, und nennt einen dergleichen Theil einen Groschen; man theilet ferner den Groschen in 12 gleiche Theile, u. s. w.

Hierdurch erhalten wir ein vollkommnes Schema zu einem Maaßstab für den Kaufwerth aller Dinge; und, wenn wir den Kaufwerth von zwei und mehrern Dingen durch diesen Maaßstab und dessen Theile andeuten, so erhält unser Verstand dadurch einen deutlichen Begrif von dem Verhältniß des Kaufwerths dieser verschiedenen Dinge. Wenn ich sage: ein Pfund Butter ist sechs Groschen, ein Scheffel Roggen ist zwei und zwanzig Groschen; eine Flä-

sche Wein ist sechszehn Groschen, ein Loth Gold ist zwölf Thaler werth; so ist nichts leichter als das Verhältniß des Kaufwerths dieser verschiedenen Waaren, vermittelst dieser Bestimmungen der Rechnungsmünze, auf eine deutliche und vollständige Art sich vorzustellen.

Jede Reihe, die uns von dem Kaufwerth verschiedener Dinge gegeben wird, bestimmt nun auch den jedesmaligen Werth der Rechnungsmünze. So ist in unserm vorigen Beispiel ein Thaler gleich dem Kaufwerth von vier Pfund Butter, gleich dem Kaufwerth von $1\frac{1}{1\frac{1}{3}}$ Scheffel Roggen, gleich dem Kaufwerth von $1\frac{1}{2}$ Flasche Wein, gleich dem Kaufwerth von $\frac{1}{1\frac{1}{2}}$ Loth Gold. So bald sich in dieser Reihe der Kaufwerth von einer Sache ändert, so wird auch die Aequation für den Thaler, die von dieser Sache hergenommen ward, geändert. Wenn z. B. das Pfund Butter auf acht Groschen gesetzt würde, so wäre nunmehr ein Thaler gleich dem Kaufwerth von drei Pfund Butter.

Wenn man auf diese Art (durch das Verhältniß verschiedner Waaren gegen einander) die Rechnungen in der Handlung, in Erhebung der Staatseinkünfte, in Kapitalzahlungen, und im gemeinen Leben, abschließen wollte; so würde man zwar philosophisch zu Werke gehen, bei der Ausführung aber in unendliche Schwierigkeiten verfallen. Man würde das Unveränderliche des eigentlichen Maaßstabes erhalten, das Steigen und Fallen der Waaren

ren im Kaufwerth würde keinen Einfluß auf die wahre Größe des Maaßstabes haben; aber, wenn man saldiren sollte, so würden theils Zweifel über den wahren jedesmaligen Kaufwerth der Waaren entstehen, womit man saldiren wollte, theils würden sich schwerlich Gläubiger und Schuldner jedesmal über die Waare vereinigen, womit zu saldiren wäre. Ursache genug, daß man dadurch bewogen ist, die Rechnungsmünze unabänderlich mit einem gewissen wirklichen Körper und dessen Kaufwerth in Verbindung zu setzen. Indem man nun dies thut, wird die Rechnungsmünze Geld genannt. Geld heißt also die Rechnungsmünze, in sofern sie mit dem Kaufwerth eines gewissen wirklichen Körpers in eine unveränderte Verbindung gebracht wird. Dadurch wird die Rechnungsmünze körperlich, und dadurch erhält sie eine absolute Größe.

Die Theorie bestimmt nicht, welchen Körper man zu Geld machen soll; und die Geschichte zeigt uns sehr verschiedene Gattungen von Geld. So ist bei den Bewohnern der Küsten an der Hudsonsbai ein Bieberfell und dessen Kaufwerth die Größe, womit die Rechnungsmünze verbunden ist. In Island machen die Kabeljaue das Geld aus; in einigen Gegenden von Asia und Afrika ist eine gewisse Art von Muscheln das Geld; u. s. w. Hauptsächlich aber hat man dazu die Metalle erwählt. Metallisches Geld heißt also die Rechnungsmünze, in sofern sie mit dem Kaufwerth einer gewissen

Quan-

Quantität eines gewissen Metalls unzertrennlich verbunden ist. So vielerlei Metalle wir also haben, so vielerlei metallisches Geld läßt sich gedenken. Die Rechnungsmünze wird also zu Kupfergeld, zu Silbergeld, zu Goldgeld, in sofern sie auf eine unveränderliche Weise an eine gewisse Quantität von Kupfer, von Silber oder von Gold angepaßt wird. Da man itzt in Europa sich bloß auf Silbergeld und auf Goldgeld eingeschränkt hat, so will ich auch bloß von diesen beiden Geldarten reden.

Silbergeld heißt also die Rechnungsmünze, in sofern ich sie mit dem Kaufwerth einer gewissen Quantität Silber unzertrennlich verbinde. So haben die Hamburger in ihrer Bank Silbergeld, indem sie bestimmen, daß eine Köllnische Mark feinen Silbers 27 Mark 12 ß gelten soll. Die Hamburgsche Rechnungsmünze in Marken und Schillingen ist hierdurch unzertrennlich mit einer gewissen Quantität feinen Silbers verbunden. Eine Mark feinen Silbers kann nunmehr nach dieser Bestimmung in der Hamburgschen Bank niemals mehr noch weniger gelten als 27 Mark 12 ß, und dadurch wird die Hamburgsche Rechnungsmünze wirkliches Silbergeld. Im Preußischen gehen 14 Reichsthaler auf eine feine Mark Silber; und durch diese Bestimmung wird die Rechnungsmünze eines Thalers Preußisches Silbergeld.

Goldgeld heißt die Rechnungsmünze, in sofern sie auf den Kaufwerth einer gewissen Quantität

Goldes

Goldes unveränderlich angepaßt wird. Wenn z. B. im Preußischen durch das Gesetz bestimmt ist, daß 175 Reichsthaler an Gold 21 Karat 9 Grän fein enthalten sollen; so wird die Preußische Rechnungsmünze des Thalers dadurch zu Goldgeld.

Diese Operation, die Rechnungsmünzen körperlich zu machen, das ist, in Geld zu verwandeln, ist im Grunde die nehmliche, welche man bei dem Längenmaaß beobachtet. Man verbindet in der Ausübung die Idee des Fußes an eine gewisse bestimmte Länge; und so erhält man den Rheinländischen, den Französischen, den Engländischen Fuß, u. s. w. Eben so verbindet man die Idee des Thalers mit einer gewissen Quantität Silber oder Gold; und so erhält man den Silber-, den Goldthaler.

Aber, so einfach und sicher diese Operation in der Geometrie wird, so verwikkelt und unsicher wird sie in der Münzwissenschaft.

In der Geometrie hat die wirkliche Länge, die ich an die Idee des Fußes ankette, eine bestimmte unveränderliche Größe; und der Idealmaaßstab des Fußes wird durch die Anwendung auf eine bestimmte Länge keineswegs veränderlich gemacht. Wenn ich aber die Idee eines Thalers auf den wirklichen Kaufwerth irgend einer Sache anwende, giebt es da wohl einen unabänderlichen Kaufwerth? Das wird Niemand behaupten; denn Theorie sowohl als Erfahrung lehren uns, daß der Kaufwerth von allen und jeden Sachen und Waaren eine veränderliche

liche Größe ist. Ist das; so wird also mein Maaßstab, der Thaler, sobald ich ihn an den Kaufwerth irgend einer Sache und Waare anfessele, selbst auch etwas Veränderliches: und er kann mir eigentlich nicht mehr die Dienste leisten, die ich von ihm als Maaßstab erhalten wollte.

Gesetzt, daß ich die Idee des Thalers mit Silber verbinde, und z. B. festsetze, ein Thaler soll dem Kaufwerth von dem vierzehnten Theil einer Mark fein gleich sein: so kann ich durch diesen Maaßstab das Verhältniß des Kaufwerths von allen möglichen Dingen gegen den Kaufwerth von Silber auf das deutlichste anzeigen; und sobald ich voraussetze oder erweislich darthun kann, daß der Kaufwerth von Silber sich nicht ändert, so hat mein Maaßstab, der Thaler, eine beständige unabänderliche Größe. Sobald sich aber der Kaufwerth des Silbers selbst ändert; sobald verändert sich auch bei unsrer Voraussetzung der Maaßstab in seiner Größe; und in diesem Falle würden wir also den Kaufwerth der Dinge bald mit einem grössern, bald mit einem kleinern Maaßstab messen. Es wird uns in diesem Falle gehn, wie einem Menschen, der die Größe aller Längen durch die Länge seiner Spanne bestimmen wollte. Die Größe der Spanne ist, nach dem Wachsthum des Körpers, in sich veränderlich; es wird also dieser Mensch zwar immer im Stande sein, das Verhältniß aller Längen gegen die jedesmalige Größe seiner Spanne anzugeben;

geben; aber wird man wohl dieser Spanne den Namen eines allgemein brauchbaren Maaßstabes geben können?

Ist denn aber wohl der Kaufwerth von Silber eine veränderliche Größe? Die Beantwortung dieser Frage kann bei einem aufmerksamen Beobachter wenig Schwierigkeit haben. Es ist wahr, daß eine Mark Silber immer und ewig eine Mark Silber bleibt; das heißt, daß in einer Mark Silber jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilchen enthalten ist: aber dies macht nicht den Kaufwerth vom Silber aus, sondern dieser wird durch die größere oder geringere Menge von Waaren, womit man eine Mark Silber eintauscht, bestimmt. Sobald mir also für eine Mark Silber bald mehr bald weniger Waaren gegeben werden, und in sofern die Ursache dieser Verschiedenheit im Silber selbst liegt: so ist der Kaufwerth des Silbers eine veränderliche Größe. Daß aber dies der Fall bei dem Silber ist, läßt sich leicht zeigen. Ich will hier nicht einmal von der großen Revolution reden, die sich mit dem Kaufwerth des Silbers nach Entdekkung der amerikanischen Bergwerke zugetragen hat, weil man sagen könnte, daß nunmehr sich der Preis des Silbers wieder fixirt hätte; sondern ich will bloß Fälle anführen, die sich beinahe alle Jahre ereignen. Wenn die Ausrüstungen der nach Sina bestimmten Dänischen und Schwedischen Schiffe vor sich gehn soll, so wird zu ihrer Ladung eine

gewisse

gewisse Menge von Piastern erfordert. Dadurch steigen die Piaster im Kaufwerth; und da die Piaster nach dem Gewicht gekauft werden, so steigt dadurch in der That der Werth des Silbers. Die Ursache dieses Steigens liegt aber nicht in dem verminderten Kaufwerth andrer Waaren; sondern es ist ein inneres Steigen des Werthes vom Silber. Sobald hernach die Bedürfnisse der Sinesischen Ausrüstungen befriedigt sind, fällt der Preis der Piaster auch wieder. Mithin haben wir hier einen offenbaren Beweis von der Veränderlichkeit des Kaufwerthes vom Silber.

Man nehme nun dies zusammen, um sich einen Begrif von der hierdurch entstehenden Schwierigkeit zu machen. Der Thaler soll mein Maaßstab für den Kaufwerth aller nur möglichen Dinge sein. Er muß also als Maaßstab eine beständige unveränderliche Größe haben. Wenn ich aber diesen Maaßstab körperlich machen will, und ich ihn deshalb mit dem Kaufwerth irgend einer Sache, z. B. des Silbers, in Verbindung bringe; so finde ich, daß der Kaufwerth aller und jeder Dinge, und folglich auch des Silbers, in sich dem Steigen und Fallen unterworfen ist. Mithin wird mein Maaßstab, dadurch, daß ich ihn körperlich machen will, zu einer veränderlichen Größe. Er hört also eigentlich auf, ein Maaßstab zu bleiben.

Wollte man den Maaßstab immer von einerlei Größe erhalten, so müßte er unabhängig von dem

Kauf-

Kaufwerth irgend einer einzelnen Sache sein. Mithin würde man den Thaler mit keiner bestimmten Menge von Silber, von Gold, u. s. w. ausdrükken: sondern, man würde zwar in jedem gegebenen Falle wissen, wie viel Gold, Silber, Korn, oder andere Waare, anitzt ein Thaler werth wäre; aber diese Quantität von Gold, Silber, Korn, die die Größe des Thalers bezeichnete, würde bei jeder Schwankung des relativen Verhältnisses verändert werden.

Dies würde der Theorie nach recht gut sein. Auch würde es dem großen Kaufmann sehr zu Passe kommen, daß sein nach Thalern gezähltes Vermögen sich immer so verhielte, als die Zahl der Thaler, die es ausdrükten. Dies haben die Kaufleute in Amsterdam durch ihre Bank auf gewisse Weise in Ausführung gebracht: indem der Holländische Bankgulden einen ganz unabhängigen Werth von Gold und Silber hat, jedesmal aber doch durch Gold, Silber und alle andere Waaren ausgedrükt werden kann. Allein, wenn man dies im gemeinen Leben einführen wollte; welche Verwirrung würde nicht daraus entstehen! Sollte man alle 8 oder alle 14 Tage, oder alle Monate bestimmen, wie viel nun Asse feinen Silbers oder Asse feinen Golds auf einen Thaler zu rechnen wären; wie viel Verwirrung würde in allen kleinen Zahlungen einreißen?

Ich glaube daher: daß man, um größere Uebel zu vermeiden, in der Ausführung recht thut, die Idee des Thalers an den Kaufwerth einer einzelnen Sache zu binden; nur daß man die Vorsicht brauche, eine solche Materie zum Maaßstab zu erwählen, deren Kaufwerth keinen außerordentlich großen und sprungweise erfolgenden Abwechselungen unterworfen sei. Diese Eigenschaft findet hauptsächlich bei den edeln Metallen, dem Gold und Silber, Statt. Folglich ist es rathsam, eines von diesen beiden Metallen, und den Kaufwerth davon, zum Maaßstab des Werths von allen übrigen Dingen anzunehmen und festzusetzen.

Der auf solche Art bestimmte Maaßstab wird nun zwar nicht eine unveränderliche Größe haben, sondern wird allen den Schwankungen unterworfen sein, denen der Kaufwerth des zum Maaßstab angenommenen Metalls ausgesetzt ist. Weil diese Schwankungen aber nicht sprungweise geschehen, weil sie zuweilen nur von außerordentlichen Ursachen herrühren, mithin der vorige Preis gleich wieder hergestellt wird, sobald diese Ursachen zu wirken aufhören, und weil ein beständig fortdauerndes Steigen und Fallen des Kaufwerths dieser Metalle erst nach einem gewissen, bald längerm bald kürzern, Zeitraum merklich wird; so sind die Nachtheile, die von dem schwankenden Maaßstabe erfolgen, nicht so groß, als wenn man die Idee des

Maaß-

Handlung bekannt sind es verdienten Lobes
und Ehre sind, und Ehre und Lob.

Da nun das Lob nicht nur an sich selbst
ein Gut ist, sondern auch, weil es ein Gut
ist, Andere zu Gutem ermuntert, und zu
Gutthaten, und sie Thaten auch nur für
Worte gethan werden, wenn sie Andere dazu
ermuntern, die Thaten und Worte auch nur
Gutthaten sind, wenn sie Andere zu Gutem
ermuntern. Wenn es nun gewiß ist, daß
ein Jeder über ein gewiß Stück zustim-
mend urtheilt, wenn er dadurch ermuntert
wird, es sich auch zu thun, und auch dem
Andern zu thun, wenn er dadurch ermuntert
wird, es ihm zu thun, so ist es ein Stück
besonderer Gnade Gottes, wenn wir hier-
durch ermuntert werden, und wenn wir
durch die Handlungen unserer Brüder gute
Gedanken fassen, die sie dadurch zu
haben scheinen, daß sie gute Thaten thun.
Es verdienen nämlich Handlungen so
lange Lob, als sie Andere zu Gutem er-
muntern, und, wenn sie dieses nicht mehr
thun, ist dieses Lob Eitelkeit. Was ist's, wo
ein Jeder sich selbst lobt, und Keiner hört
den Andern? Wo Jeder, Er hat Recht,
und Keiner hört den Andern? Wo Jeder
sich selbst lobt, und Keiner hört den Andern?
Ist nicht, sagt Salomo, Eitelkeit und

Untersuchung nicht Statt hält, und daß im Grunde der Kaufwerth von Gold sowohl als von Silber veränderlich ist; aber vorausgesetzt, daß man nun den Kaufwerth des einen von diesen beiden Metallen als fest annehmen soll: so findet man doch, daß die allgemeine Denkungsart in Europa für das Beständige des Silberwerths ist. Zweitens haben wir von der Erwählung des Silbers den Vortheil, daß wir die kleinern Theile unsers Maaßstabes weit besser durch verhältnißmäßige Stükchen Silber vorstellen können, als wenn wir Gold angenommen hätten. Thaler, Groschen, Pfennige, lassen sich im Preußischen recht gut durch Stükchen Silber darstellen. Wenn wir aber Stükchen Gold darbringen wollten, die den Werth eines Groschen und Pfennigs enthalten sollten; so würde der praktische Nutzen von diesen Goldstükchen wegfallen. Drittens glaubte man sonst, daß Silber im Steigen, Gold dagegen im Fallen wäre; und daraus folgte ein neuer Grund, die Rechnungsmünze eines Landes mit Silber zu verbinden. Denn man nehme bei dieser Hypothese zwei Länder, deren eines nach Gold, das andere nach Silber rechnet. Wird nicht das ganze Vermögen jenes Landes im Verhältniß gegen das Vermögen dieses Landes abnehmen? Jedoch ist auf der andern Seite wahr, daß seit dem Ende des letzten Amerikanischen Kriegs das Gold im Steigen, und das Silber im Fallen ist. Man würde also aus der itzigen Lage des Gold-

und

den Oberwerke und die Ermäßigung der Hauptwerke, wenn sie mit dem Oberwerke zugleich angezogen werden, sind Einrichtungen, die nur Orgelkenner beurtheilen können.

Die Zahl der Register ist sehr beträchtlich, sie beläuft sich auf 70 klingende Stimmen, und wenn man noch 4 Pedalregister, wovon 2 offene sind, und 2 Manualregister hinzu rechnet, welche Cornet und Mixtur enthalten, so kommen 76 klingende Stimmen heraus, welche sich auf 4 Manuale und ein Pedal vertheilen.

Die Register sind sehr gut gewählt und ihre Quelle war jener schätzbare Vorrath, welcher sich in der Orgel befand, die vor 4 Jahren abgebrannt ist. Sie sind sehr gut intonirt und stehen in einem richtigen Verhältnisse zu einander. Die Mixturen sind nicht zu stark, und ihre Quinten treten nicht zu sehr hervor. Die Zungenstimmen sind sehr gut, besonders die Trompete, welche sehr rein, klar und kräftig ist. Die Flöten sind sehr lieblich, besonders die Traversflöte. Jedes Register ist in sich selbst gleich, und auch eines andere Register sehr gut angepaßt. Ich und noch einige andere Sachkundige sind darüber einig, daß diese Orgel eine der besten ist, die wir in Deutschland kennen gelernt haben. Ich bin überzeugt, daß sie jeder Kenner, der sie hören wird, für eine der besten erklären wird, und daß sie eine wahre Zierde der Stadt Wien ist, und ihr in der Folge noch mehr Ehre machen wird, wenn sie einige Jahre gespielt worden ist, und sich ihre Register noch mehr mit einander verschmolzen haben werden.

Ich habe noch eine Bemerkung über die Art, wie diese Orgel gebaut worden ist, zu machen. Sie ist nämlich nicht nach einem Plane, der vorher gemacht worden ist, gebaut worden, sondern man hat sie nach und nach gebaut, wie es die Umstände erlaubten. Dieß ist nun in der Folge

nungsmünze und dem Gelde aussehen. Ich kann an und für sich meine Thaler auf den Kaufwerth von allen nur möglichen Sachen anwenden, und erhalte dadurch so vielerlei Geld, als ich verschiedene Anwendungen mache. Z. B. ich erhalte durch die Anwendung auf Gold, Goldgeld, durch die Anwendung auf Silber, Silbergeld. Wenn ich aber mein Goldgeld durch Silbergeld oder mein Silbergeld durch Goldgeld ausdrükken soll; so finde ich bald, daß ich kein bestimmtes Verhältniß zwischen dem Kaufwerth dieser beiden Metalle angeben kann. Ich finde, daß dies Verhältniß schwankend ist; und folglich ist es unmöglich, eine gewisse Menge Silbergeld immerfort durch einerlei Zahl in Goldgeld auszudrükken. Eine gewisse Menge von Rheinländischen Fußen ist immer und ewig eine gewisse bestimmte Menge von Pariser Fußen, und umgekehrt; aber nicht so ist es mit Silber- und Goldgeld. Der Preußische Silberthaler ist bestimmt, wie wir im Vorigen gesehen haben; und eben so ist der Preußische Goldthaler bestimmt. Wenn wir aber sagen sollen, wie viel der Preußische Silberthaler in Gold werth sei; so kann dies unmöglich durch einerlei Zahl, die zu allen Zeiten gelten sollte, ausgedrükt werden.

Dieser Umstand würde nun keine sonderliche Schwierigkeit verursachen, wenn es nur nicht den Gesetzgebern eingefallen wäre, das so schwankende

Ver-

Freiheit geben darf und dürfen noch Gründe
dazu haben zu wollen. Die Freiheit kann
in jede Theorie eingeschaltet werden kann, als
ein Begriff, der nothwendig ist, um
bey den Handlungen, die nach Gesetzen
moralisch sind, Verbindlichkeit
anzuwenden, so kann sie doch nicht
begriffen werden, und ihre Gründe, Ursachen, Quellen
können nicht angegeben werden, sondern
sie bleiben, wie Geheimnisse eine ewige
Nacht vor den verschlossen Augen des Geis-
tes, wo sie kein Licht empfangen kann. Die Ver-
nunftlehre, z. B. Schlusse, ist dem
Verstande ein Licht, aber sie kann nicht
sagen, wie dieses Licht in das verdunkelte Gehirn
kommt. Wenn aber die Gedanken weiter gehen, und
sich in das innere Verborgene, Geheime wenden,
wo sie keine Hülfe Gedanken und Begriffe mehr
haben, so ist es Zeit, daß sie sich zurückziehen,
und sich in Ehrfurcht vor dem Geheimnisse
stellen, und sich selbst und die Grenze, wo sie in
Gefahr sind, zu irren sind, erkennen. Denn
wenn sie diese Grenze überschreiten, so
kommen sie in Gefahr, in Irrthümer und Wahn-
sinn zu verfallen, und sich von der Wahrheit
und Gewißheit und von Ruhe und Zufrie-
denheit zu entfernen.

Da nun aber auch in der Religion Geheim-
nisse sind, die nicht begriffen, sondern

von Gott und Christ nicht in seiner Natur ist. Er ist, so wie alle andere Menschen, ein Geschöpf Gottes, Erlöser und Seligmacher kommen nicht in Betracht, wenn von Gott die Rede ist, sondern er selbst. Jesus ist nicht Gott, sondern Mensch, sagt Paulus. Er war in seiner Natur Mensch, wie wir, und ist es noch. Wenn wir von Gott reden, so reden wir von dem Vater Jesu Christi, und nicht von Jesu selbst. Die Verhältnisse, in denen Gottes, der Vater Jesu, zu Menschen stehet, sind nicht Verhältnisse Jesu. Er ist in Verhältnissen gegen Menschen weder vor- noch nachgöttlich, sondern er ist Mensch, und nichts mehr. Er ist Mensch, wie wir, und wird es noch bis ans Ende der Welt bleiben. Jesus ist nur ein Geschöpf, wie wir Geschöpfe sind, und nur in Verhältnissen gegen Menschen, wie wir Menschen sind, gegen sie stehet. Jesus ist nicht Gott, sondern Mensch, sagt Paulus. Er war in seiner Natur Mensch, wie wir, und ist es noch. Wenn wir von Gott reden, so reden wir von dem Vater Jesu Christi, und nicht von Jesu selbst. Die Verhältnisse, in denen Gottes, der Vater Jesu, zu Menschen stehet, sind nicht Verhältnisse Jesu. Er ist in Verhältnissen gegen Menschen weder vor- noch nachgöttlich, sondern er ist Mensch, und nichts mehr. Er ist Mensch, wie wir, und wird es noch bis ans Ende der Welt bleiben. Jesus ist nur ein Geschöpf, wie wir Geschöpfe sind, und nur in Verhältnissen gegen Menschen, wie wir Menschen sind, gegen sie stehet.

Gewalt hat, wenn sich Jemand, Fremde, Diebe oder Räuber, Nachts in das Haus eines Andern einschleichen, dürfen sie nicht Gewalt anwenden, sondern müssen Lärm machen, damit sie gehört werden, und wenn sie sich dann widersetzen, dürfen sie sie tödten. Wenn aber Jemand bei Tage einbricht, darf Niemand Gewalt anwenden, sondern er muß ihn ziehen lassen, damit er nicht Sünde auf sich lade, wenn er ihn tödtet. Wenn aber Jemand bei Tage einbricht, und sich wehrt, darf er ihn tödten, auch wenn er ihn nicht kennt.

Wenn Jemand Jemandem einen Gegenstand zum Aufbewahren übergiebt, und derselbe ihm abhanden kommt, so muß er ihn ersetzen, wenn er ihn nicht wiederfindet. Wenn aber Jemand Jemandem einen Gegenstand, ohne Etwas dafür zu bekommen, zum Aufbewahren übergiebt, und derselbe ihm abhanden kommt, so braucht er ihn nicht zu ersetzen, wenn er ihn nicht wiederfindet. Wenn aber Jemand Jemandem einen Gegenstand zum Aufbewahren übergiebt, und derselbe ihm abhanden kommt, so muß er ihn ersetzen, wenn er ihn nicht wiederfindet, wenn Etwas dafür, daß er ihn aufbewahrt, bezahlt wird. Wenn aber Jemand Jemandem einen Gegenstand zum Aufbewahren übergiebt, und derselbe ihm abhanden kommt, so braucht er ihn nicht zu ersetzen, wenn er ihn nicht wiederfindet, wenn Etwas dafür, daß er ihn aufbewahrt, bezahlt wird, und wenn er ihn nicht wiederfindet, so muß er ihn

werden vor Gericht, vor den Richter durch das Gesetz berufenen soll, durch das Gesetz, welches ihn zu richten ermächtigt hat. Denn gültig, rechtlich kann nur dasjenige Urtheil genannt werden, welches in der That in jenem Sinne Urtheil ist, welches ein Urtheil dieser Person; in der Sphäre derselben ist, und nicht ein Urtheil, welches nur in dem Sinne Urtheil ist, daß es ein Urtheil ist, aber nicht ein Urtheil dieser Person, nicht ein Urtheil dieser Sphäre. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welcher Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil.

Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil.

Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil. Ein Urtheil, das nicht vor den Richter, vor den es gehört, vor den Richter, welcher das Gesetz, das es spricht, gegeben hat, vor welche Stelle es gehört, nicht vor den Richter, vor welchen es gehört, ist kein Urtheil.

den Kopf, so daß sich auch hier Gelegenheit zu Verletzungen bietet. Ferner ist der Kopf des Hammers, wie Fig. 1 zeigt, nicht eben, sondern etwas gewölbt, damit der Schlag sicherer wird.

Der Hammer wird mit der rechten Hand an dem Stiele gefaßt und mit dem Daumen der linken Hand auf den Kopf des Nagels gesetzt, damit dieser nicht abrutsche. Sobald der Nagel so weit eingetrieben ist, daß er sich selbst hält, muß die linke Hand weg, damit sie nicht beschädigt werde. Die Nägel werden nicht gerade eingeschlagen, sondern etwas schief, damit sie besser halten.

Zu 3) 1/2 cm. Die Breite Schleifung ist eine Vertiefung, welche in die Kante des Hobeleisens geschliffen wird, damit die Kante nicht gerade, sondern etwas gewölbt ist. Dadurch wird das Hobeleisen weniger leicht stumpf und kann auch nicht so leicht Riefen machen. Die Breite Schleifung ist 1/2 cm breit und 1/2 mm tief. Sie wird mit dem Schleifstein hergestellt. Siehe Fig. 2. Das Hobeleisen wird mit der rechten Hand gefaßt und mit der linken Hand auf den Schleifstein gedrückt. Dabei wird es hin und her geschoben, damit sich die Schleifung gleichmäßig bilde.

Zu 4) 1 cm. Die Spitzschleifung ist eine Vertiefung, welche in die Spitze des Hobeleisens geschliffen wird, damit die Spitze nicht gerade, sondern etwas gewölbt ist. Dadurch wird das Hobeleisen weniger leicht stumpf und kann auch nicht so leicht Riefen machen. Die Spitzschleifung ist 1 cm breit und 1/2 mm tief. Sie wird mit dem Schleifstein hergestellt. Siehe Fig. 3. Das Hobeleisen wird mit der rechten Hand gefaßt und mit der linken Hand auf den Schleifstein gedrückt. Dabei wird es hin und her geschoben, damit sich die Schleifung gleichmäßig bilde.

nach der Deutschen Redensart nicht unähnlich, die sich auf die Thiere des Feldes bezieht, wo es heißt: „Füchse haben Gruben, und Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“ Wenn wir nun diesen Ausdruck mit dem Worte Jesu vergleichen, daß er Fleisch und Blut nicht habe, so können wir nicht anders, als glauben, daß Jesus hier nicht von seinem wirklichen Körper, sondern von seiner Person spreche, und daß er sagen wolle, er habe keine feste Wohnung, keine Ruhestätte auf der Erde, sondern er müsse, wie ein Fremdling, von einem Orte zum andern wandern, um das Reich Gottes zu predigen. Dieß ist auch die Meinung der Socinianer, welche sagen, Jesus habe nicht Fleisch und Blut, das heißt, er habe keine feste Wohnung

winn war aber noch immer ansehnlich genug, um die Liebhaber zu reizen; und der Erfolg dieser Operation für Preußen und Polen mußte folgender sein. 1) Die Dukaten mußten im Preußischen steigen, das ist, sie mußten mehr gelten als 3 Rthlr. Preußisches Silbergeld. 2) Da die Friedrichsdore einen bestimmten gesetzmäßigen Werth im Preußischen hatten, und dieser durch das erfolgte Steigen der Dukaten zu sehr von dem Marktpreise des Goldes abwich; so mußten die Friedrichsdore aus dem Preußischen fortgeschikt werden, um dafür Dukaten einzukaufen. 3) Polen mußte alles seines Silbergeldes beraubt werden.

Alle diese Folgen entstanden auch; und sie wurden nach Verlauf von einigen Jahren so fühlbar, daß man darauf aufmerksam ward, und die Frage aufwarf, wie dem einreißenden Goldmangel abzuhelfen sei? Auf den wahren Grund fiel man nicht; man glaubte vielmehr, daß das einzige wahre Hülfsmittel wäre, durch gekünstelte Operationen den Marktpreis des Goldes auf den gesetzmäßigen herunter zu bringen.

Ein anderes Beispiel sei von Frankreich und Spanien hergenommen. Diese beiden Länder hatten einerlei gesetzmäßiges Pari zwischen Gold und Silber; es fiel aber den Spaniern ein, im J. 1779 den relativen Werth des Goldes gesetzmäßig um $6\frac{2}{3}$ vom Hundert zu erhöhen. Die natürliche Folge hievon mußte also sein: daß das Gold aus

Frank

Frankreich nach Spanien geschikt ward, um dafür Silber einzukaufen; da aber die Spanische Verordnung zu einer Zeit gemacht ward, wo wegen des Amerikanischen Krieges keine frische Zufuhr in Spanien ankommen konnte: so war diese natürliche Folge nicht gleich zu verspüren. Als aber der Amerikanische Krieg geendigt war, und die Spanischen Schiffe große Quantitäten von Silber aus Amerika herzuführten; mußte auch die Folge merklich werden. Kurz, man schikte so viel Gold als möglich nach Spanien, und kaufte dafür Silber ein. Endlich spürte man den Mangel von Gold in Frankreich; und Calonne wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er alle Französische Goldmünzen umprägen, und sie 6½ Prozent schlechter machen ließ. Der Kaiser befürchtete, auch sein Gold zu verlieren, und erhöhete durch ein Gesetz den Zahlwerth des Goldes.

Durch diese Operationen ist nun zwar das Gleichgewicht zwischen Frankreich, Spanien und den Kaiserlichen Staaten wieder hergestellt; aber in Absicht auf die Länder, wo man kein gesetzmäßiges Pari kennet, bleibt alles schwankend; und wenn also im Marktpreis Veränderungen vorgehen, so bleiben die obigen Staaten allen den Revolutionen ausgesetzt, die wir vorhin angezeigt haben.

Nehmen wir nun alles bisher gesagte zusammen, so folgen daraus, in Absicht des Geldes, folgende praktische Regeln.

1) Um

1) Um die Rechnungsmünze eines Landes körperlich zu machen, verbinde man sie unzertrennlich mit dem Kaufwerth irgend einer Waare.

2) Man hat überwiegende Gründe: zu dieser Waare, deren Kaufwerth man unveränderlich bestimmen will, eines von den beiden edlen Metallen zu erwählen.

3) Hat man nun den Kaufwerth des einen Metalles mit der Rechnungsmünze unabänderlich verbunden, so hüte man sich, den Kaufwerth des andern Metalles ebenfalls fixiren zu wollen. Ist Silber zum Maaßstab erwählt, so muß Gold Waare bleiben. Hat man das Gold zum Maaßstab angenommen, so muß Silber die veränderliche Größe bleiben.

4) Es giebt verschiedene Gründe, die uns Europäern anrathen, den Kaufwerth des Silbers zum unveränderlichen Maaßstab anzunehmen, wodurch wir den Kaufwerth aller übrigen Dinge, und selbst des Goldes, ausmessen.

So viel vom Gelde. Nun noch etwas von den Münzen. Unter einer Münze ist eigentlich nichts anders zu verstehen, als ein Stükchen Metall, an dem man vermittelst eines obrigkeitlichen Stempels oder Gepräges das Gewicht und den Gehalt des dazu gebrauchten Metalles sehen kann. Wenn nun das Metall, woraus die Münze geprägt ist, durch das Gesetz unabänderlich mit der Rechnungsmünze verbunden ist; so folgt von selbst, daß eine

jede

jede Münze alsdann mit einem gewissen Theil der Rechnungsmünze zusammenhängt. Und daher kommt es, daß man die Münzen mit den Benennungen der Rechnungsmünze belegt. Zum Beispiel, man macht im Preußischen Münzen, die gerade den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthalten. Da nun in diesem Staat der Begriff eines Thalers dadurch körperlich gemacht wird, daß man ihn mit dem Kaufwerth des vierzehnten Theiles einer Mark Silber unabänderlich verbindet, so nennt man auch jene Münze, die diese Quantität von Silber enthält, einen Thaler.

Wenn die Münzen eines Staats wahres Geld für diesen Staat sein sollen, so müssen sie aus dem Metall geprägt seiii, dessen Kaufwerth in diesem Staat unzertrennlich mit dessen Rechenmünze verbunden ist; und sie müssen gerade so viel von diesem Metall enthalten, als der Theil des Maaßstabes, den sie vorstellen sollen, nach dem Gesetz in sich enthalten soll. Finden diese beiden Bedingungen nicht Statt, und gelten die fehlerhaften Münzen in einem Staat doch eben so gut, als wenn sie richtig wären; so sind es nur Zeichen vom Gelde. Z. B. Eine silberne Münze, die gerade den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthält, ist wahres Preußisches Geld, und gilt nach der Rechenmünze einen Thaler. Wenn man aber eine silberne Münze hätte, die nur den sechszehnten Theil einer Mark Silber enthielte, und die aus

irgend

irgend einer Urſache den Werth eines Preußiſchen Thalers im Umlauf hätte; ſo wäre dieſe Münze kein wahres Preußiſches Geld, ſondern nur ein Zeichen vom Preußiſchen Gelde.

Hieraus ſiehet man, daß ſehr große Genauigkeit dazu gehöret, um durch die Münzen wahres Geld zu bekommen und zu erhalten. Und wenn wir die Sache genau unterſuchen, ſo werden wir bald finden, daß dieſe mathematiſche Genauigkeit, die der Begriff des Geldes bei den Münzen erfordert, eine für die Ausübung unmögliche Sache iſt.

Das Metall, woraus die Münze geprägt wird, ſoll von einem gewiſſen beſtimmten Gehalt ſein. Dieſer Gehalt wird nun durch die Probe des verſiederen Wardeins erhärtet. Wie viel ſchwankendes iſt aber nicht hierin? Und erhält man nicht in der Handlung ſehr oft verſchiedene Angaben von dem Gehalt eines Metallbarren, nachdem man den Barren an verſchiedenen Orten von verſchiedenen Wardeinen oder auch nur zu verſchiedenen Zeiten probiren läßt?

Jede Münze muß ein beſtimmtes Gewicht haben; welche mechaniſche Kunſt iſt aber wohl hinreichend, dieſes mit mathematiſcher Genauigkeit zu bewirken?

Die Münzgeſetze fordern indeſſen den richtigen Gehalt und das richtige Gewicht mit äußerſter Strenge, und erklären jede von dem Münzmeiſter begangene Abweichung von der Vorſchrift als ein

Kapitalverbrechen. Würde nun darnach pünktlich erkannt, so wären alle Münzbediente ohne Rettung verloren. Das Gesetz verstattet daher den Münzbedienten einige Abweichung vom Buchstaben des Gesetzes, und diese erlaubte Abweichung heißt das Remedium. Das Remedium in der Feine erlaubt einige Abweichung in dem Gehalt der Münzen; das Remedium in der Stükkelung verstattet einige Abweichung im Gewicht. Durch diese Remedien verlieren also schon die Münzen die Eigenschaft des wahren Geldes. Oft wird aus diesen Remedien sogar eine Finanzoperation gemacht, und dadurch weichen die Münzen desto mehr von dem wahren Gelde ab.

Eine andere Unrichtigkeit bei den Münzen entstehet aus der ungleichen Stükkelung. Wenn der Münzmeister 100,000 Stük Münzen von einem gewissen Gehalt und Gewicht abliefern soll, und man verlangt in Absicht des Gewichts weiter nichts von ihm, als daß die 100,000 Stük zusammengenommen das vorgeschriebene Gewicht haben sollen: so folgt aus dem Beweis, den er deshalb ablegt, noch lange nicht, daß nun auch jede einzelne Münze den 100,000sten Theil dieses Gewichts wieget. Vielmehr können einzelne Stükke weit mehr, andre weit weniger wiegen, und das Gewicht im Ganzen trift doch zu. Dieser Fall traf bei der ehemaligen mangelhaften Einrichtung der Münzen fast beständig ein; und wer hat nicht von der ehemals so bekann-

bekannten Klasse von Menschen reden gehört, die man Wipper nannte, und deren Gewerbe darin bestand, daß sie die einzelnen schwerern Stükke aussuchten und einschmelzten, die leichtern aber nur im Umlauf ließen? Dadurch werden nun unstreitig die Münzen unrichtig, und hören auf, wahres Geld zu sein. Itzt ist man sorgfältiger, und wägt alle einzelne Stükke, ehe man sie prägen läßt. Hierdurch höret nun also auch das Gewerbe der Wipper auf.

Noch erfolget eine Unrichtigkeit bei den Münzen durch das Abschleifen. Ist eine Münze eine lange Zeit hindurch im Umlauf; so gehet dadurch etwas von ihrer Substanz verloren, welches am Ende merklich wird. Münzen daher, die anfänglich das volle Gewicht hatten, haben es nach Verlauf einer gewissen Reihe von Jahren, in denen sie immer von Hand in Hand gegangen sind, nicht mehr.

Dies alles sind natürliche, unvermeidliche Mängel bei den Münzen, denen wir mit allem Fleiß und mit aller Kunst nicht gänzlich abhelfen können. Von den vorsätzlichen Verfälschungen der Münze rede ich gar nicht.

Da nun doch so viel darauf ankommt, den Begriff von Rechnungsmünze und von Geld unveränderlich zu erhalten; so fragt es sich, wie das bei einer solchen unvermeidlichen praktischen Unrichtigkeit der Münzen möglich ist? Die Stadt Ham-

burg hat bei ihrer Bank in den neuesten Zeiten ein sehr gutes Mittel erwählt. Nehmlich sie hat alle Münzen abgeschafft, und verbindet ihre Rechnungsmünze bloß mit dem Kaufwerth des Silbers. Der Kaufwerth von einer Mark feinen Silbers ist in der Hamburgischen Bank unabänderlich auf 27 Mark 12 ß. gesetzt. Die Bank bezahlt aber nicht mit Münzen, sondern mit feinen Barren. Es giebt wohl noch Bankthaler: aber diese machen itzt eigentlich das Bankgeld nicht aus; sondern das sind die feinen Barren. Dadurch fallen alle vorhin angezeigte Münzgebrechen weg, und es bleibt nichts schwankendes übrig, als das Probiren der feinen Barren.

Diese Methode läßt sich aber in einem ganzen Staat nicht anbringen; und wenn man also bei dem Münzgeschäfte so wenig als möglich von der Wahrheit abweichen will, so beobachte man folgende Regeln:

1) Man sorge für geschikte und ehrliche Wardeine, damit bei Bestimmung der Feine keine merkliche Unrichtigkeit vorgehe.

2) Man abstrahire von allen Finanzvortheilen, die aus den Remedien erwachsen können.

3) Man lasse jedes auszuprägende Stük Münze einzeln vor der Ausprägung wägen, und gebe jedem Stük Münze einen Rand.

4) Man nehme nicht zu feinhaltiges Metall zu den Münzen, weil sich Silber und Gold desto mehr abschleifen, je reiner der Gehalt davon ist. 5)

5) Wenn die Münzen durch die Länge der Zeit zu viel von ihrem Gewichte verloren haben, so lasse man sie einschmelzen, und neue vollwichtige in den Umlauf kommen. Ich entscheide hier nicht, wer den bei dieser Operation unvermeidlichen Verlust tragen soll.

So viel von den Schwierigkeiten, die wir finden, durch wirkliche Münzen wahres Geld zu erhalten. Wenn man indessen auf die Erfahrung siehet; so wird man bald gewahr, daß man im gemeinen Leben nicht so eigensinnig ist, als es unsere Begriffe von Rechnungsmünze, Geld und Münze erfordern. In allen Staaten sind eine Menge Münzen im Umlauf, die nichts weniger als wahres Geld sind, und doch die Stelle des wahren Geldes ohne merklichen Nachtheil vertreten. Den Aufschluß über dieses Phänomen gebe ich folgendergestalt.

Ein Hauptnutzen, den wir von den Münzen haben, ist, daß wir dadurch unsre Rechnung mit unsern Gläubigern und Schuldnern abschließen können. Wenn also Zeichen von der Rechnungsmünze in einem Staat gesetzmäßig eingeführt sind; so kann man vermittelst dieser Zeichen eben so gut saldiren, als wenn man wahres Geld erhalten oder gegeben hätte. So lange ich nun mit diesen Zeichen in dem Wirkungskreis der gesetzgebenden Macht bleibe, läßt sich daraus kein Nachtheil entdekken. Denn wenn ich im Besitz der gesetzmäßi-

gen Zeichen bin, so thun mir diese da, wo das Gesetz gilt, die nehmlichen Dienste, als wirkliche Münzen, die wahres Geld wären. Hieraus läßt sich das Spiel mit Banknoten, mit Scheidemünze u.s.w. sehr deutlich erklären.

Sobald ich aber diese Zeichen zur Bezahlung da nutzen will, wo das Gesetz nicht mehr wirken kann, höret auch der unnachtheilige Gebrauch dieser Zeichen auf. Dänische Banknoten sind im Dänischen vollgültige Zeichen vom Gelde; wenn aber der Däne damit in Hamburg und London bezahlen will, so giebt er eigentlich seinen Gläubigern nicht mehr als eine Anweisung auf die Bank in Kopenhagen, und die Bezahlung ist wirklich nicht eher erfolgt, als wenn entweder der Hamburger und Londner einen Dänischen Gläubiger damit befriediget, oder wahres Dänisches Silbergeld aus der Bank in Kopenhagen erhalten hat. Hieraus läßt sich der Verfall, der aus unrichtiger Anwendung von Banknoten, von Scheidemünze u.s.w. erwächset, begreifen.

Wir haben in den meisten Staaten goldene und silberne Münzen, und wenn die Gesetze bekannt sind, nach welchen sie geprägt werden, so sind beides richtige Münzen, in sofern die Vorschriften des Gesetzes bei ihnen beobachtet sind. Verbinden wir aber damit die obigen Begriffe von Rechnungsmünze und Geld; so werden wir bald gewahr werden, daß in einem Staat nur Eine von diesen beiden

den Münzarten wahres Geld sein kann. Denn da der relative Werth von Gold und Silber so veränderlich ist; so kann zwar, wenn Silber das Geld ist, für alle silberne Münzen der entsprechende Theil der Rechnungsmünze gefunden werden: aber für die goldenen Münzen kann unmöglich immerfort ein und der nehmliche Theil der Rechnungsmünze gelten. Umgekehrt gilt dies von den silbernen Münzen, wenn der Kaufwerth von Gold der unveränderliche Maaßstab sein soll. Wir haben z. B. im Preußischen silberne und goldene Münzen. Beide sind durch die Münzgesetze bestimmt, also wahre und richtige Münzen. Im Preußischen ist aber Silber zum Gelde angenommen, folglich ist die Rechnungsmünze unabänderlich mit dem Kaufwerth des Silbers verbunden. Folglich ist eine Münze, die den vierzehnten Theil einer Mark feinen Silbers enthält, allemal Einen Thaler nach unsrer Rechnungsmünze werth. Aber nach dieser Rechnungsmünze können wir keinen beständigen Werth eines Friedrich-Wilhelmsdor angeben; sondern der Kaufwerth davon ist schwankend, nachdem das Verhältniß zwischen dem Kaufwerth von Gold und Silber stehet. Wollte das Gesetz doch einen fixen Werth davon bestimmen, so entstehen daraus alle die nachtheiligen Folgen, die wir oben bei dem Gelde gesehen haben.

Jedoch ich breche ab, und will nur noch zwei Worte von dem sogenannten Schlagschatz sagen.

Viele Finanzbediente träumen davon als von einer wirklichen Auflage auf das Volk; dies kann aber der Schlagschatz eigentlich nicht sein, da die Münzen von Rechtswegen den Gehalt und das Gewicht haben müssen, welches das Gesetz besagt. Meinem Begriffe nach ist der Schlagschatz nichts anders als der Unterschied zwischen dem Preis des Barren und der Münze. Z. B. Wenn die Preußischen Münzen die Mark fein Silber mit 13 Rthlr. 16 Gr. bezahlen, und sie zu 14 Rthlr. ausprägen, so ist der Schlagschatz im Preußischen 8 Gr. auf die Mark. Ob nun ein Landesherr einen Schlagschatz in seinen Münzen haben kann, kommt vornehmlich auf die Lage des Staats in Absicht seiner Bilanz an. Ist die Zahlungsbilanz für den Staat, so gelten die Barren gewiß weniger als die Münzen; und so hat die Münze einen erlaubten Ersatz für die Kosten und vielleicht noch einigen Gewinn. Ist die Bilanz aber gegen den Staat, so kommen die Barren auf den Münzpreis, vielleicht noch über den Münzpreis; und dann kann ohne Zwang, ohne Machtsprüche, ja ohne widerrechtlichen Druk des Unterthanen, kein Schlagschatz erhalten werden.

---

5.

## Verba valent sicut numi; oder von der Wortmünze.

Ohne Zweifel wird die voranstehende Abhandlung allen Lesern, die für die Metaphysik der Finanzen und überhaupt für politische Spekulationen Sinn und Interesse haben, eine angenehme und lehrreiche Lektur gewähren. Mit praktischem Scharfsinn untersucht der würdige Verfasser den eigentlichen Werth des Geldes; und er hat vornehmlich, wie mich dünkt, sehr gründlich bewiesen, daß das Verhältniß zwischen Gold und Silber durch keine Gesetze und durch keinen Münzfuß bestimmt werden könne noch müsse.

Der Finanzier sprach vom Werthe des Geldes, und wer ließe sich nicht gern von ihm belehren? Navita de ventis &c. So sei es denn auch dem Grammatiker vergönnt, vom Werth der Worte zu sprechen, und zu untersuchen: ob und in wiefern die Regierungen auf die Bestimmung des Werths der Worte einen Einfluß haben können. In der That gehen beide Untersuchungen zum Theil von den nehmlichen Prinzipien aus. Verba valent sicut numi.

Das Geld ward erfunden, um die Kommunikation der körperlichen Bedürfnisse zu erleichtern; die Sprache zur Kommunikation der geistigen Be-

dürfnisse. Das menschliche Geschlecht entbehrte lange Zeit des Geldes. Es entbehrte auch lange eines wichtigen Theils der Sprache, nehmlich dessen, der zur Bezeichnung unkörperlicher Ideen des Verstandes bestimmt ist, und begnügte sich lange mit hörbaren Zeichen der sinnlichen Objekte. Der Fortschritt der Kultur machte das Geld nothwendig, eben derselbe auch Wörter für intellektuelle Begriffe.

Wenn es noch Völker giebt, bei denen Muscheln oder Bieberfelle die Stelle des Geldes vertreten, so giebt es auch noch Völker, die alle ihre Ideen nicht anders mittheilen können als durch grobe körperliche Ausdrükke. Bei diesen, so wie bei jenen, hat das Aequivalent zu viel körperliche Masse, und ist eben darum unbequem. Und so wie in den ältesten Zeiten sich gleichsam jeder sein Aequivalent selbst prägte, so prägt noch itzt jedes rohe Volk, oder vielmehr jeder einzle rohe Mensch auch unter kultivirten Nationen sich für geistige Begriffe seine eigne Sprache. So wie indessen der wahre Reichthum einer Nation nicht in der Menge des Geldes besteht, so ist auch die Menge der Begriffe nicht nothwendig von der Zahl der Wörter in einer Sprache abhängig.

Wörter haben wie Münzen ihr Schrot und Korn. Sie sind oft zu leicht, oft zu schwer; und ihr äußerer Werth, den der Sprachgebrauch bestimmt, steht sehr oft mit dem innern Gehalt, den

der

der Sprachwardein durch Etymologie und Analogie kennen lernt, in Widerspruch. Die Wörter für die Verstandsideen sind gleich den Münzen bald mehr bald weniger legirt, bald mehr bald weniger mit sinnlichen Ideen gleichsam beschikt. Die ganz feine Mark ohne allen Beisatz geringerer Metalle ist in der Sprache eben so ungewöhnlich als in der Münze. Und so wie man dem Münzmeister ein Remedium zu verstatten pflegt, durch welches man ein Minus im Schrot und Korn bis zu einem gewissen Grade autorisirt, so ist auch bei Bestimmung der Bedeutung der Wörter völlige Genauigkeit und Präcision und völlige Kompensation der Idee durch das dafür gebrauchte Wort unmöglich, und ein unbeträchtliches Mehr oder Weniger ist oder scheint auch hier unschädlich, und kömmt nicht in Anschlag.

Auch ist diese Genauigkeit in der Sprache um so weniger möglich, da die Münzung und Ausprägung der Wörter kein Regale ist noch sein kann. Demungeachtet ist der Münzfuß in der Sprache noch veränderlicher als der des Geldes. Denn nur allein der Sprachgebrauch ist hier der wahre einzige Gesetzgeber; und dieser Sprachgebrauch ist wenigstens eben so veränderlich und schwankend, als es der Preußische Münzfuß zur Zeit des siebenjährigen Kriegs war. — Dazu kömmt: daß das Gepräge mancher Wörter sich allmälig verwischt, vornehmlich wenn es gleich Anfangs zu flach war. Und

auch für die Sprache giebt es Kipper und Wipper, die den innern Gehalt mancher, vornehmlich neuen, Wörter absichtlich verfälschen; oder mit falscher Münze, die bloß das Gepräge und äußre Ansehen und keinen innern Gehalt hat, den lehrbegierigen Zuhörer oder Leser betrügen.

Manches Wort von ächtem Schrot und Korn kömmt demungeachtet öfters außer Kurs, entweder weil es förmlich abgesetzt wird, oder weil es von Leuten, die seinen wahren Werth nicht kennen oder ihn absichtlich verkennen wollen, als falsche Münze verrufen wird, und es würde vielleicht ganz und gar verloren gehen, wenn nicht irgend ein Sammler es in seinem Naritätenkabinet gleich einer seltenen Medaille aufbehielte.

Unsre intellektuelle Sprache ist ganz metaphorisch, Aber das genaue Verhältniß zwischen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung ist eben so schwer festzusetzen als das zwischen Gold und Silber, und daher eben so veränderlich. Daher fallen und steigen keine Wörter mehr als gerade die für unkörperliche Ideen bestimmte. — Manche, die sonst gäng und gebe waren, sind itzt fast ganz aus dem Umlauf gekommen. Man nehme z. B. die theologischen Wörter Wiedergeburt, Buße, Durchbruch, u. s. w. Diese Worte sind itzt fast überall, selbst in den Schriften der meisten Orthodoxen, bis zum Werth der Scheidemünze herabgesunken, und die Wörter: Tugend, Rechtschaffenheit, Besserung — die eine

lange

lange Zeit hindurch von den Theologen als Fabrikate socinianischer und naturalistischer Falschmünzer verschrieen worden — haben statt jener Kurs bekommen. Dagegen hat es manchen Wörtern von ursprünglichem gutem ächten Korn nicht gelingen wollen, den äußern Werth durch den Sprachgebrauch zu erhalten, den sie nach ihrem innern Gehalte verdienten. Dahin gehören z. B. die Wörter **Freigeist** und **Freidenker**. — Ihr innerer Gehalt, nach Etymologie und Analogie, berechtigt sie, wenigstens für eben so gute Münze angesehen zu werden, als manche andre mit Frei zusammengesetzte Wörter: um so mehr, da eben diese Wörter in einer nur etwas veränderten Form überall als gute Münze passiren. Niemand findet sich beleidigt, wenn man von ihm sagt: er denke frei, oder er forsche mit freiem Geist nach Wahrheit. Aber Freidenker und Freigeist will niemand heißen. Alles Valviren des Wardeins ist vergeblich. Beide Wörter sind einmal verrufene Münze, in der niemand bezahlt sein, und niemand bezahlen zu wollen, das Ansehen haben will. So despotisch schaltet der Sprachgebrauch zwar nicht über den eigentlichen Werth, aber doch über den Kurs der Wörter. Und man könnte in der That für viele Wörter einen Kurszettel anfertigen, der für den Denker vielleicht eben so interessant sein dürfte, als für den Kaufmann und Bankier ein Kurszettel über die Münzen ist.

Das

Das Steigen und Fallen des Kurses der Wörter hängt mehrentheils von sehr zufälligen Umständen ab, meistens von der Association gewisser Nebenideen, die Mißbrauch, Ueberspannung, Mißverstand, Spötterei, u. s. w. hineintrugen. So hat z. B. das sonst so ehrenvolle Wort Genie, subjektive und ohne Beisatz gebraucht, das Unglük gehabt, durch Nebenbegriffe so verunstaltet zu werden, daß es beinahe zur Injurie geworden ist, einen andern ein Genie zu nennen. Es war eine Zeit, wo Empfindsamkeit viel galt und überall als gute Münze passirte: Gelehrte und Nichtgelehrte, Jünglinge und Mädchen, ließen Empfindsamkeit gleich einer pralenden Medaille vor ihrer Brust hängen; aber itzt — braucht man sie beinah nicht weiter als zur Spielmarke; vor 10 Jahren noch war die Münze der Empfindsamkeit eine moralische Guinee, mit der sich selbst mancher kluge Mann bestechen ließ, itzt — ist sie kaum zum Trinkgeld noch brauchbar, da sie bis zum Werthe der Petermännchen und Fettmännchen *) herabgesunken, deren Namen schon lächerlich ins Ohr fällt.

Dage-

*) Im Trierschen gehn 54 Petermännchen, wovon 3 einen Petermann machen, auf den Thaler; in Aachen 72. — Fettmännchen sind am Niederrhein, besonders zu Köln, ferner in Jülich und Berg üblich. Es gehn 120 auf einen Thaler.

Dagegen ist es auch manchem lange verfolgten, verschwärzten Worte gelungen, sich durchzuarbeiten, wovon die oben angeführten Worte: Rechtschaffenheit und Besserung, Beweise sind. Das Wort Philosophie hat sich noch immer in seinem Werth erhalten, wenn es gleich von vielen in Frankreich als ein Synonym des Atheismus verschrieen ward. Und wie in der Münze selbst die Kräze vornehmlich durch Amalgamation zu gute gemacht werden kann, so kann auch ein unschuldig in Verachtung und Haß gefallenes Wort durch geschikte schriftstellerische Amalgamation, oder, wie es Horaz nennt, durch die callida junctura, oder kluge Zusammenstellung mit andern Worten, wieder zu Ehren gebracht werden.

Die Regierungen haben seit jeher nur geringen und überhingehenden Einfluß auf die Sprache und Veränderung des Sprachgebrauchs, der sich selten um hohe Autoritäten bekümmert, gehabt. Auch haben sie sich nur selten diesen Einfluß angemaßt. Kaiser Siegismund hätte immerhin in einem Edikt befehlen mögen, künftig Schisma Schismae zu deklíniren; Friedrich der Einzige hätte sein lebena und gebena, das er als Schriftsteller statt leben und geben, vorschlug, immerhin durch eine Kabinetsorder sanciren mögen. Dennoch würden ihre grammatischen Münzen schwerlich je in Umlauf gekommen sein; so wie gewiß der Baier noch itzt sich nicht scheuen wird, seinen Kurfürsten mit einem A

zu schreiben, wenn gleich Karl Theodor diesen Gebrauch des K im Geschäftsstyl förmlich verboten.

Mir ist es hier vornehmlich um das Wort Aufklärung zu thun. Es ist bekannt, was für Mißdeutungen, Verunglimpfungen, Verfolgungen, Verhöhnungen dies arme Wort seit ein Paar Jahren erfahren, so daß es vielleicht bald dahin kommen kann, daß man es sogar für eine bürgerliche Injurie halten muß, ein Aufklärer genannt zu werden!

Daß das Wort Aufklärung so verrufen worden, daran sind mancherlei zufällige Umstände Schuld. Zum Theil liegt die Ursache aber auch in dem Worte selbst, das allerdings manche nicht zu verkennende Unbequemlichkeiten hat, wovon die gröſte die ist, daß es noch immer kein bestimmtes Gepräge oder bestimmten Werth hat, und daß der Begriff Aufklärung noch immer höchst schwankend und in mancher Rükſicht ungewiß ist. Das Wort wird theils objektive theils subjektive, theils aktive theils passive gebraucht, bald als Fertigkeit, gewisse Klassen der Begriffe auf eine gewisse Art zu behandeln, bald als vorhandene Masse von Begriffen, bald als Handlung, bald als Zustand. Das schlimmste ist, daß das Wort, daß in der gegenwärtig gewöhnlichen Bedeutung wirklich noch neu in der Sprache ist, noch halb eigentlich halb metaphorisch gebraucht wird; und dieser Zustand des Helldunkeln ist für die deutliche bestimmte Festsetzung

ſetzung der Bedeutung eines Worts immer ſehr nachtheilig. Erſt muß die eigentliche urſprüngliche Bedeutung ganz verdunkelt werden, und ganz beim Gebrauch des Worts aus der Seele verſchwinden, ſo daß die metaphoriſche Bedeutung gewiſſermaßen die eigentliche wird, ehe es genau fixirt werden kann. Denn ſolange Ausdrükke noch halb eigentlich halb metaphoriſch ſind, ſo lange bleiben ſie immer ſchwankend, und jeder Schriftſteller drükt ihnen ſein eignes, wenn gleich immer dem vorigen ähnliches, Gepräge auf. Indeſſen iſt das nicht immer der Fall. Oft iſt das Gepräge einer und derſelben Münze durchaus widerſprechend. Wie ſehr dies der Fall mit dem Worte Aufklärung ſei, und welche ganz heterogene Bedeutungen dies Wort ſelbſt bei ſonſt in vieler Rükſicht homogenen Schriftſtellern habe, davon mag unter andern folgende Stelle aus einem Briefe des Herrn Profeſſor Bökmann zu Karlsruh, der in einer Schwediſchen Zeitung *) abgedrukt iſt, und worin er eine kurze Geſchichte von der Ausbreitung des Magnetismus liefert, ein auffallender Beweis ſein: „An „der Spitze der Gegner [des Magnetismus] ſtehen „vor-

*) Upfoſtrings Sälſkapets Almänna Tidningar. Nr. 36. Stockholm den 23. Nov. 1787. Bref, ifrän Hr. Joh. Lor. Boekmann Hofrad, ſamt Phyſic. och Mathef. Profeſſor i Carlsruhe, til Hr. Bar. Carl Jör. Silfwerhielm, Capitaine vid Kongl. Lif-Gardet i Stockholm; dat. Carlsruhe d. 1. Sept. 1787.

Sprengung des Bruches der Gesamtmasse des Bruchstückes, Abschleifen und Ausgleichen der Bruchflächen, Einsetzen in Form, Einfüllen der Einbettungsmasse, Trocknen, Brennen, Abkühlen, Herausnehmen aus der Form, Abschleifen und Polieren.

Um die beim Brennen entstehende Kontraktion der Einbettungsmasse zu kompensieren, wird dem Gemisch Kochsalz zugesetzt, das beim Brennen sich ausdehnt und so die Kontraktion des Metalles ausgleicht.

Friedrichsdorf. Dann, in seinem 18. Lebensjahre, 1788, trat er in die Armee, wurde Offizier, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit, kam 1806 in Gefangenschaft, wurde 1807 Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule zu Berlin, 1809 Major, 1810 Lehrer der Taktik an der Kriegsschule zu Berlin, 1813 Kommandeur des 1. Landwehr-Regiments, 1814 Oberst, 1815 Kommandeur der 1. Landwehr-Brigade, 1818 Kommandeur der 1. Infanterie-Brigade, 1819 Generalmajor, 1825 Kommandeur der 1. Division, 1829 Generalleutnant, 1834 Kommandierender General des 1. Armeekorps, 1840 General der Infanterie, 1848 Gouverneur von Berlin, 1850 Generalfeldmarschall.

Moltke starb am 24. Mai 1891 in Berlin. Seine Leiche wurde in Berlin aufgebahrt, dann nach Kreisau in Schlesien gebracht, wo sie in der Familiengruft beigesetzt wurde. Ein Denkmal ist ihm in Berlin errichtet worden.

Moltke war ein Mann von hoher Bildung, ein Meister der Kriegskunst, ein Feldherr, wie ihn Preußen noch nicht gehabt hatte, ein Mann, der sich durch Tapferkeit, Treue, Pflichteifer, Bescheidenheit und Frömmigkeit auszeichnete.

auch ab, . . . die Sternbilder Siebengestirn, der große Bär, . . . auch die mit dem Namen Hyaden bezeichneten stehen . . . [illegible] . . . [illegible] . . . [illegible]

Sohn. Er portraitirt mit Bleystift in der Manier Rembrandts, und verspricht nicht viel, was er ihre Züge durch Stechung in Kupfer thun werden. Er hat auch einige Landschaften gezeichnet, die ich aber nicht gesehen habe. Ferner: M. Hauer [1], Kupferstecher, ist noch in Wien, und arbeitet, wie man sagt, an einem Portrait des Kaisers, so wie der Kupferstecher Rosa an dem der Kaiserin. Ich habe beyde Portraits noch nicht gesehen.

[1] Von dieser Person scheinbarend Nachricht zu haben, ist mir unmöglich gewesen. Allein Johann Christian Hauer, ein Kupferstecher, der 1684 in Augsburg starb, und dessen Arbeiten Füssli in seinem Künstlerlexikon anführt, war ein Sohn Georg Hauers, des berühmten Miniaturmalers der Jahre, in dem sich Leopoldinische Hof aufhielt, und der 1686 in Wien starb. Johann Christian Hauer hatte sich in Italien gebildet, und ist daselbst, wie auch in Frankreich, durch seine Arbeiten bekannt geworden. Er hat auch in Wien gearbeitet, und ist daselbst Mitglied der Akademie der Künste gewesen. Ob er aber noch in Wien gelebt habe, als Heinse dahin kam, ist mir unbekannt. Füssli hat ihn nicht gekannt, und sagt nur, dass er in Wien gestorben sey. Ich habe auch nicht finden können, dass er ein Portrait des Kaisers gestochen habe. Ein Kupferstecher Rosa ist mir ebenfalls unbekannt.

ten ersten Serien abhalten: Wer sich noch bis
zu 100 Thlr., wenn auf drei Serien getheilt,
den Vortheil desselben genießt etc.

Alles gut, wenn nur nicht von so Vielen

Ja, Ihr Herr, ich will, wo ich mag, arbeiten!

Ich nehme nur so viel Arbeit an als Ich bei
Meiner Gesundheit gemächlich verrichten kann.

Alles gut, wenn nur nicht von der Bedeutung
dann!

Die Kinder, Diebner, Kinder, mit Ernst,
Ihr seyn nur Gott so wichtig in Ernst,
Als wichtig sie Euch sind, Ihr Menschen
zusammen!

Der Kronleuchter, neben der Thür hängend, ist ein Geschenk des Herrn Fr. v. Gerlach und ist in Bronze gegossen. Er hat 12 Arme und ist 3 Meter hoch. Die Kosten betrugen 1200 Thaler. Die Kanzel ist von Holz, mit Schnitzwerk, und ist ein Geschenk des Herrn Kaufmann Schmidt. Sie ist 3 Meter hoch und kostete 300 Thaler. Die Orgel ist ein Geschenk des Herrn Fr. v. Gerlach und ist 6 Meter hoch. Sie hat 2 Manuale und 30 Register und kostete 2000 Thaler. Die Kirche hat 3 Thüren, 2 Eingänge und 1 Ausgang. Die Thüren sind von Eichenholz und kosten 100 Thaler. Die Fenster sind von Glas und kosten 200 Thaler. Die Kirche hat 4 Fenster. Die Kirche hat 2 Türme. Die Türme sind 10 Meter hoch. Die Kirche hat 2 Glocken. Die Glocken sind von Bronze und kosten 500 Thaler. Die Kirche hat 1 Uhr. Die Uhr kostete 100 Thaler. Die Kirche hat 1 Altar. Der Altar ist von Holz und kostete 200 Thaler. Die Kirche hat 1 Taufstein. Der Taufstein ist von Stein und kostete 50 Thaler. Die Kirche hat 1 Lesepult. Das Lesepult ist von Holz und kostete 30 Thaler. Die Kirche hat 1 Opferstock. Der Opferstock ist von Holz und kostete 10 Thaler. Die Kirche hat 1 Beichtstuhl. Der Beichtstuhl ist von Holz und kostete 50 Thaler. Die Kirche hat 1 Sakristei. Die Sakristei ist 5 Meter lang und 3 Meter breit. Die Kirche hat 1 Gruft. Die Gruft ist 10 Meter lang und 5 Meter breit. Die Kirche hat 1 Friedhof. Der Friedhof ist 100 Meter lang und 50 Meter breit. Die Kirche hat 1 Mauer. Die Mauer ist 2 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Thor. Das Thor ist von Eisen und kostete 100 Thaler. Die Kirche hat 1 Pfarrhaus. Das Pfarrhaus ist 10 Meter lang und 5 Meter breit. Die Kirche hat 1 Küsterhaus. Das Küsterhaus ist 5 Meter lang und 3 Meter breit. Die Kirche hat 1 Schule. Die Schule ist 10 Meter lang und 5 Meter breit. Die Kirche hat 1 Stall. Der Stall ist 5 Meter lang und 3 Meter breit. Die Kirche hat 1 Scheune. Die Scheune ist 10 Meter lang und 5 Meter breit. Die Kirche hat 1 Garten. Der Garten ist 100 Meter lang und 50 Meter breit. Die Kirche hat 1 Acker. Der Acker ist 200 Meter lang und 100 Meter breit. Die Kirche hat 1 Wiese. Die Wiese ist 300 Meter lang und 150 Meter breit. Die Kirche hat 1 Wald. Der Wald ist 400 Meter lang und 200 Meter breit. Die Kirche hat 1 See. Der See ist 500 Meter lang und 250 Meter breit. Die Kirche hat 1 Fluß. Der Fluß ist 600 Meter lang und 300 Meter breit. Die Kirche hat 1 Berg. Der Berg ist 700 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Thal. Das Thal ist 800 Meter lang und 400 Meter breit. Die Kirche hat 1 Dorf. Das Dorf hat 100 Häuser. Die Kirche hat 1 Stadt. Die Stadt hat 1000 Häuser. Die Kirche hat 1 Land. Das Land ist 10000 Meter lang und 5000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Welt. Die Welt ist 20000 Meter lang und 10000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Himmel. Der Himmel ist 30000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Gott. Gott ist 40000 Meter groß. Die Kirche hat 1 Ewigkeit. Die Ewigkeit ist 50000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Unendlichkeit. Die Unendlichkeit ist 60000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Nichts. Das Nichts ist 70000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Alles. Alles ist 80000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Ende. Das Ende ist 90000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Anfang. Der Anfang ist 100000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Mitte. Die Mitte ist 110000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Rand. Der Rand ist 120000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Innen. Das Innen ist 130000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Außen. Das Außen ist 140000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Oben. Das Oben ist 150000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Unten. Das Unten ist 160000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Rechts. Das Rechts ist 170000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Links. Das Links ist 180000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Vorn. Das Vorn ist 190000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Hinten. Das Hinten ist 200000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Ja. Das Ja ist 210000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Nein. Das Nein ist 220000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Vielleicht. Das Vielleicht ist 230000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Weiß nicht. Das Weiß nicht ist 240000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 250000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 260000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 270000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 280000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 290000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 300000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 310000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 320000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 330000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 340000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 350000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 360000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 370000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 380000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 390000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 400000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 410000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 420000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 430000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 440000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 450000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 460000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 470000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 480000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 490000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 500000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 510000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 520000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 530000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 540000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 550000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 560000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 570000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 580000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 590000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 600000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 610000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 620000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 630000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 640000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 650000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 660000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 670000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 680000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 690000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 700000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 710000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 720000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 730000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 740000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 750000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 760000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 770000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 780000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 790000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 800000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 810000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 820000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 830000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 840000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 850000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 860000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 870000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 880000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 890000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 900000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Will sein. Das Will sein ist 910000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Will nicht sein. Das Will nicht sein ist 920000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Darf sein. Das Darf sein ist 930000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Darf nicht sein. Das Darf nicht sein ist 940000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Kann sein. Das Kann sein ist 950000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Kann nicht sein. Das Kann nicht sein ist 960000 Meter hoch. Die Kirche hat 1 Muß sein. Das Muß sein ist 970000 Meter lang. Die Kirche hat 1 Muß nicht sein. Das Muß nicht sein ist 980000 Meter breit. Die Kirche hat 1 Soll sein. Das Soll sein ist 990000 Meter tief. Die Kirche hat 1 Soll nicht sein. Das Soll nicht sein ist 1000000 Meter hoch.

saurer, und doch scheint dies Bekenntniß eine unzertrennliche Folge der Aufklärung zu sein. Man könnte daher im Geist der ältesten Mythologie wohl sagen: die Aufklärung ist eine Tochter der Nacht; aber dann müßte man auch sogleich hinzusetzen: und die Tochter haßt und bekriegt ihre Mutter. Dies hat selbst der Herr Ritter von Zimmermann nicht bedacht, wenn er die Aufklärung als eine Quelle der schändlichsten Laster und als eine fruchtbare Mutter aller möglichen Werke der Finsterniß schildert, (s. Berl. Monatsschr. 1788. Jul. S. 24 ff.) und eben daher an einem andern Ort so unbestimmt von „elenden Lampen Berlinischer Aufklärer" redet, daß, wer nicht, wie ich, aus seinem eigenen Munde es weiß, daß er die wahre Aufklärung schätzt und liebt, leicht verleitet werden könnte, zu glauben, er sei überhaupt ein Feind der Aufklärung, und rechne wohl gar die helle Kerze der Philosophie und der gesunden Vernunft mit zu den von ihm verachteten elenden Lampen der Aufklärer. Aber, nein; dies kann Zimmermanns Meinung nicht sein, es ist nicht möglich, daß er, wie so mancher ihn mißverstanden, auch solche Männer, die er nicht nur in Gesprächen und Briefen, sondern auch öffentlich seiner Freundschaft und Hochachtung versichert hat, mit zu jener Klasse von Aufklärern rechnen sollte, denen er seine Verachtung öffentlich ankündigt.

In der That, unter allen Formen des Worts Aufklärung ist gerade die Form Aufklärer die gehäs-

häſſigſte, vermuthlich, weil ſie für die Eigenliebe gerade die beleidigendſte iſt. Denn aufgeklärt will jeder gern ſein, aber man will nicht gern geſtehen, daß man dieſe Aufklärung einem andern, einem Aufklärer, zu verdanken habe. Man will lieber von Natur oder durch ſich ſelbſt oder gar übernatürlich aufgeklärt ſein, als einem andern das Verdienſt laſſen, unſer Aufklärer geweſen zu ſein. Auch iſt noch kein aufgeklärter Freund der Aufklärung ſo unbeſcheiden oder vielmehr unverſchämt geweſen, ſich ſelbſt einen Aufklärer zu nennen. Aber wahr iſt es, daß allerdings manche Beförderer der Aufklärung mit zu vieler Anmaßung und Verachtung aller anders denkenden zu Werke gegangen, auch wohl vergaßen, daß, ſo angenehm das Licht an ſich iſt, es dennoch einem blöden, ja ſelbſt jedem geſunden Auge Schmerzen macht, wenn zu plötzlich eine bisher dunkle oder wenigſtens halb im Schatten ruhende Region aufgeklärt und erhellt wird. Der plötzliche Uebergang aus der Dunkelheit ins helle Licht macht in der That einen noch unangenehmern Eindruk auf die Nerven als umgekehrt der plötzliche Uebergang aus Licht in Dunkelheit, wiewohl im letztern Fall nicht einmal ein ſo plötzlicher und ſchneller Uebergang möglich iſt als im erſtern. Indeſſen in beiden Fällen läuft man Gefahr, zu ſtolpern, oder wohl gar den Hals zu brechen. Und es iſt doch wirklich nicht zu läugnen, daß die Aufklärung vieler ſogenannten Aufklärer nichts we-

niger als wahres oder daurendes Licht ist. Oft ist sie ein bloßes Strohfeuer, das desto mehr Rauch hinter sich läßt, oft höchstens eine hochfliegende Rakete, die in der Luft zerflattert, oder wohl gar nur ein Schwärmer, der um sich herum tobt und mit Knall und Dampf zerplatzt. Nein, die wahre Aufklärung gleicht dem Licht auf dem Pharus, das dem Seefahrer aus dem wilden Gebrause der Fluten des Vorurtheils und des Aberglaubens in den sichern Hafen winkt, oder dem ewigen unauslöschlichen Feuer der Vesta, das nur von reinen jungfräulichen Händen unterhalten werden soll. Ich sage: die wahre Aufklärung. Denn man hat allerdings Recht, eine wahre und eine falsche Aufklärung zu unterscheiden, so wie es wahre und falsche Dukaten giebt. Man muß jedoch nicht vergessen, daß es auch Dukaten giebt, die zu leicht sind, die aber darum noch nicht gleich falsch sind. So wahr indessen in abstracto die Eintheilung in eine wahre und falsche Aufklärung ist, so schwer ist doch in concreto die Gränze zu ziehen. Aber wo wäre das nicht schwer? Ich zweifle überhaupt, ob es je möglich sein dürfte, für die Aufklärung einen Konventionsfuß festzusetzen, wenn man auch annehmen könnte, daß jeder wirklich den Willen hätte, bei der Konvention zu bleiben, und weder Schrot noch Korn dieser Münze zu verfälschen. Uebrigens glaube ich, daß die Bemerkung hier nicht am unrechten Ort steht, daß auch in dem so häufig

miß-

mißverstandnen Königlichen Religionsedikt jene richtige Eintheilung der Aufklärung zum Grunde liegt.

Da es nun einmal mit dem an sich so unschuldigen und edlem, aber nur zu oft gemißdeuteten und eben so oft gemißbrauchten Worte Aufklärung so weit gekommen, daß es von allen Seiten her als falsche Münze verrufen wird, da man wohl gar den Unerfahrnen, der diese Münze bisher kaum den Namen nach kannte, von Kanzeln herab und in Schriften, ja sogar in Kalendern *) zu überre-

den

*) Dies geschah in dem Quedlinburger Kalender vom Jahr 1786, wo ein ungenannter Dichter der Aufklärung eine lange Leichenrede hält, in der sie geradezu für ein Werk des Teufels erklärt wird. Die Leser sehen es vielleicht nicht ungern, wenn ich einige Verse aus diesem merkwürdigen Produkt hersetze. Es mag zugleich ein neuer Beweis von dem, was ich oben sagte, sein, daß nichts schwankender ist als der Begrif der Aufklärung. Der Quedlinburgische Dichter sagt:

„Der Aufklärung geweiht seist du, mein
„Lied; besinge
„Den Abgott unsrer Zeit, erzähle Wunderdinge,
„Wie seine Zauberkraft von Süd- zum Nord-
„pol reicht,
„Wie er vom Throne bis zur Bauerhütte
„schleicht,
„Und wo er hinkömmt, würgt und Ruh und
„Frieden störet,
„Ja

den sucht, als sei diese verrufene Münze in der unterirdischen Münzstätte des Vaters der Lügen geprägt, so entsteht die Frage: was ist mit dem Worte anzufangen? Denn daß man den Begrif der wah-

„Ja mehr als Krieg und Pest der Länder
„Glük verheeret.
„Wie sieht sie aus, die itzt so aufgeklärte Welt?
„Auf Muse zeichne treu dies gränzenlose Feld!
„Zu Schaaren gehn sie hier, im Taumel süßer
„Träume,
„Die Köpfe schön frisirt und nichts als
„Juks daheime;
„In ihren Häusern liegt vom Vierteljahre Koth,
„Von gestern auf dem Tisch das liebe trokne
„Brot. —
„Das ist die Aufklärung; es wird itzt alles
„heller
„Im Dache, Kleiderschrank, Kommoden
Küch' und Keller. — —
„Verwünscht ist's nur und hart, die Schulden
„zu bezahlen;
„Die Aufklärung erweicht's, lehrt falsche
Scheine malen,
„Die man nicht anerkannt, dreist schwört man
„sich heraus,
„Wischt sauber Nullen weg, radieret künst-
„lich aus
„Was schwer zu zahlen war; scheut Teufel
„nicht und Hölle.

„Die

wahren Aufklärung, so schwankend er immer noch ist, nicht fahren lassen könne, darin sind, wie mich dünkt, beide Parteien einig. Aber es ist die Frage, ob nicht dem Begrif selbst eine Umprägung oder Umschmelzung des Worts, oder was sonst für eine Modifikation rathsam ist, vortheilhaft sein dürfte.

„Die Aufklärung macht selbst den finstern Ab-
„grund helle.
„Der Schwarze ist nicht mehr; sie ist wegkri-
„tisirt
„Des Teufels Existenz, und wegexegisirt.
„Der Schwarze weiß sich zwar für diesen
„Schimpf zu rächen,
„Ruft Höllenthaten auf, die für sein Dasein
„sprechen,
„Würgt durch den Lasterdienst so manche
„Legion,
„Der hochgepriesnen Zucht und Aufklärung
„zum Hohn,
„Erzeugt Horia's Brut, Mordbrenner, Un-
„geheuer,
„Die Tod und Flammen spein, glühn von des
„Abgrunds Feuer,
„Mehrt Unzucht, Ehebruch, Betrug und
„arge List,
„Konkurse, häufet Noth, die unaussprechlich ist.
„Mag sein! Die Aufklärung ist dennoch, g'nau
„erwogen
„An Süßigkeiten reich, sei sie auch ganz er-
„logen, u. s. w.

dürfte. Es würde dabei vornehmlich auf folgende Fragen ankommen.

1) Können wir das Wort Aufklärung entbehren? — Ich sollte es fast denken, da es so lange entbehrt worden. So alt der richtige Begrif ist, so neu ist doch das mißverstandne Wort.

2) Ist es nothwendig das Wort fallen zu lassen, oder kann es bei Ehren erhalten werden, und wie? In der That scheint es, wie das Wort Empfindsamkeit, fast schon zu sehr in Mißkredit gekommen zu sein, als daß sich hoffen ließe, es könnte sich trotz des unendlichen Mißverstandes, wozu es Gelegenheit gegeben, als gute Münze in Umlauf erhalten.

3) Ist es schädlich, es fahren zu lassen, oder sollte dies nicht, wie zum Theil aus dem Obigen erhellet, in gewisser Rükſicht nüzlich sein?

4) Was für ein andres Wort könnte man im leztern Fall substituiren, oder durch was für eine Legirung wäre bei einer etwanigen Umschmelzung das Wort unverdächtig, und das gute Schrot und Korn desselben so auffallend zu machen, daß sein innerer Werth mit dem äußern in Gleichgewicht käme?

Am

Am Ende iſt's doch immer nur ein Wort. Und es iſt eine alte, und wie mich dünkt, ſehr wahre Regel: In verbis ſimus faciles. Der alte Horaz hat auch hier ſehr Recht:

— — Mortalia cuncta peribunt;
Nedum ſermonum ſtet honos et gratia vivax.
Multa renaſcentur, quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus,
Quem penes arbitrium eſt et jus et norma loquendi.

d. 20. Januar 1789. Gedike.

6.

## Geheime Geſellſchaften.

(Fortgeſetzt vom Dezemb. 1788, S. 564.)

VI. Das neue Jeruſalem. Dieſe mit den ſeltſamſten Grillen ſich beſchäftigende Geſellſchaft iſt ſchon öfter in der Berl. Monatsſchrift angeführt worden (1788 Jänner, Auguſt, September). Sie iſt Swedenborgiſch; ſie iſt Magnetiſtiſch: ſo viel weiß man. Aber mit welchen andern Menſchen oder Geſchaften hängt ſie noch zuſammen? .... Einen Beitrag wenigſtens kann ich zur Beantwortung dieſer Frage geben.

In der Londner Zeitung: The Morning Herald, ſtand 1786, d. 2 Novemb. Donnerſtags, folgendes, was ich wörtlich genau aus dem Engliſchen überſetze.

„Als

„An alle wahre Freimaurer. Im Namen 9. 5. 8. „14. 20. 1. 8. = 9. 5. 18. 20. 18 *).

„Die Zeit ist herangekommen, wo der Bau des „Neuen Tempels oder der Neuen Jerusalems 3. 8. „20. 17. 8 **) beginnen muß. Dieses dienet zur Ein„ladung aller wahren Maurer in London, um sich zu „versammeln im Namen 9. 5. 18. 20. 18. (Jehova's) „— des Einzigen, in welchem eine göttliche 19. 17. „9. 13. 9. 19. 23. †) ist — und zwar zusammenzukommen „Morgen Abend den 5ten dieses 1786 — oder 5790 — „um neun Uhr in Reillys Hause in der großen Köni„ginnstraße, um daselbst den Plan zu entwerfen zur „Legung des ersten Grundsteins der wahren 3. 8. 20. „17. 8. (Kirche) in dieser sichtbaren Welt, welche ist „der wirkliche abbildende Tempel des geistlichen 9. 5. „17. 20. 18. 1. 11. 5. 12 ††).

„Ein Maurer und Mitglied der Neuen 3 8. 20. „17. 8. (Kirche.)"

Man sieht offenbar hier keine maurerische, sondern die ächte Swedenborgische Sprache. „Je„hovah = Jesus; die Zeit ist itzt gekommen" (auch die Stokholmer Gesellschaft ließ gerade im November 1786 ihre Schriften ergehen, Berl. Monatsschr. 1788 Jänner S. 15); „in Jehovah al„lein ist eine göttliche Dreieinigkeit; das Neue „Jeru-

*) Diese Zahlen geben die Worte: Jehova = Jesus.

**) Church (eigentlich sollte es freilich Church geschrieben seiu), Kirche.

†) Trinity, Dreieinigkeit.

††) Jerusalems.

Schwarzenberg, Johann Freiherr von, Generalfeldmarschall, geb. 1799 zu Krumau in Böhmen, † 1870 zu Wien. Er trat 1814 in die Armee, machte 1815 den Feldzug in Frankreich mit, wurde 1826 Oberst, 1836 Generalmajor, 1843 Feldmarschall-Lieutenant, 1848 Commandant der Residenz, 1849 Commandirender in Ungarn, 1850 Feldzeugmeister, 1851 Commandirender in Mähren, 1854 Commandirender in Ungarn, 1859 Generalinspector der Armee, 1861 Feldmarschall, 1866 Commandirender in Böhmen, 1867 Generalinspector der Armee, 1868 Commandirender in Böhmen, 1869 Generalinspector der Armee. Er war Ritter des Maria Theresien-Ordens, Großkreuz des Leopold-Ordens, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 4, Ehrenbürger von Wien, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste, Ehrenmitglied des Vereins der Musikfreunde, Ehrenmitglied des Vereins der Künstler, Ehrenmitglied des Vereins der Ärzte, Ehrenmitglied des Vereins der Lehrer, Ehrenmitglied des Vereins der Beamten, Ehrenmitglied des Vereins der Handwerker, Ehrenmitglied des Vereins der Arbeiter, Ehrenmitglied des Vereins der Frauen, Ehrenmitglied des Vereins der Kinder, Ehrenmitglied des Vereins der Tiere, Ehrenmitglied des Vereins der Pflanzen, Ehrenmitglied des Vereins der Steine, Ehrenmitglied des Vereins der Luft, Ehrenmitglied des Vereins der Wasser, Ehrenmitglied des Vereins der Erde, Ehrenmitglied des Vereins der Sonne, Ehrenmitglied des Vereins der Mond, Ehrenmitglied des Vereins der Sterne, Ehrenmitglied des Vereins der Himmel, Ehrenmitglied des Vereins der Hölle, Ehrenmitglied des Vereins der Fegefeuer, Ehrenmitglied des Vereins der Paradies, Ehrenmitglied des Vereins der Ewigkeit, Ehrenmitglied des Vereins der Zeit, Ehrenmitglied des Vereins der Raum, Ehrenmitglied des Vereins der Materie, Ehrenmitglied des Vereins der Geist, Ehrenmitglied des Vereins der Seele, Ehrenmitglied des Vereins der Leib, Ehrenmitglied des Vereins der Tod, Ehrenmitglied des Vereins der Auferstehung, Ehrenmitglied des Vereins der Jüngste Gericht, Ehrenmitglied des Vereins der Himmelfahrt, Ehrenmitglied des Vereins der Pfingsten, Ehrenmitglied des Vereins der Ostern, Ehrenmitglied des Vereins der Weihnachten, Ehrenmitglied des Vereins der Neujahr, Ehrenmitglied des Vereins der Silvester, Ehrenmitglied des Vereins der Jahr, Ehrenmitglied des Vereins der Monat, Ehrenmitglied des Vereins der Woche, Ehrenmitglied des Vereins der Tag, Ehrenmitglied des Vereins der Stunde, Ehrenmitglied des Vereins der Minute, Ehrenmitglied des Vereins der Sekunde, Ehrenmitglied des Vereins der Augenblick, Ehrenmitglied des Vereins der Ewigkeit, Ehrenmitglied des Vereins der Zeit, Ehrenmitglied des Vereins der Raum, Ehrenmitglied des Vereins der Materie, Ehrenmitglied des Vereins der Geist, Ehrenmitglied des Vereins der Seele, Ehrenmitglied des Vereins der Leib, Ehrenmitglied des Vereins der Tod, Ehrenmitglied des Vereins der Auferstehung, Ehrenmitglied des Vereins der Jüngste Gericht, Ehrenmitglied des Vereins der Himmelfahrt, Ehrenmitglied des Vereins der Pfingsten, Ehrenmitglied des Vereins der Ostern, Ehrenmitglied des Vereins der Weihnachten, Ehrenmitglied des Vereins der Neujahr, Ehrenmitglied des Vereins der Silvester, Ehrenmitglied des Vereins der Jahr, Ehrenmitglied des Vereins der Monat, Ehrenmitglied des Vereins der Woche, Ehrenmitglied des Vereins der Tag, Ehrenmitglied des Vereins der Stunde, Ehrenmitglied des Vereins der Minute, Ehrenmitglied des Vereins der Sekunde, Ehrenmitglied des Vereins der Augenblick.

Französischen Brief, den sie allenthalben in Europa fleißigst herumschikte *), auch in Schwedischer Sprache drukken lassen: Kort Anledning til Förklaringen öfver den Animale Magnetismens och Somnambulismens Verkningar. Stockholm, bei Nordström, 1787, 3 Bogen in 8.

Aber es ist diesen Träumereien auch auf die kräftigste Art dort entgegengearbeitet. In Stokholm existirt eine Gesellschaft — dergleichen man wahrlich auch wohl in Deutschland stiften sollte, und die keine der schlechtesten unter den vielen deutschen und undeutschen, gelehrten und ungelehrten, geheimen und öffentlichen Gesellschaften unsers lieben Vaterlandes sein würde — eine Gesellschaft *ProSensu Communi*. Diese Akademie des gesunden Menschenverstandes hält, wie die übrigen Akademieen der Wissenschaften, ihre feierlichen und ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte, macht dies in den Zeitungen bekannt, giebt Preisaufgaben im Fache der Dichtkunst, der Uebersetzungen, der prosaischen Schreibart, und der Philosophie; u. s. w. — Am 29 August feiert sie ihr jährliches grosses Fest; der Tag ist als „ein ewig merkwürdiger „Tag für das ganze denkende Europa gewählt, „der Geburtstag des Brittischen Weltweisen des „uns

*) Unter andern auch an den Sänger des Messias; seine Antwort steht 1788 Mai S. 514.

verschiedene Arten Kälte". Die beiden Tage, an welchen die Sonne durch den Aequator (Tag- und Nachtgleichen) geht, heißen die Aequi- oder Tag- und Nachtgleichen. Der Punkt, wo die Sonne am höchsten steht, heißt der Sommer- oder Mittagspunkt, und der Punkt, wo sie am tiefsten steht, der Winter- oder Mitternachtspunkt. Man sagt: die Sonne geht auf, wenn sie über den Horizont kommt, und sie geht unter, wenn sie unter den Horizont geht. Die Zeit, wo sie über den Horizont steht, heißt der Tag, und die Zeit, wo sie unter dem Horizont steht, heißt die Nacht. Die Zeit, wo sie am höchsten steht, heißt Mittag, und die Zeit, wo sie am tiefsten steht, heißt Mitternacht. Dämmerung, Zwielicht, Morgenröthe, und Abendröthe entstehen davon, daß die Sonne noch erleuchtet. Die Zeit, wo sie unter dem Horizont steht, ist so lange, als sie über dem Horizont steht. Wenn sie über dem Horizont steht, so ist sie Sommer, und wenn sie unter dem Horizont steht, so ist sie Winter. Sommer- und Winterzeit ist in Europa in Ansehung der Tage und Nächte ungleich, weil die Sonne in Europa nicht immer gleich lange über dem Horizont steht. Die Zeit ist eine Zeitlang, bei uns zu Lande, bei uns zu Hause, bei uns in Europa, bei uns in Deutschland, bei uns in Sachsen, bei uns in Leipzig, bei uns in Leipzig in der Stadt, bei uns in Leipzig in der Stadt in der Universitätsstraße, bei uns in Leipzig in der Stadt in der Universitätsstraße, bei uns in Leipzig in der Stadt in der Universitätsstraße

Aber bald nachher lieferte eine Gelehrte Stokholmer Zeitung einen — leider! Deutschen — magnetistischen Brief. Die Upsostrings - Sälskapets Almänna Tidningar enthält Nr. 36 d. 23 Nov. 1787 einen Brief des Hofrath Bökmann aus Karlsruhe an den. Freiherrn K. G. Silfwerhielm, Kapitän der Königl. Leibgarde, und Stifter einer Harmonischen Gesellschaft in Stokholm. Der Brief selbst ist im deutschen Originale abgedrukt *); nur der Titel und die Anmerkungen sind schwedisch. Er enthält nichts als eine Menge anekdotenmäßiger Nachrichten über die Freunde und Feinde des Magnetismus an mehrern Orten. „In Frankreich sind itzt 30 harmonische Gesellschaften, namentlich in Paris, Lion, Besançon, Bourdeaux, Bourbonne, Versalles, Grenoble, Amiens, Metz, Charenton, Nancy, Strasburg, u. s. w. Selbst auf Kap François ist eine Mutter-Gesellschaft mit besondern Vorrechten für Amerika etablirt worden". Es ist freilich schwer einzusehn, welche Vorrechte ein medizinisch-physikalisches Institut haben kann; vermuthlich dürfen nur an diesem privilegirten Baket die manipulirten Jungfern gesund werden. Nächstens wird man also auch wohl von einer Mutter-Sternwarte und von einem Monopol der Elektrizität hören. — „Auch in England und Italien

*) Es ist dies derselbe Brief, der oben S. 261. angeführet worden.

lien wird magnetisirt. — In der Schweiz: Genf, Lausanne, Bern, Zürch. — Im Elsaß zu Strasburg, Kronweissenburg, Kolmar, Landau, Fort Louis. — Zu Baden, Rastadt, Karlsruhe. Zu Heilbron, Manheim, Speier, Mainz, Frankfurt, Hanau, Bremen, Sorau, Breslau, Altona, Stuttgard". — Die Nachrichten von den an jedem Orte genannten Personen sind nicht ganz glaubwürdig. Hrn. Bökmann liegt, wie man sieht, zu viel daran, die Gegner des Magnetismus unbedeutend vorzustellen, und unter dessen Beförderern viele angesehene, ja selbst fürstliche Personen aufzuzählen, als daß er nicht auch begierig manche Anekdote, ohne deren Wahrheit vorher zu untersuchen, hätte ergreifen sollen. Niemand wird es sich z. B. als wahr denken können, was S. 288 erzählt wird: daß „der regierende Herzog von „Weimar selbst einige Somnambülen hier in „Karlsruhe sah und selbst konsultirt ward"!

Doch ich verlasse den Magnetismus, und kehre zum Neuen Jerusalem zurük, — nur um zu erinnern, daß dieser Ausdruk mehrmals als eine verstekkende Benennung gebraucht worden; ohne daß ich mir zu erklären getraue, was er gerade in Kagliostro's oder der Swedenborgianer Chifersprache bedeuten soll. — Ein bekanntes Buch, das in Deutschland 1740 erschien: Relation curieuse de la *Nouvelle Jérusalem* *), liefert die Beschreibung



*) Es ist angehängt den Amusemens des Eaux de Schwalbach &c. Lüttich, 1740, 8.

der Jesuitenregierung in Manheim. Der deutsche Arzt Schöpf fand in Nordamerika einen Schwärmer, der den Grundriß des Neuen Jerusalems in den Apalachischen Gebirgen finden wollte. (Man s. Schöpfs Reisen; und den hieher gehörigen Auszug davon im Göttingischen Taschenbuche auf das J. 1789.)

VII. Die Zweiundzwanziger; oder die Deutsche Union. Unter diesem zwiefachen Titel, wovon der erste mystisch, der andere stolz genug klingt, wird ein Thaler gefordert. — Der Orden ist im protestantischen Deutschlande erst vor ein paar Jahren entstanden; ein spekulirender Kopf unsrer Gegenden scheint durch das gute Gedeihen, welches die geheimen Gesellschaften in Süddeutschland haben, auf den Einfall dieser Erfindung gebracht zu sein. So wie jene, zum Mißbrauch, oft von Religion und Christenthum reden, so schwatzt er von Aufklärung und Vernunft; er nimmt den Mund mächtig voll; spricht von Glük der Menschheit, von Edelmuth, von Männern der Nation, von nicht existirenden Feinden, von Gefahr, von Aufopferung, von Uneigennüzigkeit — und fordert Einen Thaler!

Die mehrsten Aktenstükke dieses neuen deutschen Bundes sind gedrukt, und werden weit und breit verschikt. So sind sie auch mir, und sogar mehrfach, in die Hände gerathen, ohne daß ich weder einen Eid, noch ein Versprechen der Verschwiegenheit

Schwierigkeiten machen. Es — kann nicht ein Gedanke sein, daß ich — in die Kammer der Abgeordneten — eintreten werde, wenn — die Kammer — mit Gewalt — in ihren — Rechten — gekränkt — und — beeinträchtigt — wird. — Ich — werde — nicht — eintreten — in — die — Kammer — der — Abgeordneten — unter — solchen — Umständen.

zu sehn. Diese Herren Direktoren, oder wie sie sich hernach auch nennen das Centrum, besteht — wer sollte es glauben? — „zum Theil aus Staatsmännern!“ und doch heißt es in dem beigelegten Plan: „Wir nehmen Menschen aus allen Ständen „auf; nur nicht Fürsten und Minister, wohl „aber deren Günstlinge.“ Ich habe Exemplare gesehn, worin dieser letzte Zusatz durchstrichen war; in andern war er es nicht. Denn mit Aenderung und Unterschiebung andrer Plane sind diese Herren nicht sparsam. „Der Ort und die Personen „des Centrums müssen selbst den Mitgliedern unbe„kannt bleiben!“ Ob der Verfasser, der so tragisch über alle Schwärmerei klagt, doch den Umstand mit den unbekannten Obern für so unbedenklich hält? — Uebrigens heißt es, wie man von so großmüthigen Leuten denken kann: „Niemand „darf dabei besorgen, daß er zu irgend einer Ver„bindung oder Geschäft oder Geldbeitrag werde „genöthigt sein;“ aber sechs Zeilen weiter steht, was man freilich nach dieser Zusicherung nicht wohl denken konnte: „Nur das einzige verlangt billigermaßen die Gesellschaft — daß man wenigstens „einen Thaler beilegen müsse, wenn die Gesell„schaft das erste Jahr schadlos gehalten werden „soll.“ Und in den nachher veränderten Planen (denn, so wenig man es auch denken sollte, so gingen doch diese Aufklärer Deutschlands, welche alle edle Männer auffodern, so tumultuarisch zu Werke,

daß

vaß sie immer mit abgeänderten Planen wieder hervortraten) hier heißt es in einem Plane: „daß man einen Thaler beim Eintritt erlegen „muß," und in dem andern werden die paar Geldbringenden Worte ganz still eingeschoben: „und „jährlich wiederholen muß." — — Einen feierlichen Eid legen diese Anti-Schwärmer auch vor, worin man verspricht: den Zwek der deutschen Union (den man nicht kennt) zu lieben und zu befördern, hübsch verschwiegen zu sein, brav zu rekrutiren, u. s. w.

Nun kam dann der erste Plan zum Vorschein. Wie menschenfreundlich und edel, mag folgendes zeigen. „Wir suchen Postmeister und Postse„kretäre zu gewinnen, zur Erleichterung der „Korrespondenz." Sehr sanft ausgedrükt, um anzudeuten, daß diese Männer den Zwek der Union heiß genug lieben und befördern werden, um die Kleinigkeit von Amtspflicht und Gewissen aufzuopfern, damit (wie es im zweiten Plan heißt) die Mitglieder eine fast kostenlose Korrespondenz führen können. Ferner soll „der Buchhandel nach „und nach eingehn, und in die Hände der Union „fallen." „Hieraus (schreiben diese unbekannten Herrn) fällt denn schon vorläufig unsre moralische „Macht über die Nation in die Augen. Unsre „Zahl wächst auch in kurzem zu mehreren Tau„senden an; weil, wenn nur jeder Freund uns „wieder 2 zuschikt, zehne schon 20, zwanzig 40 u. s. w. „hervorbringen." (Richtig rechnen können die Her-

ren, das sieht man wohl). „Wir machen dann „zwei Klassen der Verbündeten: 1) die dirigiren„den Brüder, welche allein unsern Zweck und die „Mittel dazu wissen, und eigentlich die Union aus„machen“ (ach! wer doch dazu gehörte!); und „2) die gemeinen Brüder (welches alle übrige Men„schen sind). Die Union bekömmt dann eine litte„rarische Aussenseite, die kein Aufsehen machen „kann. An allen Orten entstehn durch uns Lese„gesellschaften“ (denn der Buchhandel ist schon gesprengt), „in welchen die Bücher nur nach dem „Zwekke der Union gewählt werden. Wir wer„den an allen Orten unsre Vertrauten haben, um „unsre Ideen selbst bis in die Hütten des Volks „zu verbreiten: werden alle gute Köpfe an uns „ziehn; werden an allen Orten, Familien, Höfen u. s. w. im Stillen wirken, und auf Besetzun„gen der Hofmeisterstellen, der Sekretariate, der „Pfarreien u. s. w“ (wahrscheinlich schließt dies u. s. w. die höchsten Staatsbedienungen in sich) „Einfluß bekommen.“ — Man sieht, die Imagination dieser unbekannten Aufklärungsdirektoren erhebt sich pfeilgeschwind, und ihr Plan ist weltumfassend genug. Herrschaft durch Anzahl, durch moralische Macht, und durch litterarischen Zusammenhang! Monopol alles Buchhandels in dem großen Deutschland! Ja sogar Bestimmung, welche Bücher gelesen werden sollen! vielleicht sogar, durch Gewinnung der Postmeister, welche Briefe man zu lesen bekommen soll! Einfluß, von den Höfen bis zu den Volkshütten herab!

Wer,

Aber, wie große Entwürfe oft an Kleinigkeiten scheitern, so ging es — nicht bloß bei dem Milchmädchen und bei Herzog Michel — sondern auch hier. Die gemeinen Brüder theilten den Enthusiasmus des dirigirenden Centrums nicht; alles war richtig in dem Plane berechnet: nur der Thaler, der den Grund zu allem legen sollte, scheint ausgeblieben zu sein. Denn nun findet sich ein Zirkulare, welches anhebt: „Wider alle Erwartung sind wir genöthigt, den Freunden unsers „Zweks wegen des verlangten Thalers Rechenschaft zu geben, da es scheint, daß viele Bedenken tragen, denselben alsobald zu entrichten.“ Freilich stand es nicht zu erwarten, daß die gemeinen Brüder, die den edlen Unbekannten die moralische Alleinherrschaft über die deutsche Nation verschaffen sollten, von diesen ihren Oberherrn Ablegung einer Rechnung verlangen sollten. War ihnen doch vorher gesagt: sie sollten hübsch (s. oben S. 283) dem Eigenwillen der Neugier und der Selbstsucht mit Entschlossenheit entsagen! Indeß noch diesmal läßt sich das Centrum — zwar nicht zu einer Rechnung, aber doch zu einer vagen Deklamation seiner vielen Kosten herab; schließt indeß mit den Worten: „Unmöglich, „Freunde des Guten! werden Sie verlangen, daß „wir über diesen Thaler noch einmal mit Erröthung“ (nehmlich über die Neugier und Selbstsucht der Brüder) „sprechen sollen.“

Wie nun also die Thaler nicht so recht mehr einkamen, so versuchte man andere Mittel; man be-

Digitized by Google

fuhr den gebahnten Weg der Pränumeration, da die Buchhändler noch hartnäkkig genug waren, der deutschen Union zum Troz noch immer fort zu existiren. Es ward „den beeidigten Mitgliedern“ angedeutet (wozu doch ein Eid verpflichtet!), eine künftige Schrift: Ueber Aufklärung und ihre Beförderungsmittel, „mit etwas mehr als gewöhnlicher Thätigkeit, ja sogar persönlich zu „empfehlen“, Kollektöre anzustellen oder selbst Kollektör zu werden, einiges Briefporto nicht zu achten, u. s. w. Und vorher hieß es doch (s. oben S. 284): Niemand brauche zu besorgen, daß er zu irgend einem Geschäft werde genöthigt werden. — Was aber noch besser wirken sollte, waren die Namenlisten der Mitglieder oder Freunde. Diese wurden nun herumgeschikt. Ob aber auch hier nicht die, wie wir gesehen haben, etwas lebhafte und vorschnelle Imagination der Herren Direktoren thätig gewesen, läßt sich nicht ganz bezweifeln. So viel weiß ich, daß Männer, die auf die erste Ankündigung, welche sie nicht einmal ansahen, und auf die Bitte, 1 Rthlr. zu einem guten Endzwekke zu geben, diese Kleinigkeit hingaben, — daß diese Männer hernach mit Erstaunen und Unwillen ihren Namen auf der Liste einer Gesellschaft sahen, an welcher sie weder Antheil nahmen noch je zu nehmen gedacht hatten. Ich weiß, daß Andere durch treffliche Erinnerungen, die sie bei ihrem Reverse hinschrieben, gleichsam eine Protestation zugleich einlegten; allein, alles das half nichts, man suchte bekannte und berühmte Namen, und führte sie unter den Mitgliedern mit auf.*) Ausgebreitet genug ist der geographische Raum der Wirksamkeit dieser Unionswerber; sie ging von Zürch bis nach Peters-

*) Zwei angesehene und gelehrte Männer unter unsern Mitbürgern, Herr Generalchirurgus Theden, und

Petersburg, von Ingolstadt bis Kopenhagen, von Amsterdam bis Prag, u. s. w.

Ferner erschienen nun, wahrscheinlich der Malkontenten wegen, die veränderten Plane, die aber um nichts besser als die ersten waren. Sogar (welche Lächerlichkeit von den anmaßlichen Stimmhaltern der deutschen Nation!) gab man itzt zwei verschiedene neue Plane aus. Hier liest man allerlei Altes und Neues: von dem „geheimen Operationsplan der Union, der Rumirung des Buchhandels, der Herausgabe eines allgemeinen politisch-litterarischen Intelligenzblattes für ganz Deutschland, der Errichtung von Lesegesellschaften an allen Orten, der schnellen kostenlosen und unentdeckbaren Korrespondenz, der nächst zu errichtenden Synode der deutschen Nation, den herumreisenden Abgesandten des Ordens, und (wer hätte das hier vermuthet?) der Stiftung einer Loge nach altem einfachen Ritual an jedem Orte; dabei Bitte um frankirte Briefe, und Sammlung von Pränumeration; von jährlich zu errichtendem Thaler, von Verschwiegenheit, u. s. w. u. s. w.

Späterhin im Nov. 1788 nannte sich ein Oberamtmann Bartels in Halle als Geschäftsführer der deutschen Union, deren dirigirende Mitglieder oder xxiger angeblich theils in Berlin *), theils in Halle leben sollen. Diese dirigirende Brüder dieses geheimen Ordens treten in dem von Hrn. Bartels unterschriebenen Zirkulare in die Klasse der gemei-

und Herr Professor und Hofrath Herz, haben ihr unterm 23 Febr. 1789 in öffentlichen Zeitungen „feierlich erklärt, daß ihre Namen fälschlich und durch eine Lüge in der Liste der Mitglieder dieser Gesellschaft aufgezeichnet stehen. Anmerk. d. Her.

*) Ja wohl angeblich! Anmerk. d. Her.

gemeinen Brüder herab; so daß dieser arme Orden nun verwaiset dasteht und keine hocherleuchtete Obern mehr hat. Die Anforderung um Pränumeration geht indessen doch noch fort; fast als wenn den vortreflichen Männern mehr an dem Gulden für das Buch, als an der Leitung ihrer Mitbrüder zum Wohl der Menschheit gelegen wäre. — Ja, siehe da! diese gemeinnützliche Gesellschaft erklärt in einem noch neuern Zirkelbriefe: „daß sie demnach zuförderst aufhöre, eine geheime Gesellschaft zu sein“ (was sie also doch war), und daß sie „keine Geheimnisse mehr habe“. Was sie bis itzt für Mittel zu ihrem Zwek angewandt habe, meint sie, sei sehr gleichgültig. Als Gesellschaft will sie aber noch fort existiren, und wer will, kann sich (die Gebühr ist nicht bestimmt) noch „an die deutsche Union wenden, und ein Zertifikat seiner Aufnahme bekommen“. Diese letzte Nachricht ist gegeben im Dezemb. 1788.

Eigentlich wäre also die Komödie ausgespielt; und man hat hier, was man sonst so selten bei einer geheimen Gesellschaft zusammen sieht, Anfang, Mittel und Ende vor sich. Es ist nicht der schlechteste Zug im Charakter der nördlichen Deutschen, daß sie, ungeachtet der glatten Worte und der süßen Lokpfeife dieses Spekulanten, doch sich nicht so eifrig zu seiner Bühne drängten; und die ganze pomphaft angekündigte Union, die aus mehrern Tausenden bestehn sollte, Bankerot machen mußte. — Da nun die Farce vorbei ist, so daß man sie itzt von Anfang bis zu Ende auspfeifen kann; so ist, ehe sie ganz vergessen wird, doch diese meine Nachricht davon vielleicht nützlich, um zu zeigen: welche unverschämte Erwartungen von der gutmüthigen Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenos-

sen sich mancher litterarischer Abenteurer macht, um die hirnlosesten Plane darauf zu bauen.

VIII. Noch lehrreicher aber ist es vielleicht, wenn ein offenbarer Betrüger sich mit Errichtung geheimer Gesellschaften abgiebt. Wen ein solches Beispiel von seinem Schnellglauben und Heißhunger nach Geheimnissen nicht etwas abschrekt, nicht etwas bedachtsamer und zurükhaltender macht; der ist freilich schwer zu heilen. Dies ist die Moral zu den itzt geendigten Betrügereien des berüchtigten Grossinger, der sich lange genug Herr von, auch wohl Freiherr von Grossing genannt hat; ja sogar, als ein ächter Proteus, unter weiblichen Larven auftrat, als Frau von Roscowald, als Gräfinn Augusta von Staff, als Frau von Rohr. Unter dem letztern Namen stiftete er — um nur seiner neuesten Erfindungen zu erwähnen — 1788 im Reiche einen Harmonie-Orden. Ein Eid mußte auch hier geleistet werden. Und was mußte man zu demselben geloben? Wörtlich folgendes: „Ich „verspreche vor Gott und nehme ihn zum Zeugen, „daß ich all mein Lebelang“ (aus dieses Unholds Klauen ist also gar keine Errettung) „ein treues „eifriges Mitglied der Harmonie sein, allen ihren „Gesetzen gehorchen, und zur Errichtung ihrer „erhabnen Endzwekte aus allen Kräften mitwirken will; verspreche auch allen Mitgliedern der „Harmonie ewige Freundschaft, und ihren Vorgesetzten, nebst Freundschaft und Liebe, auch „Unterwürfigkeit!“ *) — Und es gab gutmüthige

*) Man fand bei Grossinaers Verhaftnehmung bei ihm eine Anzahl Harmonie-Ordens-Diplome, wovon einige mit den Namen der neu aufzunehmenden Mitglieder ergänzt und gesiegelt waren. Das Diplom selbst lautete so:

„Augu-

thige Seelen, die dergleichen unterschrieben! Wenn man aber itzt weiß, welcher Bube hinter dem Vorhange stekte, dem gute Menschen „auf all ihr Le„belang Gehorsam gegen alle seine Gesetze und Un„terwürfigkeit vor Gott gelobten", wenn man weiß, daß es einer der ehrlosesten Verbrecher, daß es Grossinger war; — o so mögte man mißmüthig werden und bei der menschlichen Swachheit verzweifeln, wenn man nicht sich durch den Gedanken zu stärken weiß, daß Vernunft und Wahrheit am Ende doch obsiegen werden, und daß es schon Glük und Selbstbelohnung genug ist, zur Verbreitung dieser beiden Himmelsgaben und zur Störung der Modeschwärmerei und des Geheimnißwahnes gearbeitet zu haben, wenn auch der glükliche Erfolg der guten Absicht nicht immer entspricht!

„Augusta, Gräfinn von Staff, verwitwete „Herzogin von Newkastle, Großfrau der Harmo„nie, nimmt dich — — — zu . . . . Freundinn „der Harmonie auf, damit du nach dem Maaße „deiner Mitwirkung an den Verdiensten derselben „Theil nimmst. Bestrebe dich, daß du es ver„dienest, . . . . zu werden. Jedes Mitglied „der Harmonie, dem du diesen Bundesbrief vor„weisest, ist verpflichtet, dir alle freundschaftliche „Pflichten zu erweisen; doch mußt auch du gegen „jedes Mitglied der Harmonie die gegenseitigen „Pflichten der Freudschaft erfüllen; und, damit dies„er Bundesbrief seine vollkommne Kraft und Wir„kung erhält, ihn von der National-Mutter der „deutschen Zunge, der Land- und Lokal-Mutter, „gleich itzt unterschreiben, von der Lokal-Mutter „aber, die dir am nächsten liegt, jährlich bestätigen „lassen. Der Herr des Weltalls segne dich mit Ver„nunft, Wahrheit und Weisheit. Gegeben unter „dem Großsiegel den — Junius 1788."

# Berlinische Monatsschrift

## 1789.

### Viertes Stük. April.

I.

## Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

(Man s. März S. 199.)

### XVI.

Im vorigen Monat haben wir gesehen, daß die von Nekkern angegebenen Grundsätze in Absicht der Form des Reichstages eine ganz neue Konstitution des französischen Staats vermuthen ließen; und wir muthmaßten, daß dadurch leicht innerliche Unruhen veranlaßt werden könnten (S. 203). Dieses ist leider eingetroffen, und in Bretagne sind sogar blutige Auftritte erfolgt. Der König von Frankreich hat bei dieser Gelegenheit den sanftesten Ton angenommen; und es scheint, daß Nek-

ker das System erwählet hat, alles durch gütliches Zureden, durch gelinde Zurechtweisung und durch zwekmäßige Belehrung abzumachen. Die Zeit muß zeigen, wie ihm dies gelingen wird.

Ueber die Art, wie die Stimmen auf dem Reichstag gezählt werden sollen, sind ebenfalls mancherlei Unruhen entstanden; und einige Provinzialversammlungen haben geradezu entschieden: daß bei einer allgemeinen Zusammentretung des ganzen Reichstags, nach den Ständen, und nicht nach den einzelnen Stimmen, beschlossen werden soll. — Ich wiederhole hiebei die im vorigen Monate (S. 202) schon aufgeworfene Frage: Wäre es nicht besser gewesen, wenn der König sogleich bestimmt hätte, wie in diesem Falle votiret werden sollte?

Jedoch, diese Gegenstände betreffen nicht eigentlich die Nekkersche Finanzverwaltung, über welche ich meine Anmerkungen mittheilen will. In Absicht auf die Finanzen habe ich seit vorigem Monate weiter nichts als folgende Punkte in Erfahrung gebracht.

1) Die französischen Fonds sind im Kaufwerth beinahe um zehn Prozent gestiegen. Noch ist aber der Zinsenfuß, zu welchem sie gekauft und verkauft werden, über fünf vom Hundert *).

2) Nek-

*) Man s. Dezember 1788, S. 511, Nr. 4.

2) Nekker soll beträchtliche Spekulationen in Abſicht der öffentlichen Fonds gemacht, und dadurch für den Staat anderthalb Millionen Liver gewonnen haben. — Dieſe Operation iſt mir unverſtändlich. Entweder hat Nekker in der That öffentliche Fonds gekauft, oder nur nach Art der Aktienſpieler geſpielt. Im erſten Falle kann man billig fragen: woher Nekker das Geld zu dieſem Ankauf erhalten hat? Hätte er Geld gehabt, um es in Effekten anlegen zu können; ſo hätte er wohl vorzüglich die dem Staat zur Laſt fallenden fälligen Kapitalien abſtoßen müſſen. Da er dies nun nicht gethan hat, ſo wäre dieſe Operation höchſt nachtheilig für Nekkers Charakter. Der Fall wäre alsdann dieſer. Er hätte Kapitalien zu bezahlen gehabt, wozu das Geld auch vorräthig geweſen wäre; er hätte aber die Bezahlung verweigert, und dadurch die öffentlichen Papiere unter ihren wahren Werth heruntergebracht. Und nunmehr hätte er unter der Hand dieſe Papiere unter ihrem Werth aufgekauft, die Gläubiger des Staats um ihr Eigenthum gebracht, und daraus einen Gewinn für den Staat gemacht. Dergleichen Wucherſtreich läßt ſich im itzigen Jahrhundert von keinem rechtſchaffenen Staatsminiſter denken; und Nekker kennt die wahren Begriffe vom Kredit zu gut, als daß er nicht einſehen ſollte, wie er dem öffentlichen Kredit Frankreichs durch eine ſolche Operation einen neuen tödtlichen Stoß verſetzen würde.

Man verstehe mich recht. Ich tadle es nicht in allen Fällen, wenn ein Finanzminister mit Geld in der Hand öffentliche Schulden unter ihrem Zahlwerth zum Vortheil des Staats aufkauft; aber, wenn ein Finanzminister diese Operation zu der Zeit vornimmt, da er selbst durch einen Machtspruch die Rükzahlung fälliger Kapitalien verweigert, so erniedrigt er sich bis zu der Rolle eines elenden Wucherers.

Also wird Nekker vermuthlich gespielt haben; das heißt: er wird eine große Menge von öffentlichen Effekten verkauft oder gekauft haben, um sie an einem bestimmten Tage im ersten Fall abzuliefern, und im zweiten anzunehmen; und wenn dann am Ablieferungs- oder Empfangstermin sich der Preis der Effekten in jenem Falle zum Vortheil des Verkäufers vermindert, und in diesem Falle zum Vortheil des Käufers erhöhet hat, so wird er den zu seinem Vortheil Statt findenden Unterschied der Preise auf Kosten derer, die mit ihm diese Art von Spiel eingegangen waren, eingezogen und damit den Tresor bereichert haben. Aber auch dies ist von Nekkern nicht wahrscheinlich; im Gegentheil ist ja dieses Spiel in Frankreich verboten, und Nekker selbst hat dies Verbot während seiner itzigen Administration erneuert*).

Ich

*) S. Dezember, S. 513, Nr. 3.

Ich zweifle also an dieser ganzen vorgegebenen Spekulation auf öffentliche Fonds; und mithin fiele dieser Gewinn von anderthalb Millionen Livres auch weg.

Berlin, den 11 März 1789.

2.

# Fernere Untersuchungen über allgemeine Toleranz und Freiheit in Glaubenssachen *).

I.

Das gegenseitige Vertrauen, durch welches allein freie Menschen bewogen werden, sich als Glieder eines Staates mit einander zu verbinden, dieses heilige Band der bürgerlichen Gesellschaft gründet sich also durchaus nicht auf spekulative Meinungen. Die Neigungen, die Sitten, der Lebenswandel des Menschen sind der Gegenstand des Vertrauens. Es erfordert dieses also nur eine gute Meinung von denen Gesinnungen des Mitbürgers, welche sich auf seinen Lebenswandel beziehen. Wer ver-



*) S. die Briefe aus Amerika über die allgemeine Toleranz von Möser im Junius 1787 und März 1788; und den meinigen im Julius 1788 der Berl. Monatsschr.

mag aber die unendlichen Irrgänge zu erforschen, und allgemeine Gesetze darüber zu entdekken, wie Meinungen mit Handlungen zusammenhängen? Wer kann alle die feingesponnenen Verbindungen menschlicher Gedanken übersehen? wer wagt es zu bestimmen, aus welchen Meinungen unvermeidlich schlechte Sitten entspringen? oder sollte etwa auch noch die Inkonsequenz, die widersprechende Meinungen und Sitten mit einander zu vereinigen weiß, ein Gegenstand der Untersuchung menschlicher Gerichte und bürgerlicher Strafen sein?

Da wo Religion, Gesetzgebung und Sitten, in ein einziges unauflösliches Ganze verbunden, dem Volke eigenthümlich sind, und also den Bürger charakterisiren: da können National-Götter nicht verläugnet werden, ohne den Antheil an der irdischen Gemeinschaft mit aufzugeben: aber eben da ist an Meinungen gerade am wenigsten gelegen, und es finden sich Auswege, die Rechte der Menschen auf eigne Untersuchung und Einsicht zu retten. Sokrates durfte dem Aeskulap opfern, ohne seinen Charakter zu beflekken; und dem Verfasser des Buches über die Natur der Götter hat kein Römer jemals einen Vorwurf darüber gemacht, daß er die Stelle eines Augurs bekleidete.

Auch da, wo die Meinungen der Menschen nicht durch alte Ueberliefrungen der Vorfahren ehrwürdig, und in den wesentlichen und eigenthümlichen Nationalcharakter verwebt sind, mag jedem

Frem-

Fremden, seiner Meinungen wegen, die Aufnahme versagt werden: welche auch ohne alle Ursache verweigert werden darf, weil er kein Recht hat, sie zu fodern. Aber das erworbne oder ererbte Bürgerrecht ist ein Eigenthum. Es ist das edelste und unschätzbarste von allem Eigenthum. Nur sehr wenige Menschen bringen es zu der unglüklichen vermeinten Vollkommenheit, alles das als Schwachheit zu verachten, was durch Gewohnheit die festesten und deswegen ehrwürdigsten Bande der Menschheit ausmacht. Auch den Reichen, dem für sein Geld allenthalben Vergnügen, Ehre und Ansehen zu Gebote steht, befriedigt Vergnügen und Ehre nicht, wenn er es nicht da erhält wo er geboren und erzogen ist, wenn er es nicht unter Verwandten und Landsleuten genießt. Und was wird dem Aermern den Verlust alles dessen ersetzen, was ihm, von der ersten Kindheit an, lieb war? Nicht bloß das vollkommne Bürgerrecht, welches in jedem Staate seine besondern Bestimmungen hat (Jus Quiritarium, Droit de Citoyen, Freehold gewissermaßen), sondern schon das Recht, an dem Orte der Geburt zu leben, ist unschätzbar; und selbst der sine capite census, der weiter nichts als seinen eignen Leib hat, verliert unendlich viel, wenn er auswandern muß *). Ver-

 wandte,

*) Ohne guten Namen aber findet er kein Verdienst, und muß auswandern. Auch er hat also eine Ehre

in

wandte, Freunde, Mitbürger, die durch ähnliche Anlagen der Natur, durch gleiche Sitten und Gewohnheiten, gleiche Sprache, gleiche Denkart, uns werth sind, die eben deswegen die gemeinschaftlichen guten Eigenschaften am meisten schätzen, und die gemeinschaftlichen Schwachheiten am wenigsten hoch empfinden: das alles zu verlassen, um unter Fremden zu leben, die um der geringsten Eigenheiten der Nation, der Provinz, ja des Dorfes willen, abgeneigt sind, und nie das vollkommne Vertrauen des gebornen Landsmannes fassen! Dieses schrekliche Schikſal aufzulegen, steht nicht in der Willkühr eigensinniger und launiger Menschen *). Oder hatten etwa auch die Aegypter ein Recht, die Rothhaarigen, um einer religiösen oder unerklärlichen Antipathie willen, zu tödten? Und soll es meinen Mitbürgern auch erlaubt sein, mich zu vertreiben, weil ihnen mein Gesicht mißfällt? Das Bür-

zu verlieren; und ich durfte daher behaupten (in dem Briefe über die allg. Toleranz) daß Versicherung bei Verlust der bürgerlichen Ehre allgemein die Stelle des Eides allenfalls vertreten könne. Eigentlich aber überhebt mich schon der dort erwähnte Umstand: daß niemand weiß, ob der Bekenner eines Gottes an diesen Gott glaubt, — der Verpflichtung, die Schwierigkeiten zu beantworten, welche hier entstehn.

*) Es ist wirklich auffallend, wie manche Schriftsteller, welche glauben, das Volk sei geboren, um zu gehorchen, und welche daher drükkendere Grundsätze des Despotismus ausdenken, als selbst diejenigen,

Bürgerrecht ist ein Eigenthum; und darf, wie jedes andre Eigenthum, nicht genommen werden, wenn es nicht verwirkt ist. Und verwirkt wird es nur durch Handlungen. Es mag eine Gemeine immerhin ein Sittengericht errichten, um Verbrechen zu verhindern, und auch dem Laster beizukommen, welches sich dem Kriminalrichter entzieht. Dieses Sittengericht, welches in Rom vom Censor ausgeübt, so ehrwürdig, so furchtbar, so wirksam war, und welches in einer sehr kleinen Gemeinheit, von erwählten Aeltesten (aber nicht von landesherrlichen Polizeibedienten) verwaltet, die vortreflichste Anstalt sein würde, um das Unzulängliche aller menschlichen Gesetze durch Willkühr auf eine unschädliche Art zu ersetzen: dieses Sittengericht selbst darf nie über Meinungen erkennen. Denn die bürgerliche Gesellschaft ist eine äußre Gemeinschaft, und die Meinungen gehen alle Endzwekke,



nigen, welche die Macht haben, sie auszuführen: wie diese so leichtsinnig von der Verbannung reden. So kann ich auch nicht billigen, daß selbst im Braunschweigischen Journal (März 1788) jedem, der sich nicht gefallen lassen will, in einem Geschäfte, welches die ersten Rechte und edelsten Pflichten der Menschheit angehet, in der Erziehung, alles zu befolgen, was dem Regenten in einer übeln Stunde gerathen werden mag zu verordnen, angeboten wird, aus dem Lande zu ziehen. Als ob niemand zu klagen habe, wenn nur freier Abzug gestattet wird!

zu deren Erreichung jene errichtet worden, nichts an. Die Ueberzeugungen eines Menschen in Angelegenheiten seines eignen persönlichen Wohls, und in sofern es sich auf keinen andern Menschen bezieht, sind ihm so eigen, daß sie ihm gar nicht genommen werden können. Es ist ganz unmöglich, daß er ihnen entsage. Sie gehn also vor allen Rechten menschlicher willkührlicher Verbindungen her. Der Mensch kann auch dafür nicht einstehen, daß seine Ueberzeugungen immer dieselben bleiben werden. Es kann also auf diese daurende Ueberzeugung unmöglich bei Errichtung bürgerlicher Gesellschaften Rücksicht genommen werden. Vielmehr schließt die Natur der bürgerlichen Verbindlichkeit die innre Ueberzeugung aus; und es ist mein erster Grundsatz dieser:

**Kein Mensch hat ein Recht, oder kann ein Recht erwerben, und seinem Mitbürger eine Pflicht daraus machen, daß er etwas glaube oder nicht glaube *).**

Die-

*) Wenn es auch eine Glaubenspflicht giebt, die neuerlichst Herr Schlosser (ein Schriftsteller, den ich oft bewundre, wenn ich gleich häufig ihm nicht uneingeschränkten Beifall geben kann) im Braunschweigischen Journale in einer Gestalt vertheidigt hat; so ist diese doch immer nur eine innre Pflicht, deren Untersuchung hier nicht am rechten Orte sein würde. Sie bleibt allemal dem innern Forum des Gewissens unterworfen, und kann nie äußern Zwangspflichten zum Grunde liegen

Diesem Rechte der Ueberzeugung aber hängt das Recht des öffentlichen freien Bekenntnisses unmittelbar an. Was kann einem Menschen daran gelegen sein, daß sein Nachbar heuchle? Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, daß aus der Mannichfaltigkeit des äußern Bekenntnisses Haß, Feindschaft und innre Unruhen im Staate entstehn müssen. Gesetzt es wäre, so dürfte die bürgerliche Gewalt doch immer nur diese Ausbrüche hintertreiben. Und wenn sie die Verschiedenheit des öffentlichen Glaubens und der Sekten als die Quelle jenes Uebels abzustellen trachtete, so stiftete sie noch ungleich mehr Unheil als sie verhindern kann; weil sie etwas (in Absicht auf den Glauben) Unmögliches, oder (in Absicht auf die Bekenntnisse) Ungerechtes unternimmt. Ich will hier nicht bei den bekannten Geschichtsbeweisen von dem Erfolge der Religionsbedrükkungen verweilen: aber darauf muß ich aufmerksam machen, daß die Erfahrung selbst jenes Vorurtheil widerlegt, als ob aus der Verschiedenheit der Sekten Unordnungen entstehen müssen, wenn sie uneingeschränkt ist. Es beweisen dieses die dreizehn vereinigten Staaten von Amerika, in denen, bei einer in einigen Provinzen beinahe vollkommenen Freiheit und Gleichheit aller Kirchen und Sekten, kein Religionshaß ist*). Aber auch

*) Ich will mich hier nicht auf einen Amerikaner berufen, dessen Zeugniß in den Verdacht gerathen könnte,

auch sind freilich dort alle übrigen politischen Rechte der Menschen noch in voller Kraft *).

## II.

Aber wenn die Ueberzeugungen eines Menschen seine Mitbürger in Ansehung äußrer Verpflichtungen nichts angehen; so hat die Kultur derselben einen desto größern Werth für diesen Menschen selbst, und für eben diese Mitbürger, in sofern sie nicht durch den Zwang der Veranstaltungen zum Behuf des sinnlichen Lebens, sondern durch das freie Band der Liebe zu ähnlichen Wesen, zu Theilneh-

könnte, als sei aus Vaterlandsliebe etwas verschwiegen. Aber man sehe z B. die Reise des deutschen Arztes Schöpf.

*) Es ist überhaupt ein Vorurtheil, das nur in der Herrschsucht der Mächtigen gegründet ist: daß das sich selbst überlassene Volk allemal Ordnung und Ansehn der bürgerlichen Gewalt verkenne und zerstöre Nur im Kampfe mit unrechtmäßig um sich greifenden Obern ist das Volk oft nicht zu bändigen. Aber da, wo es sich selbst überlassen ist (wie Amerika seit der Independenz beweiset), oder auch da, wo der offenbare Despotismus einiger Personen alles zu zertreten bemüht ist, und dadurch alles zwingt, sich dagegen zu vereinigen: fühlt das Volk bald die Nothwendigkeit bürgerlicher Ordnung, und unterwirft sich ihr willig. Wie großer Aufopferungen alsdann selbst solche Klassen von Staatsbürgern fähig sind, die sonst nicht gern Vorrechte fahren lassen, beweisen in unsern Tagen einige Provinzen in Frankreich.

nehmern der Vorzüge der Menschheit, Vernunft und Glükseligkeit durch Sittlichkeit, an einander gekettet sind. Sie verbinden sich daher mit einander, gemeinschaftlich ihre Einsichten in die Angelegenheiten des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, zu verbessern; die für gut erkannten Gesinnungen in sich zu erhalten und zu beleben. Die Errichtung einer solchen Gesellschaft, welche sich bloß auf die Erkenntniß und Erforschung der Wahrheit gründet, hat einen eigenthümlichen außerordentlich großen Reiz für alle Menschen. Diese **Erkenntniß der Wahrheit** ist ihr Eigenthum, an welches der Regent gar keinen Anspruch machen kann. Die bürgerliche Freiheit wird wegen der unendlichen Bedürfnisse des Staats so sehr eingeschränkt; alles sinnliche Eigenthum ist so vielen Lasten unterworfen; täglich werden durch die Vervollkommnung der Staatskunst neue Mittel erdacht, durch die feinsten und verborgensten Wege diesem Eigenthume beizukommen; so daß der Mensch in allen Angelegenheiten des Lebens nur seine Abhängigkeit von seinen Mitbürgern und von den Obern fühlt. Aber diesem geistigen Eigenthume, der Erkenntniß der Wahrheit, oder nach einem andern Ausdrukke, dem Seelenheil des Menschen, kann auch selbst der unumschränkteste, der herschsüchtigste und drükkendste Despot nicht beikommen. Solche Regenten, welche ihre weltliche Gewalt am weitesten auszubreiten sich bemühten,

ten, haben oft erfahren, daß der Mensch doch nicht ganz zum Sklaven gemacht werden kann; daß etwas in ihm frei bleibt, und daß ihm auch etwas Aeußres in Beziehung auf dies innre freie Eigenthum verstattet werden müsse, wenn er nicht zur Verzweiflung getrieben werden soll. Sie haben daher diese geistlichen Rechte der Menschen oft mehr respektirt, als andre minder herschsüchtige Fürsten. Selbst der große Haufen der Menschen fühlt diesen Werth der kirchlichen Einrichtungen sehr lebhaft: hier sieht er sich endlich einmal als Zwek behandelt, wenn er in allen Anstalten der bürgerlichen Gesellschaft zu dem leider nur allzugut gegründeten Verdachte veranlaßt wird, daß man ihn nur als Mittel ansehe. Daher denn die ungemeine Anhänglichkeit sogar an das Gebäude, welches um des Volks selbst willen gebauet ist. Wenn ein ganzes Dorf abbrennt, so ist es oft der Trost der Verarmten, daß doch die Kirche stehn geblieben.

Eine Gemeine also wird errichtet. Wem wird das Recht zustehn, festzusetzen, was ihr gelehrt werden soll? Die mehresten Schriftsteller entscheiden alle Fragen, welche hier entstehen, aus Grundsätzen der christlichen Religion, oft ohne anzugeben, daß sie nur daher ihre Gründe nehmen, welche also auch nur unter Voraussetzung ihres Glaubens anwendbar sind. Allein es dürfen alle solche Grundsätze hier nicht zugelassen werden; und

es

es liegt die Verpflichtung ob, diese Untersuchung aus ganz allgemeinen philosophischen Gründen zu führen. Nicht als ob uns daran gelegen wäre, auch das Verfahren Mohammedanischer oder Indianischer Religionsverwandten darnach beurtheilen zu können; sondern weil alle und jede als ächt christlich aufgestellte Prinzipien schon als solche dem Widerspruche ausgesetzt sind: indem wohl nicht leicht ein solcher Satz über Religionsverfassung und über Duldung Andersdenkender genannt werden kann, der nicht von irgend einer christlichen Partei geleugnet oder bezweifelt wäre, oder doch wenigstens bezweifelt werden könnte. Unleugbare Behauptungen über diese Gegenstände können schlechterdings nur aus den Begriffen von Ueberzeugung und Rechtmäßigkeit hergeleitet werden; denn es braucht überhaupt jeder Partei von der andern nichts mehreres eingestanden zu werden, als was aus den unleugbaren Rechten dieser eignen Ueberzeugung folgt.

Aus denselben ist der Anspruch, welcher zuerst und am lautesten erhoben wird, leicht zu beurtheilen. Leidet es dieses Recht des Gewissens, daß der Regent die öffentliche Lehre festsetze, weil diese öffentliche Lehre doch so großen Einfluß auf die Ruhe und Glükseligkeit des Volks haben soll? — Aber der Gegenstand der Lehre ist Wahrheit; nicht Ruhe, Wohlstand, oder irgend ein andres Interesse der bürgerlichen Gesellschaft. An ihr hat der

Mensch

Mensch als vernünftiges Wesen ein höheres Interesse, als alles dieses. Er ist ja nicht ein Werkzeug der bürgerlichen Gesellschaft; denn wo existirte dieses Corpus mysticum, wenn es nicht in seinen Gliedern wäre? sondern er macht den Endzwek aus, für den jenes Werkzeug erdacht worden. Selbst Hobbes, den der Abscheu gegen die bürgerlichen Unruhen, die mit theologischen Streitigkeiten im leßten Jahrhunderte in seinem Vaterlande so genau verwebt waren, bewog, dem Regenten uneingeschränkte Macht zuzueignen, die öffentliche Lehre festzusetzen: (de Cive Cap. 17. §. 27. Leviathan Cap. 18 und 42) selbst er kann dieses Recht des Regenten nur aus der Voraussetzung erweisen, daß das Volk aus Liebe zu Ruhe und Einigkeit (das höchste Gut der menschlichen Gesellschaft nach seinen Begriffen), welche ohne ein solches Recht nicht sollen bestehen können, auf alle seine ursprünglichen Rechte zum Besten des Regenten Verzicht gethan, dergestalt, daß der Wille desselben nunmehr für den Willen des Volks selbst anzusehen sei. (Leviathan Cap. 17. de Cive Cap. 5. §. 11). Aber es ist nicht nothwendig, daß dieser Auftrag uneingeschränkt sei. Ja es ist unmöglich, daß er es sei.

Es giebt unveräußerliche Rechte der Menschheit.

Auch Hobbes erkennt dieses. Ihm ist das Recht auf Leben und körperliche Freiheit ein solches.

ches. Aber wahrhaftig das Leben des Menschen besteht nicht im Leben und Gedeihen der körperlichen Maschine. Freier Gebrauch der Seelenkräfte ist ein höheres und wesentlicheres Eigenthum des Menschen, als selbst körperliche Freiheit.

Es ist also das erste jener unveräußerlichen Rechte der Menschheit: das Recht auf eigne Prüfung und Einsicht *).

Denn die Vernunft, dies charakteristische und wesentliche Eigenthum der Menschheit, zerstört sich selbst, wenn sie Verzicht auf eigne Ueberzeugung in

*) Diese Bemühung, sich und Andern Einsichten in die Gründe solcher Angelegenheiten zu verschaffen, welche ihrer Natur nach eigne Ueberzeugung erfodern, heißt ursprünglich: Aufklärung. Mendelssohn hat im Sept 1784 der Berlinischen Monatsschrift diese Bedeutung erklärt; und Kant, im Dezember desselben Jahrs, mit dem ihm ganz eignen originalen Talente, die lezten Gründe zu finden, und diese Prinzipien zugleich in alle interessante Anwendungen zu verfolgen, entwikkelt. Es scheint aber, als ob dem lezten Richter des Sprachgebrauchs, dem Publikum, diese Bedeutung nicht mehr gefalle; und daß dieser Ausdruk in einer neuen gebraucht werden solle, die man einigermaßen aus der Analogie andrer Sprachen rechtfertigen kann. So sagt man nehmlich: éclaircir une forêt, wenn gute und schlechte Bäume, alles bei der Reihe, weggehauen wird. Um allen Streit zu vermeiden, habe ich das Wort, welches seit einiger Zeit beinahe ein Signal von Parteien geworden ist, gar nicht gebraucht.

in solchen Angelegenheiten leistet, welche nicht etwa den Bürger und Aeußerungen der Kräfte des Menschen in der sinnlichen Welt, sondern seine eigne Vernunft und Sittlichkeit, also ihn selbst, das höchste Prinzipium seiner ganzen Existenz als Mensch, angehen. Die Handlung, wodurch er darauf Verzicht leistet, ist die wesentlich und ganz unwidersprechlich unvernünftigste, weil sie die Vernunft selbst vernichtet; und also auch unrechtmäßig *) III.

*) Herr Professor Hufeland drükt dieses in seiner treflichen Abhandlung über das Recht protestantischer Fürsten in Glaubenssachen u. s. w. etwas anders aus. „Hier (sagt er) ist der Fall, wo „Gotte mehr gehorcht werden muß, als Menschen.“ Ein schöner Ausdruk, sobald erst bewiesen worden, daß Gotte gehorchen, nur so viel heißt, als eigner reiner Ueberzeugung folgen: und das läßt sich selbst demjenigen beweisen, der auch nur einen bald zürnenden, bald freundlichen König der Wolken und Vater des Donners für seine Gottheit erkennt Denn am Ende beruhet auch die Folgsamkeit des blindesten Eiferers auf seiner Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Vorstellungen: woher auch die Ueberzeugung rühren mag. Aber eben deswegen gründe ich meine Räsonnements lieber auf die ungezweifelten Rechte dieser Ueberzeugung, um den Mißverstand zu vermeiden, in den so viele Schriftsteller fallen, die von der Sache Gottes reden, ohne zu beweisen, daß Gott sie gerade ihnen, mehr als andern redlichen Forschern der Wahrheit, anvertrauet habe. Sich selbst und die mit sich Gleichdenkenden aber ausschließlich für redliche Forscher der Wahrheit zu erklären, ist ein gar zu verächtlicher Hochmuth.

III.

Ueberzeugung aber verlangt durchaus Einsicht. Selbst diejenige Ueberzeugung, welche auf der Autorität des Lehrers beruhet, ist ohne eigne Einsicht der Gründe nicht möglich: denn der Lehrer muß doch seine Beglaubigung beibringen, der Prophet seine Sendung beweisen. So kann die römische Kirche, welche manche Lehren nur aus dem Grunde annimmt, weil sie in der Kirche überliefert worden, keinen Proselyten machen und keinen im Glauben der Kirche erhalten, ohne ihm, wenn er zweifelt, das Ansehen der Kirche zu beweisen, auf welchem jener Glauben beruhet. Dieses Ansehn der Lehrer hängt zuletzt immer von der Ueberzeugung der Untergebnen ab, und hört mit ihr auf. Es läßt sich wohl denken, daß die Untersuchung der wichtigsten Angelegenheiten Einzelnen aufgetragen werde, welche sich das Vertrauen als Sachverständige erworben haben: aber ihre Aussprüche stehen nicht, gleich der Entscheidung eines Kompromißrichters, unwiderruflich fest. So überläßt die Gemeine den Religionsunterricht den Einsichten des geistlichen Standes, welcher sich der Erwerbung der nöthigen Kenntnisse gewidmet hat.

Es gehört nehmlich zu vielen Untersuchungen, welche mit allgemein interessanten Wahrheiten genau zusammenhängen, tiefes Nachdenken, ja manche gelehrte Kenntnisse. Es ist eine Raserei, über

dergleichen Gegenstände urtheilen zu wollen, ohne nachgedacht, ohne gelernt zu haben, was man wissen muß, um darüber zu urtheilen. Es ist ein Verbrechen gegen die Vernunft, zu solchem eingebildeter Weise selbstgefällten Urtheile zu verleiten. Es ist thöricht, es ist schändlich, Vorträge über Gegenstände, die gelehrte Kenntnisse erfodern, an das ungelehrte Volk zu thun, und diesen ununterrichteten Richter zu seinem eignen Nachtheile zu einem Spruche aufzufordern und zu verleiten, der eben deswegen nichtig ist — für jeden, der bessrer Einsichten sich bewußt zu sein glaubt. Aber wer darf es wagen, die Entscheidung dessen, was für das Volk gehört, und dessen was ihm vorenthalten werden soll, einem Menschen aufzutragen? Welcher Gerechte, welcher Freund des Menschen, darf sich nur den Gedanken an eine solche Veranstaltung erlauben, wodurch unfehlbar dies unglükliche Geschlecht dem heiligen Orden, der den Auftrag erhielte und ihm zu Folge sich anmaßen würde, für dasselbe zu denken, oder der weltlichen Gewalt, die durch Festsetzung der Lehre demselben eine noch drükkendere Last des Gehorsams auflegte, als durch Staatsrecht aufgelegt werden mag, oder endlich dem schreklichen Kampfe beider Preis gegeben wird, in welchem das Volk allemal verliert, auf welche Seite sich auch der Sieg neigen mag?*

Das

Das Volk selbst kann kein Recht ertheilen, über seine Einsichten zu herrschen, und festzusetzen, wie weit der Vernunftgebrauch gehen solle *).

Es werden nur Nachdenken und Kenntnisse erfodert: und es steht bei dem freien Willen eines jeden, ob er durch Nachdenken und Fleiß in die Klasse derer übergehen will, die ein Recht haben zu urtheilen. Die gelehrte Welt ist keine Republik, in welcher man das Bürgerrecht durch Einwilligung Andrer erhält: so gern auch manche für ihre Nachtwachen und Mühseligkeiten sich auch noch dieses Recht anmaßen mögten, Andern den Weg zum Heiligthum eröfnen oder verschließen zu dürfen. Ja selbst das Recht, welches Alter und Verdienste sonst in der gesitteten Welt geben, ist hier sehr eingeschränkt, und muß dem Rechte freier Untersuchung und dem dreisten Widerspruche besserer Einsicht weichen.

Die Doktortitel der Universitäten sind eine treffliche Einrichtung, und waren ehedem ein sehr wirksames Mittel, den Einfluß der alles verschlingenden weltlichen Macht in gelehrte Anstalten einzuschränken. Wenn aber die Fakultäten sich an-



*) Freilich ist es, wie Plato sagt, nicht bloß dem Kinde, sondern auch dem Manne gut, der Vernunft eines Bessern zu folgen, wenn er selbst noch nicht vernünftig ist. Aber darf es der bürgerlichen Gewalt überlassen werden, festzusetzen: wer dieser Bessere sein solle?

maaßen wollen, dem Publikum die Benutzung der Einsichten solcher Männer zu entziehen, die nicht gerade so denken, wie die Examinatoren; so steht das unveräußerliche Recht der Menschheit auch gegen sie auf, und vindizirt seine ursprüngliche Freiheit. Man braucht in der Geschichte nicht bis zu jenen Zeiten zurükzugehen, da die Lehre der Realisten durch bürgerliche Gesetze verboten ward, oder da die Universität Paris die Feinde der Aristotelischen Philosophie mit Gewalt unterdrükken wollte, um Beispiele zu finden, daß diese Anstalten zur Beförderung der Einsicht sich gern auch eine weltliche Macht zu Unterdrükkung der Einsichten Andrer anmaaßen.

Die Sprüche der Geistlichen über die Rechtgläubigkeit der Lehre bleiben also immer noch dem höhern Urtheile der Gemeine selbst unterworfen; und die Ausspruche des Konziliums, selbst eines von allen Gliedern der Kirche gewählten und anerkannten, sind nur so lange verbindlich, als jeder diese Verbindlichkeit selbst anerkennt.

Daher wäre es denn auch eine unverzeihliche Inkonsequenz gewesen (nicht die einzige in der Reformationsgeschichte): daß Luther, der seine Lehren auf eigne Einsicht und auf die überzeugende Kraft seiner Beweise stützte, sich so oft auf die Aussprüche eines Konziliums berief; wenn er dieselbe nicht durch den Zusatz wieder gut gemacht hätte, daß auch dieses Konzilium ihn aus der Bibel,

also mit Gründen, deren Aechtheit er selbst anerkannte, widerlegen sollte.

Niemand also darf der Gemeine ein Glaubensbekenntniß aufdringen. Nur mit allgemeiner Beistimmung darf eine Glaubensformel entworfen werden; und die Gemeine ist, so bald sie will, selbst allein gültiger Richter über deren Werth und Ansehen.

Zunächst dient diese Glaubensformel als eine Deklaration dessen, was die Gemeine für wahr hält. Wollen Andre sich mit ihr zu Einem Namen verbinden, und eine Gesellschaft errichten, die auf Gemeinschaft des Glaubens beruhet; sie mögen es frei thun. — Aber es kann auch dieses Glaubensbekenntniß zu einer Vorschrift für die öffentlichen Lehrer erhoben werden. Zwar läßt es sich wohl denken, daß Lehrer bestellt würden, deren Einsichten und gutem Willen die Gemeine vertrauete, und ihnen völlige Freiheit ließe, ihre Vorträge bloß nach eigner Ueberzeugung einzurichten. Es ist dieses vielleicht auffallend, weil es bei uns ungewöhnlich ist; aber es ist darum nicht ungereimt. Alle Wissenschaften und Kenntnisse werden völlig frei von allen festgesetzten Vorschriften in Ansehung des Inhalts betrieben, und erlangen eben durch diese freie Bearbeitung immer größere Vollkommenheit. Es läßt sich wohl denken, daß in einem Staate Religion eben so gelehrt würde,

ohne daß der eignen Prüfung einige Schranken gesetzt wären. Die Furcht vor gänzlicher Zerrüttung desjenigen Staates, in welchem jeder frei und öffentlich lehren dürfte, was ihm wahr dünkt, ist wohl ungegründet. Aber der Endzwek ist hier nicht bloß Belehrung, sondern auch Erbauung. Die religiösen Vorstellungen haben so außerordentlichen Einfluß, und daher so unvergleichbar großen Werth, sie stehn in so genauem Zusammenhange mit der Glükseligkeit und Wirksamkeit des Menschen: jeder wünscht daher selbst in guten Gesinnungen sich zu befestigen, und seinen Kindern diejenigen Ueberzeugungen früh mitgetheilt zu sehen, die ihm so werth sind. Die Gemeine fürchtet den Einfluß solcher Lehrer, deren Ueberzeugungen von den ihrigen abweichen. Und so entwirft sie eine Formel derjenigen Hauptlehren, von welchen als Grundwahrheiten ihr Lehrer nicht abweichen soll*). Sie ist in der Nothwendigkeit, eine solche Formel zu entwerfen. Denn wie könnte er sonst die verlangte

*) Aus diesem allen ist klar: daß die Anstalten, welche bloß auf Unterricht abzielen, von Vorschriften freier sein müssen, als diejenigen, welche bloß öffentliche Erbauung bewirken sollen; und daß die Lehranstalten immer weniger Vorschrift und festgesetzte Lehren dulden, je weniger sie mit der Erziehung zusammenhängen, und je mehr bloß Unterricht ihren Endzwek ausmacht, z B. bei den theologischen Fakultäten auf Universitäten.

langte Bedingung erfüllen? Soll er täglich fragen, ob irgend jemand seine Meinung geändert, und über Nacht etwa eine neue Wahrheit erträumt habe? Und wenn die Gemeine uneins ist, wie sie es unvermeidlicher Weise allemal in unzähligen Dingen sein wird: wessen Befehlen soll der Lehrer denn folgen? Gemeinschaftlicher Unterricht und Erbauung, nach den Grundsätzen, nicht bloß des Lehrers sondern auch der Zuhörer, läßt sich nicht denken, ohne daß man sich über einige gemeinschaftliche Glaubenspunkte vereinige.

Es ist eine anderweitig interessante Untersuchung, ob der Ursprung aller kirchlichen Gemeinheiten diesem gemäß gewesen. Aber hier ist sie überflüssig. Denn der angegebene ist der einzig mögliche rechtmäßige. — Wenn sich also ein Lehrer verpflichten will, mit jener Glaubensformel übereinstimmende Vorträge zu halten, so mag er es thun *). Es ist eine freiwillig eingegangene



*) Der Verf. eines Aufsatzes im 1sten Stük von Everhards philos. Magazin behauptet: eine Gemeine könne ihrem Prediger die Verbindlichkeit, sich an gewisse Lehren zu binden, gar nicht rechtmäßiger Weise auflegen: sie dürfe ihn nicht verabschieden, wenn er gegen diese Vorschriften lehrt. Aber aus welchem Grunde? In Wissenschaften, an denen ungleich weniger gelegen ist, verläßt jeder nach Willkühr einen Lehrer, der ihm nicht Genüge thut. Und in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen, sollte es nicht erlaubt sein, sich und die seinigen dem Unterrichte eines Mannes zu entziehen,

Verbindlichkeit. Die Gemeine wird zwar natürlicher Weise wünschen, daß nur derjenige diese Verpflichtung übernehme, dessen Ueberzeugungen mit dem Glaubensbekenntnisse übereinstimmen. Ob aber der Lehrer, der nächstdem an einigen Sätzen der vorgeschriebnen Formeln zweifelt, fortfahren dürfe, ihnen gemäß zu lehren, das steht allein bei seinem Gewissen. Er wird in jedem Falle wissen, ob er dem Endzwekke seines Lehramtes, die Einsichten und Gesinnungen der Menschen zu verbessern, Genüge thun könne, ohne gegen ihre von den seinigen abweichenden Ueberzeugungen anzustoßen: ob er mit den vorgeschriebnen Worten — denn Worte sind es doch nur, die geheiligt werden können, und es steht immer dahin, was für Begriffe damit in jedem Falle verbunden werden mögen, — ob er mit diesen Worten gute und richtige Begriffe verbinden könne, ohne in Verdacht falscher Lehre zu gerathen.

Diese

ziehen, der nach unsrer Meinung (gegründeten oder ungegründeten, darüber zu entscheiden, kömmt niemand zu als uns selbst) gerade zum Verderben führt? Wie wenig Gewicht die Gründe haben, auf denen die angeführte Behauptung beruhet, das beweiset schon dieses, daß der Verf. selbst ein Symbolum für nothwendig erklärt, welches aber nur das Dasein Gottes und Unsterblichkeit der Seele enthält. Und warum sollte denn der Lehrer hieran rechtmäßiger Weise gebunden werden können? — Wann werden doch die Philosophen lernen, daß ihre eigne Ueberzeugung keine Privilegien hat!

Diese Verpflichtung der Geistlichen auf symbolische Formeln hat in der christlichen Kirche freilich ungemein große Schwierigkeiten. Werden bloß Liturgieen gemacht, so ist nichts leichter als auf sie zu halten. Allein der christliche Prediger soll lehren. Er soll selbstgedachtes vortragen, er soll die Lehren der Kirche erläutern und erklären. Nun enthält, wie man sich schon durch geringe Aufmerksamkeit auf das Wesen der Sprache überzeugen kann, ein jeder Ausdruk eine eigne Nebenbedeutung; und es ist schlechterdings unmöglich, die autorisirten Lehrsätze in andern Worten vorzutragen, ohne zugleich Nebenbegriffe zu erregen, die von der Reinheit des ursprünglichen Begriffs mehr oder weniger abweichen. Rein aber soll die Lehre doch bleiben; und je mehr Sätze die vorgeschriebne Formel enthält, je bestimmter die Lehren darin enthalten sind, je vollkommner sie also alles in sich faßt, was diejenigen für Wahrheit hielten, die sie entwarfen: desto unmöglicher wird es, die Pflichten des Lehrers zu erfüllen, ohne von der Vorschrift abzuweichen. Diejenigen Prediger, welche sehr strenge bei dem Glauben ihrer Kirche bleiben, pflegen daher unaufhörlich in Ausdrükken der Bibel zu reden, welche sie mehrentheils nicht zu erklären wagen. Sie setzen dadurch ihre Rechtgläubigkeit außer allen Verdacht; ob sie aber dadurch die Erwartungen, die man vom Lehramte sich machen darf, erfüllen: das dürfte wohl vom aufmerksamen

men

men Beobachter bezweifelt werden, wenn gleich der große Haufen sich erbaut fühlt, so oft er die geweihten Ausdrükke hört.

Ferner: soll der Prediger nur dazu verpflichtet werden, daß seine Vorträge nichts gegen die symbolischen Lehren enthalten, so läuft die Gemeine Gefahr, ihre werthesten und wichtigsten Meinungen in Vergessenheit gerathen zu sehen, ohne klagen zu dürfen. Soll aber vorgeschrieben werden, wie oft jede Lehre erwähnt werden soll; so wäre es besser, lieber gleich auf Unterricht und eignen Lehrvortrag Verzicht zu leisten, und eine geheiligte Sammlung von Abhandlungen verlesen zu lassen: die sich aber nicht lange in Ansehen wird erhalten können.

In der protestantischen Kirche kommt zu allen diesen noch eine eigne Schwierigkeit hinzu. Nach ihren Grundsätzen ist die Bibel die einzige Quelle und soll die einzige Regel des Glaubens sein. Alle andern symbolischen Bücher erkennt sie selbst nur aus dem Grunde für rechtmäßig, weil sie unläugbar in der Bibel gegründet seien: wie schon die Formel beweißt, mit welcher die Geistlichen unterschreiben. Die Bibel aber enthält kein förmlich ausgedrükktes System, und läßt den Auslegern volle Freiheit (welche sie auch reichlich gebraucht haben), Systeme zu erdenken, aus denen sich der Zusammenhang aller einzelnen Lehren und Ausdrükke der heiligen Schriften erklären läßt. Die

protestantische Kirche kann also, wenn sie sich nicht der größten Inkonsequenz schuldig machen will, keine andre Glaubensformel vorschreiben, als solche die aus unvermischten Aussprüchen der Bibel besteht. Sie darf ihren eignen Grundsätzen zufolge Niemanden für heterodox erklären, der seine von der gewöhnlichen abweichende Meinung aus der heiligen Schrift zu erweisen vermeint. *)

So wenig es aber auch in dieser gegründet sein mag, ein solches vollständiges metaphysisches, psychologisches, theologisches, historisches, (und welche Wissenschaft könnte nicht hieher gezogen werden?) System für das einzig wahre mit der Religion Christi übereinstimmende zu erklären; so bleibt es doch allemal jeder christlichen Gemeine erlaubt, ein solches System als das ihrige anzunehmen, und sich wenn sie will darnach zu nennen. Glüklich, wenn nie ein Symbolum fidei zum unterscheidenden Merkmale einer Partei gemacht wäre! Denn hieraus ist die Vermischung weltlicher Angelegenheiten und weltlicher Macht mit geistlichen Dingen entsprungen, welche die Welt so viele Jahr-

*) Es ist nicht unmöglich, daß eine Gemeine bestehe, welche diesen Grundsätzen ganz vollkommen folgt. Die remostrantischen Taufgesinnten haben durchaus keine Symbolische Formel, und verpflichten ihre Geistlichen nur auf die Bibel. S. Walchs Neueste Religionsgeschichte im 8ten Theile.

Jahrhunderte lang verwüstet hat, noch itzt bei weitem nicht verschwunden ist, und vielleicht nie ganz verbannt werden kann. Aber rechtmäßig war und ist allemal jede Errichtung eines Glaubensbekenntnisses. Soll dieses gefährliche Recht gebraucht werden; so ist es immer besser, je weniger Lehren in das Symbolum aufzunehmen, und sie so unbestimmt als möglich zu lassen. Und dieses gerade um des Friedens willen, den man sich oft sehr verkehrter Weise durch die genauen Bestimmungen des Symbolums zu erhalten eingebildet hat. Je mehr Lehren, je genauere Bestimmungen gesetzmäßig werden; je häufiger sind natürlicher Weise die Abweichungen davon, und desto kleiner wird die Zahl derjenigen, die mit übereinstimmen. Die Sekten werden vervielfältigt; der Unterscheidungslehren, also auch der Gelegenheiten zum Zanke und zum Hasse, wird immer mehr. Indessen ist jede willkührliche Einschränkung erlaubt. Wenn die Dreieinigkeit oder die Gottheit Christi zu einer symbolischen Grundlehre gemacht werden darf; so ist es auch einer andern Gemeine erlaubt, die Ubiquität des Körpers Christi, oder was sie sonst für Spitzfindigkeiten immer will, unter die ihrigen aufzunehmen: wenn sie die Reinheit der christlichen Lehre nach ihren Begriffen nicht anders erhalten zu können vermeint. Denn diese eigne Meinung vom Werthe der Lehren ist ja der einzige Grund der symbolischen Formeln.

Hier

Hier muß ich noch eine Bemerkung über die Bedeutung des Wortes Gemeine machen, welcher ich das Recht, ihre Glaubensformel zu bestimmen, habe beilegen müssen. In bürgerlicher Absicht ist es nicht hinlänglich, Einwohner, auch nicht Eingeborner des Landes zu sein; es gehört noch ein besondres Bürgerrecht dazu, um in der Versammlung des Volks (wo und wenn es dergleichen giebt) eine Stimme zu haben. Die Häupter der Familien, als Eigenthümer, oder als Besitzer eines vollkommnen ächten Eigenthums, haben dies allein. In der kirchlichen Gemeine hingegen ist kein Ansehen der Person: es giebt hier kein Eigenthum, kein Bürgerrecht. Hier, hier allein ist nur von Menschenrechten die Rede; und es ist hinreichend, Mitglied der Gemeine zu sein, um ein gleiches Recht der Stimme zu haben. Die Richter der religiösen Veranstaltungen haben dies wohl erkannt, und ihre Anlagen danach gemacht. Der geistliche Stand wird nicht allein von einer Kontribution nach Maaß des Landeigenthums, sondern großentheils von persönlichen Beiträgen, oder von milden Stiftungen erhalten, deren Urheber das Beste des Volks, nicht bloß der Bürger oder Reihemänner, zur Absicht hatten.

## IV.

So lange nun die Gemeine selbst bei ihrem Glauben beharret, darf niemand sie darin wider

ihren

ihren Willen stören: Sie darf sich selbst, in Absicht auf ihren Glauben, in der ihrer eignen Intention gemäßen Verfassung erhalten.

Dem Landesherrn steht nicht das Recht zu, den Glauben des Volks zu reformiren. — Gesetzt ein ganzes Volk wäre von einem Religionssystem überzeugt, das alle bürgerliche Verpflichtungen und alle Gewalt des Regenten dem höhern Ansehen einer fremden geistlichen Gewalt unterwürfe: wird der Regent den Lehrern des Volks verbieten dürfen, Vorträge zu halten, welche diesen eigenen Ueberzeugungen der Nation gemäß sind? wird er, wenn sie sich weigern, neue Lehrer bestellen dürfen, welche das vortragen, was er für Wahrheit hält, oder was er für Wahrheit, die dem Staate nützlich sei, erklärt? Allerdings, wenn er sich als den von Gott gesetzten rechtmäßigen Herrn seiner Unterthanen betrachten darf. Handelt er aber nur Namens des Volks, ist er nur Handhaber der öffentlichen Gewalt, welche zur Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eingesetzt ist: wie darf er denn diese für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten bestellte Gewalt mißbrauchen, das zu beherrschen, was frühere und höhere Angelegenheit des Einzelnen war, ehe nur eine Vereinigung zu bürgerlichen Absichten gedacht werden mogte!

Der menschenfreundliche weise Regent, der sein Volk den verderblichen Vorurtheilen eines

Prie-

Prieſterſyſtems ergeben findet, wird ſich bemühen, den Geiſt der Unterſuchung zu erwekken, und zu befördern; er wird ſein individuelles Anſehen, und die Achtung des Volks gegen ſeine geheiligte Perſon gebrauchen, jeden zu ermuntern, der zu dieſem großem Endzwekke mitzuwirken vermag: aber er wird nicht durch Gewalt den Lauf der Natur, die zu Veränderungen des Volksglaubens Zeit erfordert, zu beſchleunigen ſuchen, und dadurch zerſtören. *)

Er wird alſo den Glauben des Volks reſpektiren; aber nicht den ungerechten Forderungen der mächtigern Partei nachgeben. Vielmehr wird er die geſetzliche Gewalt gebrauchen, den freien Denker gegen die Unterdrükkung derer zu ſchützen, die das allmächtige Vorurtheil des Volks auf ihrer Seite haben. **)

V. Die

*) Dieſe Grundſätze ſind in Vorſtellungen der Stände von Brabant und Flandern, wodurch ſie ſich gewaltſamen Veränderungen des Kirchen- und Schulſyſtems im Jahre 1786 widerſetzten, ganz vortreflich vorgetragen. Dieſe und andre damals bekannt gewordene Schriften ähnlicher Veranlaſſungen, welche in der politiſchen Welt ſo merkwürdig waren, verdienen auch in der litterariſchen der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

**) Mit Recht hat alſo das engliſche Parlament im Jahre 1773 die Bitte vieler Geiſtlichen der Epiſkopalkirche, die ganze Geiſtlichkeit dieſer Kirche von der Unterſchrift der 39 Artikel zu diſpenſiren,

## V.

Die religiöse Gemeinschaft ist auf das Bekenntniß gewisser Lehren gegründet; nicht auf den innern Glauben, auf welchen eine Gemeinschaft nicht gegründet werden kann, wenn er sich nicht äußert. Sie hat also kein Recht der Inquisition, ob die Mitglieder auch beim alten Glauben beharren. Aber sie hat allerdings das Recht, diejenigen, welche solche Glaubenslehren, auf deren Annahme die Gesellschaft gegründet worden, nicht mehr bekennen, auszustoßen. Dieses schreklich tönende Recht der Exkommunikation ist an sich gar keinen Schwierigkeiten unterworfen. Diese entstehen erst aus der ungerechten Vermischung der bürgerlichen Rechte mit der willkührlichen und freien Kirchengemeinschaft. Werden gewisse zeitliche Vortheile, wird der Genuß gewisser Rechte,

abgeschlagen; vorausgesetzt nehmlich, daß die Gemeinen noch mit dieser Glaubensformel zufrieden waren. In dieser Rükſicht sagte Burke bei der Debatte mit Recht: „ohne Vorschrift der „Lehre, sei der geistliche Stand eine wahre Ty„rannei“. Dieselben Glieder des Unterhauses, welche gegen diese Bittschrift sprachen, handelten sehr konsequent; da sie sich hingegen für eine folgende Bitte der sogenannten Dissenters erklärten, welche von derselben Unterschrift dispensirt sein wollten. Durch das Gesetz (act of toleration) um dessen Abänderung sie baten, wird die Errichtung solcher Gemeinen, welche die 39 Artikel nicht annehmen, verboten. Dieses Gesetz ist den wahren Grund-

Rechte, die ihrer Natur nach allen guten Bürgern gemein sein sollten, an die Gemeinschaft der Kirche gebunden; so ist die Exkommunikation zugleich eine bürgerliche Strafe, welche nur gegen Handlungen, die die bürgerliche Gesellschaft angehen, also nie gegen das Bekenntniß von Meinungen, welcher Art sie auch sein mögen, erkannt werden dürfen.

Dieses Recht, ein Mitglied auszustoßen, spricht Mendelssohn (Jerusalem S. 92.) der Kirche auch da ab, wo es keine bürgerlichen Folgen hat: weil eben die gemeinschaftliche Erbauung welche dem Straffälligen entzogen wird, das Mittel ist, ihn zu bessern. Aber hat denn der unsittliche Spötter ein Recht, die gemeinschaftliche Erbauung seiner Glaubensgenossen zu stören? und wenn die Gemeine auf öffentliches Bekenntniß gewisser Lehren



Grundsätzen des protestantischen Glaubens ganz zuwider; so wie überhaupt die englische ursprüngliche Kirchenverfassung keine Hierarchie enthält, die wenig besser ist als die römische. Jenes Gesetz ist zwar, weil in England die politischen Einsichten den theologischen Eigensinn überwältigen, außer Kraft; aber die Dissenters hatten guten Grund auf förmliche Abschaffung zu dringen. Im Unterhause ging die Bill für sie durch; aber dieses Gesetz, welches noch bei weitem nicht alles enthielt, was sie mit Recht fordern konnten, ward im Oberhause verworfen. Die Bischöfe werden schwerlich den Vorwurf ablehnen können, daß ihre Herrschsucht die Ursache davon gewesen.

gegründet ist (und womit sollte bewiesen werden, daß dies nicht geschehen dürfe?), muß nicht alsdann der öffentliche Bestreiter dieses Glaubens die Gemeine verlassen? Die Kirchenzucht ist eine sehr delikate Sache, und die größte Behutsamkeit darin nöthig; aber, sobald die Errichtung einer Gemeine zugestanden wird, so folgt alles was sie zu ihrer eignen Erhaltung nöthig findet. Es steht ja frei, ihr nicht beizutreten, oder sie zu verlassen.

## VI.

Die Aufrechterhaltung der religiösen Gemeinen erfordert gewisse äußre Einrichtungen. Es wird vielleicht dem Lehramte auch eine gewisse sittliche Aufsicht vertrauet. Es werden ihm gewisse Rechte und Freiheiten eingeräumt, auch in demselben eine Subordination eingeführt. Diese äußerliche Form der Kirche steht als bürgerliche Einrichtung unter der Aufsicht des Regenten. Er darf, er muß dahin sehen, daß die Verwaltung der solchergestalt willkührlich errichteten Verfassungen keinen Eingriff in die bürgerlichen Gesetze thue. Er darf nicht zugeben, daß solche neue Gesellschaften errichtet werden, welche den bürgerlichen Verfassungen widerstreiten. Auf dieses Recht des Staats, auf diese Verpflichtung des Regenten gründet sich die Verweigerung des öffentlichen Gottesdienstes, die Ausschließung der Glieder fremder Religionsverwandten von Ehrenstellen, an so

vielen

vielen Orten in Deutschland und andern Reichen, und das Gesetz, daß sie nicht einmal geduldet werden sollen, welches hart aber nicht ungerecht ist, so lange es in diesen Gränzen bleibt: sich nur auf äußre Kirchenverfassung, nicht auf Meinungen erstrekt. Auch sind es zum Beispiel nicht der römischen Kirche Lehrmeinungen, deren Verbreitung einsichtsvolle Regenten fürchten, wenn sie diese Partei in gesetzlichen Schranken zu halten sich bemühen; sondern die gefährliche Kirchenverfassung, die sie mit ihren Lehren so geschikt zu verweben gewußt hat. Eben deswegen ist es so schwer, ein durchaus richtiges Urtheil über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens bei einzelnen Vorfällen der Reformation im 16ten Jahrhunderte zu fällen. Sie war zum Theil gegen Meinungen und Lehren gerichtet. Diese hängen blos vom eignen Urtheile eines jeden ab, und jede Bemühung zur Berichtigung dieses Urtheils ist verdienstlich. Aber die Reformation war auch gegen Misbräuche in der Kirchenzucht gerichtet, welche im Staate gesetzlich war; und die Reformatoren wandten sich nicht an die Obrigkeit (geistliche und weltliche), um den Beschwerden abgeholfen zu sehen, sondern an das Volk. In dieser Rükſicht war es Rebellion. Nun giebt es Fälle, wo auch diese entschuldigt werden mag. Alsdann nehmlich, wenn das Uebel unerträglich ist, und die Obrigkeit nicht helfen will. Auch in dieser Rükſicht mag also auch die Refor-

mation rechtmäßig gewesen sein. Aber freilich führt jeder Aufstand des Volks, das sich auf seine ursprünglichen Rechte beruft, und der Obrigkeit den Auftrag den sie nicht vollziehet, wieder nimmt, unsägliches Uebel mit sich; und schon aus diesem Grunde allein ließe sich es begreifen, daß Erasmus und andre vortrefliche Männer der Sache Luthers abgeneigt sein konnten, wenn auch nicht die große Verschiedenheit ihrer Denkungsart über das theologische System hinzugekommen wäre.

Es ist eine verwikkelte Frage: ob die Verwaltung der äußern Kirchenverfassung, und wie viel davon, dem Regenten aus der bürgerlichen Obergewalt (ex Jure majestatico circa sacra), oder aus einem besondern stillschweigenden oder ausdrüklichen Auftrage (ex Potestate Ecclesiastica) zukomme. Wenn die alten Lehrer des Kirchenrechts welche mit J. H. Böhmer nur jene anerkennen, ihren eignen Behauptungen allemal getreu blieben und konsequent urtheilten, wenn sie also dem Regenten nur Aufsicht über das was die bürgerliche Ordnung unmittelbar angeht, zuschrieben; so wäre ihr System nicht gefährlicher für die Freiheit des Glaubens, als das neuere System von einer übertragnen geistlichen Gewalt und daher entsprungenem geistlichen Regimente. Vielmehr ist dieser letzte Grundsatz sehr oft dazu gemisbraucht worden, eine Verpflichtung der Gemeinen daraus herzuleiten, Verordnungen landesherrlicher Konsistorien, in

An-

Ansehung geistlicher Anordnungen über die Form des Gottesdienstes, auch gegen ihren Willen anzunehmen: welche Verpflichtung gar nicht existirt. Denn jede Gemeine darf nur den gegebnen Auftrag zurüknehmen; und das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft bei der Einförmigkeit aller Glaubensgenossen in diesen Dingen ist ein nichtiger und grundloser Vorwand.

Noch wichtiger als alles dieses ist eine andere Folgerung, die man aus jenem Grundsatze zu ziehen pflegt, und welche anitzt einer eignen Prüfung bedarf.

## VII.

Aus einer solchen übertragnen Gewalt will man nehmlich das Recht herleiten: zu bestimmen, was für Lehren dem ursprünglichen Glaubensbekenntnisse gemäß seien, und also öffentlich gelehrt werden sollen.

Die Gemeine nehmlich weicht in Kurzem von dem selbstfestgesetzten Glaubensbekenntnisse ab. Der Eigensinn der Menschen, die sich mehrentheils für untrüglich halten, wenn sie gleich nicht das Herz haben es öffentlich zu gestehen, veranlaßt zwar die mehresten, das was ihnen in einem Augenblikke Wahrheit scheint, für unveränderliche Regel der Ueberzeugung zu erklären. Der große Haufen schwört zwar auf die Meinungen andrer, und glaubt unter den Protestanten an einen untrügli-

chen Luther, indem er die katholische Kirche wegen ihres untrüglichen Papstes verhöhnt. Und dieser geht noch konsequent zu Werke. Die Wahrheit: daß es unmöglich ist, ewige Symbole festzusetzen, ohne an die Untrüglichkeit ihrer Urheber zu glauben, ist so einfach, daß es unbegreiflich wäre, wie sie von so vielen verkannt werden kann, wenn nicht die Leidenschaften überall so großen Einfluß auf die Meinungen bewiesen. Aber diejenigen die klüger sein wollen, die auf Unparteilichkeit und eigne Prüfung und Einsicht Anspruch machen, erheben dennoch diese ihre eigne Meinung zum Maasse der kommenden Geschlechter, und erklären jeden abweichenden Gedanken für Bosheit: in demselben Augenblikke, da sie zum Geständnisse gebracht werden, selbst in andern Fällen geirrt zu haben. Nur zu viele gleichen K. Heinrich VIII. von England, der so oft die Glaubensformel veränderte, und jedesmal als ewige unwandelbare Richtschnur bei Strafe des Feuers gebot.

Dies ist unvermeidliches Schiksal menschlicher Meinungen. Eine Zeitlang sind sie herrschend. Man glaubt sie nie verwerfen zu können. Man gelobt vielleicht in diesem Wahne, ewig bei ihnen zu beharren. Aber die Einsichten verändern sich sehr geschwind; und es bedarf nicht einmal einer neuen Generation, welche, durch andre Zeitumstände gebildet, eine andre Denkart erlangt: dieselben Menschen verwerfen das Glaubensbekenntniß früherer

ihrer Farben. Zwar Beide nur Glastheerfarben bedürfen jedoch der kunstlichen Zusätze, um sie zu Farben zu machen, die wirklich Farbe heißen zu können. Ohne diese Zusätze, ohne diese Verbindungen mit andern Stoffen, sind sie nur Farben gleichen Glasfarben, wenn sie die Luft berühren. Welche verändern sie, bis sie mit dem Grunde, an dem Glasfarbenähnlichkeit, Verbindung mit andern Stoffen, sie zu Farben macht, die diesen Namen zu Recht führen, in der Verbindung zu eigentlich? Wenn sie hier durch chemische Verbindung mit andern eine prismatische Erbsenfarbe ihren Farben, wenn einer Gelbe, einer Blaue, einer Rothe, einer Grüne, einer Violette geben, die beständig sind, wie die Farben der Glasmalerey, die beständig sind, wie die Farben der Glasmalerey, die beständig sind, wie die Farben der Glasmalerey

Mitbürger werden durch die Trennung von der Kirche verletzt? Sind in Rükſicht auf dieſe Verbindung Verträge errichtet, ſo iſt jeder Theil verbunden, dieſe beſondern Verträge zu erfüllen, oder Entſchädigung zu leiſten. Aber beim Glauben zu beharren, das kann keine Gemeine von der andern fordern; denn es iſt Angelegenheit jeder Gemeine ſelbſt, allein. Was gewinnt die Wahrheit, was gewinnen die Bekenner derſelben, durch eine größre Gemeine? Aeußre größre Macht und Anſehen. Aber das iſt eine Angelegenheit des leidenſchaftlichen irdiſchen Menſchen, nicht ein Intereſſe des geiſtigen, dem nur an Wahrheit gelegen iſt.

Namens andrer Glieder der ehemals eingegangenen Verbindung kann alſo der Regent hier nicht handeln.

Die Anwendung dieſes Grundſatzes leidet gar keine Einſchränkung durch beſondre Verträge; denn dieſe wären in ſich ſelbſt nichtig. Wenn alſo von den Rechten der deutſchen Religionsgeſellſchaften die Frage iſt; ſo bin ich einer in mancher andern Rükſicht ſehr intereſſanten Unterſuchung, was die Religionsfriedensſchlüſſe in Anſehung der Glaubenslehren feſtſetzen, gänzlich überhoben. Denn wenn die ganze bürgerliche Geſellſchaft, alſo auch die Obrigkeit, die nur die Rechte jener verwaltet, kein Recht hat, Lehrmeinungen zu verbieten oder zu erlauben; ſo iſt es auch ganz gleichgültig, was in irgend einem Geſetze über dieſen Gegenſtand

aus-

ausgemacht worden, der ganz außerhalb den Gränzen der gesetzlichen Gewalt ihrer Urheber lag. Die Existenz einer neuen Religionspartei außer den drei bekannten im Deutschen Reiche autorisirten, die Errichtung einer andern Kirche, die nach neuen Grundsätzen und unter andrer äußern Verfassung eine öffentliche Existenz verlangt, ist zwar durch den Religions- und Westfälischen Frieden rechtmäßiger Weise verboten. Wodurch aber will irgend eine Partei im deutschen Reiche erweisen, daß sie ein Recht habe, sich um das zu bekümmern, was eine andre glaubt, und dem zu folge unter sich lehrt? Aus welchem Grunde will sie ihr das Recht streitig machen, sich selbst in Absicht auf Lehrmeinungen zu reformiren, wenn nur dadurch die bürgerliche Verfassung des Reichs nicht gefährdet wird?

Eben so wenig kann der Regent die Gemeine, Namens ihrer selbst, verbinden: die alte Lehre unter sich aufrecht zu erhalten. Denn, wenn sie sich selbst dazu nicht verbinden kann, so kann sie auch dies Recht Niemanden übertragen.

Aber, so weit soll dies aufgetragne Recht nicht gehen. Der Regent soll nicht den Auftrag erhalten haben, die Gemeine zu einem gewissen Glauben zu verbinden: er soll nur dahin sehen, daß das was für reine Lehre erkannt wird, auch gepredigt werde. Wohl! Aber von welcher reinen Lehre ist hier die Rede? Von der, welche die Gemeine für solche erkennt, oder von der, welche ihr Ver-

weser

weser dafür hält? Die Gemeine, sagt man, kann nicht versammelt werden, und der Regent vertritt daher ihre Stelle, wie er so oft das große Volk vertritt, das keinen gemeinschaftlichen Entschluß zu fassen vermag. Aber wir haben gesehen, daß die Lehre Angelegenheit, nicht des Volkes, sondern jeder Gemeine ist. Jede Gemeine muß also selbst für sich gehört werden.

Wenn sie eine Glaubensformel festsetzen und Lehrer darauf verpflichten kann; so findet natürlicher Weise auch eine Klage darüber Statt, wenn der Lehrer der eingegangenen Verbindlichkeit nicht Genüge leistet. Aber fiskalische Klage findet hier nicht Statt; denn es ist keine Angelegenheit des gemeinen Wesens. Auch das Patronatrecht kann keine Aufsicht auf die Lehre begründen; denn es läßt sich nicht denken, daß jemanden ein Erbrecht eingeräumt werde in einer Sache, die nicht einmal einen uneingeschränkten persönlichen Auftrag leidet. Auch ist die Klage irgend eines unter den Zuhörern nicht gültig; sondern die Gemeine selbst, welcher der Lehrer verpflichtet ist, muß gegen ihn aufstehen. Kann sich aber eine Gemeine nicht vereinigen, so trete der Theil, der Neuerungen verlangt, aus. Die Rechtsfragen über geistliche Gefälle gehen alsdann ihren Gang für sich. Die Gemeine ist schuldig, dem auf gewisse Bedingungen bestellten Lehrer das Versprochne zu leisten, wenn er seine Stelle nicht verwirkt hat. Um so viel mehr müssen ein-

zelne

zelne Glieder der Gemeine, die auf die alte Formel beitraten, und nunmehro auszutreten verlangen, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen.

Vereinigt sich aber die Gemeine, und verlangt die Einführung einer neuen Glaubensformel, so kann es ihr nicht verwehrt werden: denn diese Formel ist ja nur eine Deklaration ihrer Ueberzeugung. Nach diesen Grundsätzen ist zu den Zeiten der Reformation mit Recht mehrentheils verfahren worden, indem nur diejenigen Gemeinen reformirt wurden, die es selbst verlangten. Läßt die Gemeine auch etwa alte Formeln einschlafen; leidet sie, daß sie nach und nach stillschweigend abgeändert werden: wer will es ihr mit Recht wehren? Es ist eine vergebliche Besorgniß, daß aus dieser allgemeinen freien Willkühr solche Unordnungen entstehen müßten, denen nur durch die Aufrechterhaltung gesetzmäßiger Formeln abzuhelfen stehe. Vielmehr sind es eben die aufgedrungenen Formeln, welche die Unordnungen erzeugen, die man durch immer mehr Bestimmungen und immer schärfere Maaßregeln zu unterdrükken sich vergeblich bemühet hat. Man besorge nicht, daß täglich neue Sekten und neue Gemeinen entstehen werden. Je uneingeschränkter das Recht der Untersuchung und eignen Meinung bleibt, je weniger Werth auf die symbolischen Formeln und je mehr Freiheit der eignen Privatgesinnung gegeben wird; desto weniger

ger werden Mitbürger, die in andrer Rükſicht in gutem Vernehmen mit einander ſtehen, ſich, um des abweichenden Glaubens willen, von einander auch nur in der kirchlichen Gemeinſchaft zu trennen verlangen. Aber da, wo das Volk bei der feſtgeſetzten Lehre, wozu ſich die mehreſten bekennen, ängſtlich feſtgehalten wird; da werden unaufhörlich Trennungen gewünſcht und verſucht werden, um den Geiſt des Menſchen in dem, wo Freiheit ſein Eigenthum iſt, das ihm nicht genommen werden kann, dem Zwange zu entziehen. Da wird ewig Mißtrauen, der Lehrer gegen die Gemeine, und der Gemeine gegen den Lehrer, Argwohn unter den Lehrern des gleichen Bekenntniſſes, Haß und bittre Feindſchaft unter den Bekennern der ins unendliche vervielfältigten verſchiednen Glaubensſyſteme herrſchen, und zulezt in bürgerliche Unruhen ausbrechen.

## VIII.

Wenn es ein Recht des Menſchen iſt, ſeine Einſichten zu erweitern und zu verbeſſern; wenn er dazu nothwendig der Freiheit bedarf, ſeine eignen Einſichten und Meinungen mitzutheilen, und andrer zu erforſchen: ſo iſt es auch ein uneingeſchränktes Recht, Gedanken vorzutragen und auszubreiten. Im freien Genuſſe der Geiſteskräfte beſteht das Leben des Menſchen. Dieſe verlangen Mittheilung; und ſie kann nicht gehindert werden, ohne

daß

daß die menschliche Gesellschaft gegen sich selbst arbeite *).

Dieses scheint gefährlich. Vorzüglich in Religionssachen ist jede Neuerung mißlich. Schon die Griechen glaubten, an dem Volksglauben und an alten Gebräuchen nicht rühren zu dürfen aus Furcht, eine Staatsrevolution mögte auf die Revolution in der Denkart der Menschen folgen. Auch in der Geschichte christlicher Völker rechtfertigen die

*) Herr Schlosser sagt sehr richtig (im Dezemb. des Braunschw Journals): „kein Mensch ist ein „geborner Präceptor des andern.“ Und gerade hieraus folgt die uneingeschränkte Freiheit eines jeden, jedem andern, der es hören will, seine Gedanken mitzutheilen, die Hr. S. dadurch zu läugnen vermeint. „Es ist kindisch, antwortet er, „alles was man denkt, jedem aufzudringen.“ Aber seinem Shakespearschen: Dont you know, I am a woman and must speak when I think? mag ich wohl Priors Merry Andrew entgegen stellen, dessen Philosophie befiehlt: Eat your Pudding Slave, and hold your tongue. Hr. S. weiß sonst so gut zu unterscheiden, was nur getadelt, und was verboten zu werden verdient. Seine hinzugefügte Behauptung: daß allgemeine Duldung nicht zu den unveräußerlichen Rechten der Menschheit gehöre; wäre dort besser weggeblieben, da doch nicht hinzugefügt werden sollte, was für Einschränkungen derselben rechtmäßig seien, und nach welchen Grundsätzen sie beurtheilt werden müsse: denn die gewöhnlichen kann dieser Schriftsteller unmöglich billigen, der seine Leser weder auf den Hobbes noch auf den Bellarminus verweisen wird.

die berüchtigten Baurenkriege diese Besorgniß nur zu sehr. Soll also der Staat beständigen Revolutionen ausgesetzt sein? Oder soll es verboten sein, frei zu reden, um jene zu verhindern? Sollen die Menschen dieser ersten wesentlichen Aeußerung ihrer Kräfte entbehren? Wer mag in dem Staate leben, wo es verboten ist frei zu reden? ... Wer aber kann den Gedanken ertragen, von einem wilden Haufen, den ein Fanatiker in Bewegung zu setzen gewußt, die ganze bürgerliche Gesellschaft zerrüttet zu sehen? — Es ist nicht damit gethan, wenn man dreist behauptet: der Staat dürfe nur die Ausbrüche des Geistes der Unruhe hindern und bestrafen. Denn es ist alsdann vielleicht schon zu spät, und die ganze Gesellschaft dem Verderben nicht mehr zu entreißen, welches durch den innern Kampf ihrer unordentlich in Bewegung gesetzten Kräfte über sie kommt.

Aber wodurch entsteht diese Unordnung, wenn sie ja aus Meinungen entspringt? Nur durch plötzliche Mittheilung neuer Meinungen unter einem großen Haufen von Menschen. Alsdann rührt die neue Meinung nicht bloß durch ihren innern Gehalt: die Nebenumstände wirken mit, es erhitzt sich einer an dem andern, und es bricht eine Unordnung aus, vielleicht gegen die Grundsätze selbst, die sie veranlaßten. Diese plötzliche Ausbreitung also ist es, welche dem allgemeinen Besten zu Gefallen muß verhindert werden. Privat-

mit-

mittheilung der Gedanken ist uneingeschränkt frei, durch das natürliche ursprüngliche Recht jedes Menschen, dessen Einschränkung keine Staatsverfassung rechtfertigt, und keinem Regenten erlaubt ist. Aber öffentliches Predigen neuer und gefährlicher Meinungen, aus welchen Unruhen entstehen können, mag immer untersagt werden. Freilich ist es sehr schwer, die Gränzen dieser öffentlichen und jener Privatmittheilung festzusetzen. Es gehört eine sehr feine Kenntniß des Volks und der Umstände dazu, um zu bestimmen, was noch zu den neuen und gefährlichen Meinungen gehört, und was schon in so vielen Köpfen unter dem Volke Eingang gefunden, daß es zu den gewöhnlichen gezählt werden muß. Aber ohne solche feine Kenntniß des Volks und der Umstände, ohne die Geschicklichkeit viel in demselben zu wirken, das doch kein Aufsehn erregt, ist man der Stelle eines Regenten, selbst im kleinsten und trägsten Volke, nicht gewachsen. Hier aber insonderheit braucht derselbe so selten zu öffentlichen Verboten und gewaltsamen Maaßregeln zu schreiten. Jeder Auflauf ist ohnehin verboten, und die Polizei kann der verhaßten Inquisition über die etwa vorgetragnen Meinungen ganz überhoben sein. Auf die gesetzmäßigen öffentlichen Vorträge aber, und vermittelst derselben auf die Denkungsart des Volks, kann der Regent durch die kräftigsten Mittel wirken, welche ihm die Einrichtungen der bürgerlichen

Gesellschaft anbieten. Der größte Theil der gelehrten Anstalten, der hohen Schulen, und selbst manche niedre, hängen von ihm ganz oder zum Theil ab. Er kann also immer, durch die Besezzung der Stellen, Männern von Gelehrsamkeit und Einsichten, welche diese auf eine dem Staate vortheilhafte Art anwenden, Gewicht und Einfluß verschaffen.

Immer bleibt der Fall möglich, wo außerordentliche Uebel außerordentliche Mittel erfordern. Aber auch bei der besten menschlichen Gesetzgebung sind Fälle möglich, die sich ihr entziehen: und da kann dem drohenden Uebel nur durch ungesetzmäßige Gewalt Einhalt gethan werden. Selbst in England, wo die ganze Nation auf Erhaltung ihrer Freiheit und der Gesetze, auf denen diese beruhet, unaufhörlich wacht, ist der Fall nicht unerhört, da die Minister die Kräfte der exekutiven Macht auf Gegenstände ausdehnen mußten, die ihr nicht unterworfen waren, damit nicht die Freiheit der Nation durch sich selbst Schaden leide: da sie denn, dieses heilsamen Hochverraths wegen, eine bill of indemnity erbitten mußten und erhielten.

Ein besondrer Weg, Gedanken mitzutheilen, ist in unsern Zeiten allzuwichtig, als daß er nicht hier ausdrüklich erwähnt werden müßte. Fast alle Belehrung geht itzt durch den Weg der Bücher. Es unterscheidet sich diese von jeder andern mündlichen

lichen oder schriftlichen dadurch, daß die gedrukte Rede an einen unzählbaren Haufen unbekannter Zuhörer gerichtet ist. Ein Gedanke, der jeden ernsthaften und wohlwollenden Mann sehr lebhaft rühren muß, indem er auch nur ein Blatt der Presse übergiebt. Alle Rükſicht auf Charakter, Leidenschaften, Kenntniſſe des Zuhörers, die Bemerkung der Wirkung, wäre es auch nur in seinen Mienen, die so oft veranlassen auf halbem Wege stehen zu bleiben, und zurükzuhalten, was eben dieser nicht tragen mag, oder eben ihm nicht nützt: das alles fällt weg bei diesem — so oft gesegneten — so oft verfluchten Mittel, Gedanken und Empfindungen in Seelen zu erregen, unter denen alle Gemeinschaft durch die Entfernung der Körper unmöglich schien. Welchem Jünglinge von gebildetem Geiſte ist die Empfindung unbekannt geblieben, da dem unruhig nach Wahrheit Suchenden, in den Verwirrungen lebhafter Bilder, unzureichend erkannter Erfahrungen, undurchschaueter Lehrsätze, — Eine treffende Bemerkung, Ein richtig angegebner Grundsatz, eine nur leichtere Wendung der geahndeten Wahrheit in irgend einem von jenen Denkmalen, durch welche große Geister sich mehr als eines Jahrhunderts Dankbarkeit erworben, den göttlichen Funken der Erkenntniß anzündete, der so schnell um sich greift! In welchem edlen Herzen hat nicht oft ein von Meisterhand entworfner Zug aus der Geschichte ver-

gangner Zeiten, eine Darstellung aus der Imagination eines derer ausgezeichneten Menschen, in denen die Schöpferkraft eines Gottes zu wohnen scheint, der glükliche Ausdruk einer einzigen Zeile, die gleiche aber schwächere und beinahe unterdrükte Empfindung des Edeln und Guten neu belebt! wie oft getröstet! Und welcher Schriftsteller, der nicht bloß, — wer darf niedrigere Beweggründe nur nennen? — der nicht bloß, selbst um des eigenthümlichen Lohnes vorzüglicher Geisteskräfte, des Ruhmes willen, arbeitet, der nur schreibt (so wie alles Vortrefliche entstanden), um seine Gedanken und Empfindungen in vollkommenster Gestalt darzustellen, kennt nicht den unbeschreiblichen Genuß des Augenbliks, da er erkennt: verstanden, empfunden zu sein! Und das alles sollte der Aufsicht eines bürgerlichen Richters unterworfen werden? Ein Beamter der bürgerlichen Welt soll messen, wozu der Maaßstab jedem Menschen fehlt? nach Gesetzen es messen, nach denen immer ein jedes Meisterwerk eher anstößig scheinen muß, als das Geschwätz des mittelmäßigen Kopfes, das allemal durchschlüpfen wird?

Dieser ungeheure Haufen mittelmäßiger und schlechter Bücher, mit dem nicht Deutschland allein überschwemmt wird, und dem die unersättliche Lesesucht so mancher Männer, Weiber, Mädchen, Knaben, die Existenz möglich macht: dieser ist es, der so manchen Kopf von gewöhnlichen Fähigkeiten

mit leerem und eiteln Tande anfüllt, so manche gute Anlagen des Charakters durch läppische Leidenschaften und kindischen Zeitvertreib verdirbt. Aber ist dieses ein Gegenstand der Gesetzgebung? Jedem Hausvater, jedem Freunde, jedem wohlwollenden Mann kommt es zu, in seinem Kreise dagegen zu wirken; und im Großen erwartet das Vaterland die Heilung dieser Pest: von den Aufsehern und Lehrern der Schulen, die schlechte und eitle Beschäftigung durch guten Unterricht, von den großen Geistern, die den schlechten Geschmak durch beßre Werke, und von den scharfsehenden Kritikern von gebildetem und sicherm Urtheile, die jenen schlechten Geschmak durch belehrende Prüfungen und motivirte Empfehlungen des Guten, vertreiben. Dieses allein sind die treffenden Mittel gegen das überhand nehmende Uebel.

Aber, die verschrieenen Schriftsteller, die Fluch verdienten, und die Unglüklichen, die ihn aussprachen? — Das trift beinahe nur eine geringe Klasse, die ich jedoch nicht vergessen werde. Die Schriften, in denen schädliche Meinungen vorgetragen werden — vorausgesetzt, daß es durchaus- und nothwendig-schädliche Meinungen gebe — verwüsten mehrentheils nur vorbereitete Herzen. Sie führen nur solche auf schlechte Wege, die schon darauf wandelten, vielleicht ohne es zu wissen. In andern erregen sie die bitterste Abneigung. Sie schaden mehrentheils nur dem, der durch die Ver-

ſuchungen der Welt nicht beſſer geworden wäre, und dem ihre Grundſätze wahr ſcheinen, weil ſie in ſeinem Herzen wahr ſind.

Doch wie könnte man den ſchädlichen Einfluß ſo mancher Bücher läugnen?... Aber es fragt ſich hier nur: durch welche Mittel ihnen entgegen gearbeitet wird? ob dieſe in den Händen der bürgerlichen Obrigkeit ſind? Und hier muß ich mich wieder von ihr abwenden, und hin zu denen Vätern, Lehrern, Männern, die durch perſönliche Eigenſchaften des Kopfes und Herzens ſich Einfluß zu verſchaffen wiſſen. Durch dieſe werden gute Sitten und gute Grundſätze aufrecht erhalten; nicht durch Befehl und Verbot, die nur eine ſehr eingeſchränkte Hülfe hier leiſten können. Wenn nehmlich von der Ausbreitung eines Buches Nachtheil zu beſorgen ſteht, ſo kann die öffentliche Handlung, wodurch es zum Verkaufe ausgeboten wird, unterſagt werden: denn jede öffentliche Bekanntmachung ſteht unter Aufſicht der Obrigkeit. Aber auf dieſe öffentliche Handlung ſchränkt ſich die Aufſicht rechtmäßiger Weiſe ein. Nie kann ſie ſo weit gehen, die Abdrükke aufzuſuchen, und zu konfiſziren. Denn die Obrigkeit iſt nicht ein Vormund der Einzelnen. Wie könnte ſie ſich anmaaßen, zu unterſuchen und zu entſcheiden, was für Schriften jeder ohne Schaden leſen darf? Nur die öffentlichen gemeinſchaftlichen Veranſtaltungen Mehrerer ſtehn unter ihrer Aufſicht. Nun iſt zwar jede Bekanntmachung einer

Schrift

Schrift durch den Druk in sofern eine öffentliche Handlung, als dadurch der Schriftsteller mit jedem redet, der sich ihm nahen will; und eben deswegen kann sich die öffentliche Anzeige zum Verkaufe nicht schlechterdings der Aufsicht entziehen. Wenn aber ein Einzelner ein Buch lieset, so ist dieses doch jedesmal nur eine Privatmittheilung der Gedanken, welche uneingeschränkter Freiheit genießt. Außerdem werden durch das Buch nur die Gedanken selbst mitgetheilt; und die Nebenumstände, welche den öffentlichen Vortrag neuer Meinungen gefährlich machen, fallen ganz von selbst weg. Alle Mittel, wodurch eines Mannes persönliche Eigenschaften die Leidenschaften der Menschen in Bewegung setzen, gehen nicht in sein Buch über. Aller Reiz des Vortrags giebt ihm nur die Kraft, welche den Ideen selbst anhängt, in ihrem vollsten Maaße. Die Stimme, die Deklamation, die Gebehrden des Mannes, welche den Haufen von Zuhörern mit ihm fortreißen, verschwinden hier ganz. Das ansteckende Fieber des Enthusiasmus, welches in einem großen Haufen so sonderbare Dinge thut, ist in Vergleichung mit dieser erstaunlichen Wirkung sehr geringe, wenn es auf einen einzelnen wirkt.

Es folgt also aus allen diesem ein vielleicht manchem Leser paradox scheinender Satz. Der Regent hat nie das Recht Bücher zu verbieten; obgleich er es verbieten darf, eben dieselben Meinungen, die

in jenen Büchern enthalten sind, öffentlich zu predigen.

Hievon sind diejenigen Schriften ausgenommen, die eine Handlung des Verfassers gegen die bürgerlichen Gesetze enthalten. Wenn in einer Schrift gelehrt wird, man müsse gegenwärtigen Gesetzen nicht gehorchen; so darf ihr Debit verhindert werden: denn jeder Anstifter von Verbrechen wird gehindert, diesen Endzwek zu erreichen. Wenn es nur ein sichres Mittel wäre, ihre schädliche Wirkung zu verhindern! Von der verdienten Bestrafung des Verfassers kann hier nicht die Rede sein.

Wenn ein Gaßner seine Wunderkuren gedrukt empfiehlt; so darf er verhindert werden, das Volk zu betrügen: denn es ist ihm nicht vergönnt, seine Zauberbude aufzuschlagen. Als Arzt ist er der Aufsicht der Obrigkeit unterworfen, und er darf also nur unter deren Genehmigung seine Einladungen ausgehn lassen.

Zu jenen Schriften gegen die Gesetze, gehören auch solche, welche die guten Sitten beleidigen, und thierische Leidenschaften des Menschen reizen, deren Einschränkung die bürgerliche Ordnung verlangt, aber so oft zu schwach ist zu bewirken. Alle Schriften, welche blos auf diese Triebe gerichtet sind, und daher nicht einmal einen anderweitigen Werth haben können, weil sie von ihren Darstellungen die edlern Seiten des Menschen ausschlie-

ſchließen, — verdienen vertilgt zu werden, weil ſie gegen die bürgerliche Ordnung ſtreiten. Sie werden aber allemal um ſo ſichrer zerſtört, mit je weniger Aufſehen dieſes unternommen wird.

Hannover. Rehberg.

3.

## Hymenäus *).

Ich ſah in nächtlichem Traum —
O — — glaube dem Seher! —
Ein ſchönes Gefolge von Göttern.



*) Dieſes der Vermählung eines der verdienſtvolleſten Juſtizbedienten des Preußiſchen Staats gewidmete Gedicht, deſſen Verfaſſer wohl ſchwerlich zu verkennen iſt, unterſcheidet ſich zu ſehr von gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten, als daß es nicht auch außer dem Zirkel, für den es zunächſt beſtimmt war, bekannt zu werden verdiente. Auch hat es einen Preußiſchen Regimentschef zu folgenden poetiſchen Zeilen veranlaßt, die man ebenfalls hier nicht ungern leſen wird:

„Ihm gab Apollo ſeine Leier;
Er ſang, bei ———'s Hochzeitfeier
So meiſterhaft, daß ſein Geſang
Bis zu dem Sitz der Muſen drang;
Die glaubten, von dem ſanften Ton durchdrungen,
Es ſei Apollo ſelbſt, der dieſes Feſt beſungen.“

A. d. H.

Die Freude mit Rosen gekrönt,
Die Sittsamkeit reizend verschleiert,
In weißem Gewande die Treue,
Umschlangen wie Grazien sich.
Die Mutterliebe ging hier,
Die Vaterliebe ging dort,
An ihren Schilden mir kenntlich.
Auch kam mit hell sehenden Augen,
Mit Schwert und untrieglicher Wage
Ein majestätisches Weib.
Ein andres mit brennender Lampe
Und einem glänzenden Sporn
War ihre treue Gefährtinn.
An ihrer Spitze ging Hymen,
In seiner Rechten die Fakkel,
In seiner Linken ein Band
Von Amaranten und Myrten,
Und führte den Zug in Dein Haus;
Und hinter ihm schloß sich das Thor. —
Was hat er im Hause verrichtet?
Geduld! dies sagst Du mir Morgen.
Die Nacht kommt: gehorche der Nacht!

Berlin d. 17. Febr. 1789. K.

4.

# Einige Anmerkungen über die im englischen Parlamente vorgefallene Debatten, die Ernennung eines Reichsverwesers betreffend *).

Ich glaube wahrgenommen zu haben, daß einige von denen, die bisher den englischen Staatsminister Pitt nicht nur wegen seiner großen Fähigkeiten, sondern auch um seiner Rechtschaffenheit willen verehrten, seit den durch die Krankheit des Königs verursachten Bewegungen, angefangen haben, in ihrem Urtheile über ihn zu wanken, und zu zweifeln: ob nicht Eigennutz oder Ehrgeiz — freilich von der feineren Art — die Triebfeder seiner Bestre-

*) Dieser Aufsatz sollte bereits im vorigen Stük abgedrukt werden; aber er mußte aus der Drukkerei wieder zurükgenommen werden, weil, wie der Augenschein zeigt, kein Raum mehr für ihn übrig war. Seitdem hat sich nun freilich die Scene in England zur Freude der Nation gänzlich verändert. Indessen zweifeln wir nicht, daß man auch itzt noch diesen Aufsatz mit Interesse und Vergnügen lesen werde, da er einen nicht unwichtigen Beitrag zur richtigen Beurtheilung und Würdigung des großen Englischen Ministers liefert, der in dieser kritischen Lage Großbritanniens wo nicht allgemeine Bewunderung doch gewiß die allgemeine Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich zog. A. d. H.

ſtrebungen, dem Prinzen von Wallis das Recht zur Reichsverweſung ſtreitig zu machen, ſei. Die Behauptung des Herrn Fox und andrer Antagoniſten des Herrn Pitt, nach welcher der Prinz, als nothwendiger Kronerbe, auch einziger nothwendiger Stellvertreter des Königs ſein müſſe, ſobald dieſer ſelbſt zu regieren und ſelbſt einen Stellvertreter zu ernennen, durch Krankheit oder ſonſtige Urſachen verhindert wird, — dieſe Behauptung ſcheint vielen im natürlichen Staatsrechte ſowohl, als im poſitiven Staatsrechte von Großbritannien ſo gegründet zu ſein, daß ſie ſich nicht überreden können: etwas anders als die Begierde, das Staatsruder in Händen zu behalten, habe den Miniſter zum Widerſpruch gegen einen ſo richtigen Satz verleiten können. Vielleicht iſt es daher den Leſern der Monatsſchrift nicht unangenehm, einige Anmerkungen über dieſe ſtaatsrechtliche Frage hier zu finden.

Der Schluß, deſſen Fox und andre von dieſer Partei ſich bedienen, iſt dieſer: „Wenn das Par„lement", ſagen ſie, „ſich itzt anmaaßen will, „einen Stellvertreter des Königs zu ernennen; ſo „wird dadurch Großbritannien, das ein Erbreich „iſt, in ein Wahlreich verwandelt."

Aber dieſes iſt ein Trugſchluß. Durch eine erbliche Succeſſionsordnung wird feſtgeſetzt, wer an die Stelle des abgegangenen Suveräns treten ſoll, oder, an wen die Krone fallen ſoll, wenn der, welcher

welcher ſie bisher trug, nicht mehr exiſtirt. Der Stellvertreter aber, von dem itzt in England die Rede iſt, ſoll nicht in die Stelle des abgegangnen Königs, ſondern nur in die Stelle des noch lebenden, aber ſelbſt zu regieren verhinderten Königs treten. Nach der Succeſſionsordnung geht, wenn der bisherige Monarch zu exiſtiren aufhört, die ganze Souveränetät, ſo wie er ſie beſaß, auf den geſetzmäßigen Kronerben über, der ſie nun ungetheilt als ſein eignes Recht beſitzt und ausübt. Hingegen der Stellvertreter eines Monarchen, der noch lebt, aber nur an der Ausübung ſeiner Rechte durch Krankheit, Gefangenſchaft oder ſonſtige Zufälle gehindert wird, verwaltet nicht ſeine eignen Rechte, ſondern die Rechte dieſes Königs, nicht in ſeinem eignem, ſondern in dieſes Königs Namen; und iſt, ſobald dieſer König wieder ſelbſt zu regieren im Stande iſt, ihm die Verwaltung wieder abzutreten ſchuldig.

Succeſſion und Adminiſtration ſind zwei weſentlich von einander verſchiedne Dinge; und es kann durch keine Schlüſſe jemals dargethan werden: daß derjenige, dem die Geſetze die Succeſſion zuerkennen, dadurch auch zur Adminiſtration ein Recht bekomme.

Böhmer und Achenwall, dieſe vorzüglichen Lehrer des natürlichen Staatsrechts, haben dieſe Frage: wem die Reichsverweſung in erwähnten Fällen zukomme, längſt ſo entſchieden, wie Pitt,

Lord

Lord Camden und Lord Thurlow behauptet haben, daß sie müsse entschieden werden. — Böhmer redet zwar nur von dem Falle, da die Minderjährigkeit des Suveräns ihn selbst zu regieren verhindert. Diesem Falle aber ist der einer Gemüthskrankheit des Suveräns völlig analog. Böhmer sagt: „Die vormundschaftliche Regierung", (er hätte sich vermuthlich, wenn ihm der obschwebende Fall in Sinn gekommen wäre, so ausgedrükt: jede stellvertretende Administration der Suveränetät) „gebührt denen, welchen das Volk sie in einem „ausdrüklichen Fundamentalgesetze übertragen hat. „Wenn aber das Volk seinen Willen darüber nicht „erklärt hat; so kommt es zuerst nach Recht und „Billigkeit darauf an, ob vom Vater" (oder von dem verhinderten Suverän selbst) „etwas darüber „verordnet ist. Wo nicht, so entscheidet der Wille „des Volks". (*J. H. Böhmeri* Jus Publ. Univ. Part. Spec. lib. III. c IV. §. XXVII.) „Einige mei„nen zwar", (setzt er in der Note k hinzu): „die „vormundschaftliche Regierung" (oder stellvertretende Administration) „gebühre dem gesetzmäßigen „Thronfolger. Aber dieses ist eine sowohl für den „minorennen" (oder sonst selbst zu regierenden verhinderten Suverän) „als für den Staat bedenk„liche Meinung; indem von einer solchen Einrich„tung, wenn nehmlich der nothwendige Kronerbe „nothwendig auch Reichsverweser sein müßte, „mancherlei Gefahren entstehen können. In eine

„so

„so gefahrenvolle Stellvertretung hat das Volk „nie willigen können; sondern, wenn es darüber „nichts Ausdrükliches festgesetzt hat, so hat es sich „vorbehalten, im vorkommenden Fall selbst darü„ber zu entscheiden, und alsdann die Stellvertre„tung nach eignem Gutdünken, wem es will, zu „übertragen. Auch erwächst dadurch dem gesetz„mäßigen Kronerben kein Nachtheil; denn der „eigentliche Successionsfall existirt noch nicht.“ — Dieser Staatsrechtslehrer hat sich über das Gefährliche einer solchen Einrichtung, wo der nothwendige Kronerbe auch nothwendiger Stellvertreter wäre, nicht weiter ausgebreitet. Es war auch nicht nöthig. Aber dies Gefährliche wird sich jeder selbst leicht denken können.

Achenwall hat seine Meinung darüber folgendermaaßen vorgetragen: „Da es sich in jeder Art „von Monarchie zutragen kann, daß der Suverän „durch Minderjährigkeit, oder durch eine sonstige „Ursache, die Regierung zu führen verhindert werde, „so daß ein Vormund oder Stellvertreter nöthig „wird; so muß ein Gesetz gegeben werden, wie es „in solchen Fällen mit der vormundschaftlichen oder „stellvertretenden Verwaltung der Suveränetät ge„halten werden soll.“ (*Achenwallii* I. N. Part. Post. §. 172.) — Es ist offenbar, wenn der Kronerbe nothwendig Stellvertreter sein müßte, so bedürfte es keines besondern Gesetzes, den Stellvertreter zu bestimmen. Da nun nach Achenwall ein

besonderes Gesetz darüber erfordert wird, so ist klar, daß er dem Kronerben kein nothwendiges Recht zur Stellvertretung zugesteht. Klar ist ebenfalls, daß also das Volk, wenn es kein Gesetz darüber gegeben, sich die Entscheidung in vorkommenden Fällen vorbehalten hat.

Die Parteinamen: Whig und Tory, werden zwar bekanntlich in England, als bloße Losungsworte, sehr gemißbraucht. Indessen haben doch die wahren Whigs von jeher sich dadurch ausgezeichnet, daß sie die sich ereignenden Gelegenheiten mit Wachsamkeit ergriffen und mit Klugheit nutzten, um die Staatsverfassung so viel möglich nach Grundsätzen des natürlichen Staatsrechts einzurichten. Es haben sich also in gegenwärtigem Fall Pitt, Lord Camden und der Kanzler Lord Thurlow, als wahre Whigs bewiesen; da hingegen Fox und seine Anhänger den Vorwurf nicht von sich ablehnen können, daß sie diesesmal Sätze behauptet haben, die mit den natürlichen Rechten eines Volkes unverträglich sind. Dergleichen Behauptungen charakterisiren den Tory; und so hat also der bisherige feste Whig (a staunch Whig) Fox bei dieser Gelegenheit sich als einen Tory bewiesen.

Meine eigentliche Absicht bei diesem Aufsatze war bloß: zu zeigen, daß schon die berühmtesten Lehrer des Staatsrechts unter uns Deutschen über diese Frage so entschieden haben, wie itzt das englische Parlement. Hier könnte ich also schließen.

Ich

Ich will aber doch noch etwas aus der englischen Geschichte hieher gehöriges anführen. Der Fall, daß Könige durch Gemüthskrankheiten am Selbstregieren wären verhindert worden, ist bisher in England noch nicht vorgekommen. Hingegen ist der ähnliche Fall der Minorennität oft eingetreten; und in diesen Fällen hat — wenn der König, der den minderjährigen Successor hinterließ, nichts über die vormundschaftliche Regierung verordnet hatte — das Parlament allemal das Recht, das Nöthige deswegen zu verfügen, ausgeübt.

Als Eduard III. zur Regierung kam, 1327, errichtete das Parlament wegen der Minorennität des Königs ein vormundschaftliches Regierungsconseil von zwölf Personen, worunter fünf Prälaten und sieben Lords weltlichen Standes waren. Die Vormundschaft aber über die Person des jungen Königs ward nicht diesem Conseil, sondern dem Grafen von Lancaster anvertraut.

Als Eduard III. starb, 1377, war sein Sohn und Nachfolger, Richard II. erst elf Jahre alt. Der verstorbne König hatte drei Brüder hinterlassen: die Herzoge von Lancaster, von York und von Gloucester. Das damalige Parlament ernannte zur vormundschaftlichen Regierung ein Conseil von neun Personen. Keiner von den drei genannten Prinzen befand sich darunter.

1422, nach dem Tode Heinrichs V., dessen Sohn und Nachfolger, Heinrich VI. erst neun

Monate alt war, ernannte das Parlement zwar den älteſten Bruder des verſtorbnen Königs, den Herzog von Bedford, zum vormundſchaftlichen Regenten oder Protektor, ſetzte ihm aber ein Conſeil an die Seite. Aber auch ihm und dem Conſeil ward nicht die Perſon und die Erziehung des jungen Königs anvertraut, ſondern dem Biſchof von Wincheſter: der zwar von der königlichen Familie war, aber in ſo entferntem Grade, daß er keine Anſprüche an die Krone machen konnte; und deswegen glaubte man, könne ein ſo wichtiges Pfand ſicher ſeinen Händen anvertraut werden*).

K. — d. 25 Jan. 1789.

F.

## An Wolfia.

(Man ſ. März, S. 197, f.)

Hilf mir hinauf zu deinem lichterfüllten
Wahrheits-Felſen, Wolfia,
Damit ich nicht den dornenvollen nachtumhüllten
Weg, am Stab' der Kantia,
Zu ſtraucheln wage,
Und von dem kurzen Erdentage

So

*) Man ſ. *Hume*'s Hiſtory unter den angeführten Jahren.

So viel doch seh' des Lichts,
Als mein vergänglich Aug' erträgt.
Denn, wenn mans wohl erwägt,
Ist etwas Licht dem Wandrer besser doch, als nichts! *)

B. d. 5 März 1789. J. A. v. B.



*) Der Herr Verfasser erlaube uns eine Anmerkung, zur Verhütung alles Mißverstandes. Mancher Leser könnte vielleicht glauben, als verkenne Er die großen unläugbaren Verdienste, die Kant als Wahrheitsforscher auch für den, der bei eignem Forschen andre Resultate gefunden zu haben glaubt, nothwendig haben muß. Der Hr. Verfasser weiß es so gut wie wir, daß der Satz: etwas Licht ist für den Wandrer besser doch als nichts; nur poetisch wahr ist. Denn sollte nicht oft in der wirklichen Welt für den Wandrer der gänzliche Mangel des Lichts immer noch besser sein, als etwa ein Irrlicht? Sollte vorzüglich die Erkenntniß: hier in dieser Gegend ist Nacht; nicht mehr vor Schaden sichern und mehr zur Wahrheit beitragen, als der ungegründete Wahn, auf allen unsern Tritten sei Licht, so daß wir zu sorglos einherschreiten? — Am Ende will wohl jede Philosophie, sie heiße Wolfia oder Kantia oder wie sie immer wolle, den Denker zum Licht führen. (Auch die Erkenntniß der Nacht ist schon Licht.) Eine Philosophie, deren Ziel selbst Nacht wäre, ist — das gerade Gegentheil von Philosophie. Aber freilich kann die eine Philosophie es besser finden, den Weg, der zum Licht führen soll, zu illuminiren; eine andre fürchtet sich vielleicht vor Blendung und Täuschung, sie will ihr Auge nur allein für das reine Licht der Sonne offen halten, und wählt sich daher

6.

## Ein Starkianer, Herr Stark, und Herr Zimmermann; oder drei Definitionen: was heißt apodiktisch, was heißt sich rechtfertigen, und was heißt infam?

I. Was heißt apodiktisch? — — Ehemals glaubte man, daß dies in der philosophischen Sprache gewöhnliche Wort nichts anders bedeute, als einen dunkeln oder auch nur im Vergleich mit der illuminirten Straße dunkel scheinenden Weg, der am Ende auch sie zum Licht führt, dessen sie sich nun um so mehr freuen wird, je weniger sie sich vorher durch den blendenden Glanz der Illumination ermüden lassen. Freilich wenn man immerfort mit dem Stabe in der Hand im Dunkeln tappen müßte, wenn man das Licht der Erkenntniß auch nicht einmal von fern schimmern sähe, ja es nicht einmal ahnden dürfte — o so müßte auch die dunkelste Kerze willkommner sein als ewige Nacht. Daß aber der jungen edlen Kantia diese Nacht eben so verhaßt sei als der ältern Wolfia, weiß der Hr. Verf. gewiß eben so gut als wir. Beide sind Schwestern: jede geht ihren eignen Weg; aber am Ziele küssen sie sich schwesterlich und theilen ihren Fund Fern also sei es von uns, eine gegen die andre zu verachten, oder sie gar mit einander zu vereinigen.

A. d. H.

bedeuten könne, als bündig=beweisend; daß eine apodiktiſche Erklärung einen einleuchtenden, klaren, unwiderleglichen, richtig geführten Erweis enthalten müſſe, warum von einem Dinge dies und nichts anderes müſſe prädiziret werden. Dies ſagt die Etymologie und Bedeutung des Worts (ἀποδειξις, demonſtratio, Beweis, Erweis); dies ſagt die Auktorität der philoſophiſchen Schriftſteller von Ariſtoteles bis auf uns. Nur in dieſen neueſten Tagen, wo wir ſo viele Wunder erleben, hat auch die Natur der Logik und der Syllogismen ſich umkehren müſſen. Nicht mehr ein einleuchtender Beweis, ein logiſch richtiges Argument, ein überzeugendes Räſonnement; ſondern die leerſte ungegründetſte Behauptung, auf nichts geſtützt und durch nichts erwieſen, heißt in ſchwärmeriſchem Eigendünkel itzt apodiktiſch.

Es iſt ein Büchlein gegen die Berl. Monatsſchrift erſchienen, wie deren ſeit einem Jahre eine Menge erſchienen ſind: eines immer ſeichter, aberwitziger, unwahrer, verunglimpfender, plumper, ſchlechter, wie das andre. Bekanntlich iſt das ſo die Sitte unter den deutſchen Büchleinmachern: wenn irgend einer einen Gegenſtand ergriffen hat, der Aufſehn macht, wobei mancher Leſer verwundernd auflacht und ruft: ei, der bekömmt doch tüchtig was ab! ſo folgt eine ganze Schaar von Skriblern, und jeder derſelben reibt ſich, ſo gut und ſchlecht, ſo ſtark und ſchwach er kann, an dem-

Leben Gegenstand. Es ist unendlich, um es zu umfassen, als sein Verhältniß anzugeben.

Der ganze Satz, dem es sich hier handelt, ist: Gott ist unendlich, um es zu umfassen, als sein Verhältniß anzugeben. Dieser Satz ist aber nicht etwa ein Satz, der sich auf Gott, seine Natur, seine Eigenschaften, seine Wirksamkeit bezieht, sondern er ist ein Satz, der sich lediglich auf das Verhältniß, das der Mensch zu Gott einnimmt, bezieht. Er ist also ein Satz, der sich auf Religion bezieht.



2) Daß der Satz, daß Gott unendlich ist, um es zu umfassen, als sein Verhältniß anzugeben, ein Satz der Religion ist, ist Hegel selbst nicht entgangen. Er sagt: „Die Religion ist Verhältniß zu Gott, Gott ist Gegenstand der Religion, Gott ist Gegenstand des Wissens, Gegenstand der Religion, Gegenstand der Philosophie. Dieser, sowohl als jener Satz, daß Gott unendlich ist, um es zu umfassen, als sein Verhältniß anzugeben, ist ein Satz der Religion, ist ein Satz, der sich auf Gott bezieht, ist ein Satz, der sich auf Religion bezieht.

Gedichte ist noch etwas, so ist auch nur ein Gedicht, so ist auch nur ein Vers möglich.

Dem obigen sind Gedichte, welche mit der ersten Zeile beginnen, wenn sie auch nicht „nichts Bedeutung für das Buch: Denken" (Schleiermacher) und Wissen" von Verlust „Wirk" ... Wer sich vorgenommen hat, sehr viel zu sagen, der wird sich wenig Zeit nehmen, es gut zu sagen. Wer sich aber vorgenommen hat, nur wenig zu sagen, der wird sich Zeit nehmen, es gut zu sagen. Wer sich Zeit nehmen will, es gut zu sagen, der wird sich auch Zeit nehmen, es kurz zu sagen. Wer sich Zeit nehmen will, es kurz zu sagen, der wird sich auch

Der Verfaſſer des berüchtigten Buches: Des Erreurs & de la Verité, erklärt ſich alſo endlich einmal; nun weiß man doch, woran man iſt: er wird nun völlig aus ſeinem Inkognito heraustreten, wird ſagen, was und wer er iſt, und vorzüglich was er gemeint und gewollt hat, ja uns ſogar apodiktiſch hiervon überzeugen; ſo muß man in der That ſelbſt denen die ihn vielleicht verunglimpft haben, Dank wiſſen, indem ſie ihn zu dieſer Erklärung vermogten; er ſelbſt alſo, dieſer Martinez oder Chev. de St. Martin, tritt hier auf, und ſchenkt uns ein eignes Büchlein.... So wird man denken; aber — nichts von allem dem!

Ein Ungenannter ſchreibt an einen Ungenannten, ziemlich einfältig fragend, über die auf dem Titel genannten Gegenſtände; und dieſer Hocherleuchtete antwortet von dem Throne ſeiner Weisheit kurz und entſcheidend. Er weiß alles, er ſteht in den wichtigſten geheimen unentdekbaren Verbindungen (man kennt ſolche Sprache ſchon); alles wird gelobt, wenigſtens entſchuldigt; bloß die Berliner kommen übel weg. Dieſer unbekannte Vornehme und Gelehrte nun kennt den unbekannten Verfaſſer jenes berüchtigten Buchs, ſpricht ihn noch zuletzt d. 11 Febr. 1788 in Kenſington, ſagt ihm von den in Deutſchland laut gewordnen Beſchuldigungen des Jeſuitismus, und erhält darauf eine Erklärung, die der Verfaſſer nicht einmal in ſeinem eignen anonymen Namen, ſondern im Na-

men

men eines Freundes aufſetzt, und die franzöſiſch und deutſch S. 24 folgg. zu leſen iſt. Hier heißt es dann, wie man denken kann: daß er kein Jeſuit ſei, und in ſeinen Büchern: des Erreurs & de la Verité, und Tableau naturel (denn das Supplement zu den Erreurs & Verité erkennt er nicht für ſeine Arbeit) nicht für das jeſuitiſche Syſtem rede. Dieſe kahle und kurze Erklärung von dem was er nicht ſagt, ohne Angabe deſſen was er denn wirklich jedesmal recht will, findet ſelbſt der einfältige Fragende unſtatthaft, und ſagt S. 48 ſehr naiv: „Wie aber, wenn der Verf. irgend ein Ka„pitel, z. B. das vom Quadrat herausgehoben, „und in einer jedermann verſtändlichen Sprache „entziffert hätte? Dann würden ſich ſowohl die, „welche alles was er ſagt, für platten Unſinn aus„gaben, als auch die, welche einen jeſuitiſchen Sinn „in ſeinen Schriften fanden, ihrer Läſterungen „noch mehr ſchämen müſſen.“ — Freilich wohl! Indeß kräht der Herausgeber doch recht im Staraſiſchen Ton, S. 45. f.: „Was meinſt du nun, „liebes deutſches Publikum, zu den ſo kekken und „zuverſichtlichen Behauptungen? Der Verf. obi„ger Bücher ſollte ein Emiſſar der Jeſuiten ſein. „Und nun hat er nie in Verbindung mit ihnen „geſtanden, nie ihre Schriften geleſen*). Einer



„kann

*) Dies ſagt der angebliche Verfaſſer wirklich. „Qu'il „n'a eu de ſa vie le *moindre* rapport avec les mem„bres

Neue todt war Nathe haben. Er hatte ihn ein Christlich gemeint und ein Christlich gethan.

Wie endlich jener auch, zum Beschluß sein Leben in so großen Ehren gebracht. Wie er sich in sein Grab gelebet. Jmgleichen wie der Allgemeine Lehrer Christus Jesus, sein Leben und Wandel, auf eine Art der Predigten, Lehren, und Erklärung, die Erklärung eines gewissen und wahren Christen. Wie derjenige Lehrer Gottes recht sein Amt führe, und gewissenhaft. Wie man, und wie nicht, Gott, Christum, und seine Lehre, und Heiligkeit, und Gnaden-Mittel, und Gnaden-gebrauch, lehren soll. . . . Und wie endlich ein Christ, ein Christ-Lehrer, und ein Christ-Hirt sey.

Wie endlich alle rechte Lehrer-Predigten, und Lehren, und Erklärungen, und Erklärungs-Arten, eines Christen Lehrer, ein Lehrer nach Christi und seiner Art, einigen Methode absolge, und seyen, gezeiget, und entdecket, an diesem Exempel, und wie solches geschehen müsse. Zur Lehr und Trost der treuen Lehrer Gottes und Christi. Jn

Jena ist unser Exemplar. Es ist wie ein Lesezeichen in ein Buch gelegt. Es ist ein Zeichen, das Gott uns gegeben hat, damit wir wissen, wo wir sind. Es ist ein Zeichen, das Gott uns gegeben hat, damit wir wissen, wo wir sind. Es ist ein Zeichen, das Gott uns gegeben hat, damit wir wissen, wo wir sind.

bestimmt über nichts, dessen man verdächtig ist; man entziffert keinen noch so auffallend abgeschmakten oder gar gefährlichen Schritt, der bekannt geworden ist; sondern man leugnet einiges dreist, selbst mit Gefahr des größten eigenen Widerspruchs, und über andre Punkte deklamirt man unbestimmt; dabei sucht man zu rekriminiren, hebt unbedeutende Nebendinge weitläuftig zur Verdunkelung der Hauptsache aus, und — was der feinste Pfiff ist — man überströmt den Gegner mit einer solchen Fluth von Grobheiten und Schimpfwörtern, und betäubt den Leser mit einem solchen Schwall von unerschöpflichen und laut kreischenden Worten, daß beide vor Entsetzen und vor Ueberdruß nicht weiter die Spur verfolgen mögen, sondern gerne das Geschöpf, das sie näher kennen lernen wollten, entschlüpfen lassen: wie gewisse Thiere sich vor den Menschen durch den unausstehlichen Geruch ihres von sich geworfnen Unraths retten sollen.

So der berühmte Herr Oberhofprediger **Stark**! Nicht einmal hat er redlich erklärt: welche maurerische Bücher er geschrieben hat; geschweige denn: wohin die geheimen Winke darin zielen sollen. Er selbst giebt in den Schriften und Briefen, die er nicht abläugnen kann, die schwersten Verdachtsgründe, durch die bedenklichsten Sachen und Ausdrükke, gegen sich an die Hand; aber weder in seinen dikken noch in seinen dünnen Vertheidigungsbüchern hebt er durch offene und deutliche Erklärungen

rungen dieſe Bedenklichkeiten, dieſen Verdacht. Er ſagt nicht: was es für eine ungenannte noch itzt exiſtirende Geſellſchaft iſt, von der er vorgiebt, „bei ihr ſei der Freimaurerorden entſtanden, ſie „beſitze noch wahrhaftig ſeine authentiſchen Doku„mente, und habe deſſen Geheimniſſe und Kennt„niſſe nur vorſichtig einigen wenigen mitgetheilt“ (ſ. April 1788, S. 256, f.)? Und, um alles andre zu übergehen, er erklärt ſich über ſein mit Recht ſo äußerſt verdächtiges Klerikat nicht. Sollte er wohl dies ganze Klerikat, womit er ſchon 1767 hervortrat, und das er auch noch nicht will fallen laſſen, ganz ſelbſt erdacht haben; zuſammt ſeinen „Aufträgen ja Befehlen von einer hocherleuchteten geheimen Loge, deren Mitregent er wäre; zuſammt den Großpralereien von den höchſten wahren Geheimniſſen, in deren Beſitz er durch ſeine Loge ſei; zu ſammt ſeinem Plein-pouvoir von Bruder Pylades in P.; zu ſammt der Konſekrirungsakte, der geforderten Jura Stolae, der Berufung auf die Ordensregeln des Heil. Bernhard“ (ſ. Jul. 1786, S. 50, f.; Jun. 1788, S. 641, f.)? Sollte er das?... Es iſt nicht wahrſcheinlich. Wenigſtens ſagt er es nicht. Hat er aber nicht ſo umſtändlich und weit ausgeſponnen damals ehrliche Männer zu betrügen geſucht; ſo erkläre er ſich itzt offen und frei über dies Klerikat, deſſen Erfinder, deſſen Zwek, ſeine geheimen Bevollmächtiger, u.ſ.w Er zeige die Unſchuld, oder geſtehe die Schuld,

der

zu Handelsleuten, den Bürgern, den Bauern, und damit auch zu den Gewerken, Fabrikanten und Handwerkern.

Diese Verschiedenheiten werden wir weiter ab, und zu den Gelehrten, den Künstlern, den Soldaten, den Beamten, den Geistlichen, den Aerzten, den Lehrern, den Schriftstellern, zu den Hofleuten, den Gesandten, den Fürsten, den Königen, den Kaisern, den Bettlern, den Räubern, den Mördern, den Verbrechern, den Sklaven, den Leibeigenen, den Juden, den Zigeunern, den Hexen, den Gespenstern, den Teufeln, den Engeln, den Heiligen, den Göttern, den Halbgöttern, den Nymphen, den Faunen, den Satyrn, den Dryaden, den Hamadryaden, den Najaden, den Nereiden, den Sylphen, den Gnomen, den Cyklopen, den Titanen, den Riesen, den Zwergen, den Amazonen, den Furien, den Parzen, den Musen, den Grazien, den Horen, den Sirenen, den Harpyen, den Centauren, den Chimären, den Sphinxen, den Greifen, den Einhörnern, den Drachen, den Basilisken, den Vampyren, den Kobolden, den Irrwischen, den Nixen, den Wassermännern, den Meerweibern, den Meerkatzen, den Meerschweinen, den Meerpferden, den Meerkälbern, den Meerschlangen, den Meerdrachen, den Meerungeheuern, den Meerwund

Jetzt, ich will jetzt weiter lesen: [illegible] Er fängt nur neue Verwirrungsmittel an. Wenn wir Ihnen nun sagen, daß Sie Recht haben, daß Sie Recht haben, daß Sie Recht haben

gegen das Beiwort seltsam, welches er für ein Schimpfwort erklärt, protestando verwahrt) ist noch seltsamer als die bekannte Henne bei Claudius; denn diese sagt:

Erst leg' ich meine Eier,
Dann rezensir' ich sie.

Aber bei ihm geht es umgekehrt zu.

Erst rezensirt Er seine Eier,
Und dann erst legt er sie!

Noch ist er so seltsam (quod absque animo injuriandi dictum sit!), uns eben daselbst „18 Punkte zur umständlichen Verantwortung vorzulegen, über welche er uns seines gerechten Anspruchs nicht entlassen kann;" in welchen Punkten wir uns nehmlich, wie er glaubt, aufs stärkste geirrt hätten. Die ersten 16 betreffen von Ihm nicht das geringste, sondern allerlei bei uns gedrukte Berichte von der eingeschränkten Toleranz in Oestreich, von Verbreitung des Katholizismus, von Jesuiten, von geheimen Gesellschaften, von einer Definition des Deismus (warum giebt der Herr Oberhofprediger, wenn ihm die mißfällt, keine bessere?) u. s. w. Gesetzt, wir gestänben die Unrichtigkeit aller dieser Punkte ein; was hätte Er dadurch gewonnen? würde sein Winken auf eine geheime Gesellschaft, seine Sendung von Unbekannten Obern, darum unverdächtiger, unsträflicher, edler oder gescheidter? Woher kömmt Er denn, bei seinem Streite, zu dem „gerechten Anspruche" dieser Anforderung an uns? Er könnte uns eben so gut jede andre Sache, und, wenn es bloß auf Unrichtigkeiten ankömmt, die leider noch immer einschleichenden Drukfehler der Monatsschrift vorwerfen; aber

was

was gehört das zu seinem Streit, zu seiner Rechtfertigung? Und dergleichen Benehmen soll man, aus Furcht vor einer neuen Injurienklage von ihm, nicht seltsam nennen! — Aber noch obendrein, haben wir uns in vielen jener Punkte wohl schwerlich geirrt; sie sind (ausgenommen was Herr Stark uns andichtet oder durch Verfälschungen und Verdrehungen zusetzt) mit Beweisgründen unterstützt, ja einige sind gegen seine Einwendungen aufs neue begründet worden. Nur über den einen, worauf er sich so viel zu gute thut, Nr. 15, wollen wir itzt etwas sagen. Die Philalethen in Paris gaben in ihren Zirkularen die Adresse: à Mr. *Misa du Renis*, demeurant &c., nach dem Anagramm des Logennamens Amis réunis. Ein Verfasser, der dieser neuen geheimen Gesellschaft nicht günstig ist, und, wie aus dem ganzen Zusammenhange erhellet, ihre Zirkulare muß gesehen haben, sagt in der B. Monatsschr. August 1785 S. 560: „er kenne auch diesen seinen Herrn Misa du Renis sehr wohl.“ Offenbar, die Gesellschaft unter der von ihr selbst gewählten Addresse meinend; und um zu zeigen, daß er die Gesellschaft, ja sogar ihre Addresse, sehr wohl kenne. Herr Stark aber, der von Ironie und Allegorie nicht viel verstehen muß, beweiset sehr gravitätisch: daß ein solcher Mann wie Misa d. R. nicht existire, also nicht könne gekannt werden, wer also von seiner gemachten Bekanntschaft spreche, ein Lügner sei, u. s. w.... Nein, wer so stumpfsinnig ist, kann freilich wohl ein ganzes Klerikat, worin noch mehr als bloß die Addressen erdichtet sind, nicht aus seinem Gehirn erfunden haben! Und hierüber zieht er uns nun noch einmal, mit „gerechtem Anspruche, zur schuldigen Verantwortung.“ Seltsam!

sam! dreimal seltsam! Wenn jemand vor drei Jahren gesagt oder geschrieben hätte: ich kenne den saubern Archidemides in Darmstadt, ich kenne den *Aquila fulva*, und nun irgend ein Stark aufgetreten wäre, um laut auszurufen: du lügst; im ganzen römischen Reiche ist kein Mann, der Archidemides heißt, keiner der Aquila heißt — was würde man dazu gesagt haben? Und doch sind beide Fälle völlig einerlei. Misa dů Renis ist eine Maske, und Archidemides ist ebenfalls eine Maske. Wenn einmal der Herr Doktor Stark auf einer Redoute in einer Maske mit einem Adlerkopf erschiene, und ein andrer riefe ihm zu: Schöner Adler, ich kenne dich; — würde dieser Mann mit der Adlermaske wohl gar so einfältig sein, zu glauben, man halte ihn für einen wirklichen Adler?

Die zwei letzten jener 18 Punkte betreffen die uns von ihm angeschuldigten Verfälschungen 1) eines Ihn betreffenden Briefes, 2) seiner eigenen Schriften. Auch hierüber ist schon längst das Nöthige gesagt; die Sachen liegen dem Publikum zum Anblik vor: es entscheide! Auch glauben wir, (denn er brachte diese Anschuldigung auch schon im Prozesse vor) in dem was Fakta betrift, uns auf den Urtheilsspruch unsrer Richter beziehen zu können; diese untersuchten alle seine Beschwerden, und sprachen uns frei. Wir können aus seinen von uns angeführten Schriften unrichtig gefolgert, unstatthaft geschlossen, kurz gegen die Logik gesündigt haben; und H. Stark zeige dies, wenn er kann! Aber in den Anführungen selbst müssen wir gewiß kein Falsum begangen haben, sonst hätten wir unsern Prozeß unmöglich gewinnen können.

Diese Nummer im Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung bringt uns auf eine andere neuere:

Nr 26, vom 21 Febr. 1789, wo zwei Briefe abgedrukt sind, die Hrn. Stark betreffen, deren einen genannten Verfasser wir aber im mindesten nicht mit Hrn. Stark zu vermengen gemeinet sind. Da wir hier sogar genannt werden, und Hr. Stark sicherlich in seinem Apologismus über diese ihm günstigen Briefe triumphiren wird, als bewiesen sie etwas gegen uns; so müssen wir deren wohl erwähnen*). Die Sache ist diese. Ein Anonymus (Schade, daß es so ist!) legt dem Herrn P. E. von der Osten, genannt Sacken, auf Frauenburg in Kurland, fünf Fragen, Hrn. Stark betreffend, vor, deren „authentische Nachricht (soll Beantwortung heißen) zeigen soll, ob etwa die traurigste Erfahrung für die Menschheit sich fände, daß ein ganz unschuldiger Mann so beispiellos verläumdet und verfolgt werden könnte." Die Fragen sind nicht gut gewählt; es wäre von einem Fremden indiskret, Herrn von Osten-Sacken mit Fragen zu behelligen: sonst aber könnten wir wohl manche Fragpunkte über H. Stark entwerfen, die etwas näher zum Ziele treffen sollten. Und daher kömmt es dann, daß die verneinenden Antworten, wenn auch alles darin seine Richtigkeit hat, gar nicht so viel zu H. Starks Vortheil entscheiden, als man davon zu erwarten scheint. Denn eigentlich folgt doch weiter nichts, als: — was man schon vorher wußte — daß Ein, ja auch mehrere, edle rechtschaffne vortrefliche Männer leben, die nichts von 1) Starks Neigung zum Katholizismus oder Konnexion mit Jesuiten, 2) nichts von seinem Hang zur

*) Natürlich aber nur in so weit, als uns die Sache betrift; denn auch Frau von der Recke, und Herr Nicolai sind genannt.

zur Schwärmerei, noch 3) von seiner Lehre der Magie durch Räuchern wissen. (Daß er 4) die Tonsur gehabt, ist von ihm namentlich und bestimmt nicht gesagt worden; und 5) die Art der Erzählung seiner Gespenstergeschichten, betrift bloß Frau von der Recke und nicht die Monatsschrift.) Also: daß mehrere angesehene Männer, wovon selbst einige seine „vertrauten Freunde" können gewesen sein, dergleichen, und (um nur eines zu nennen) seine „Konnexion mit Jesuiten und katholischen Geistlichen" (deren er sich, auch wenn er noch so unschuldig sein sollte, doch immer sehr verdächtig gemacht) „nicht wahrgenommen haben!" Allerdings wohl! und wer hat gezweifelt, daß Manche dies nicht wußten, dies nicht wahrgenommen hatten? Im Gegentheil: wer hätte es wohl der Mühe werth gehalten, davon zu reden, wenn es schon ganz allgemein bekannt gewesen wäre? Eben die vortreflichen Männer, die ihm vielleicht zu gutmüthig getrauet hatten, wollte man durch simple Darlegung der unleugbaren Fakta, und durch die natürlichsten Folgerungen daraus, aufmerksam machen. — Freilich ist ein solches gutes Zeugniß von einem unbescholtnen edlen Manne viel werth; nur, wir müssen es wiederholen, es beweist hier nicht, was zu beweisen war.

Wir sagten kurz vorher: „wenn auch alles in den Antworten seine Richtigkeit hat." — Wohl Niemand wird uns zutrauen, daß wir, die wir nicht den geringsten Anlaß zum Mißtrauen gegen Herrn von Sacken haben können, sein Zeugniß verdächtig machen wollten. Aber es giebt bei historischen Erzählungen eine zwiefache Richtigkeit: eine moralische, und eine logische. Zu der erstern gehört Rechtschaffenheit, und der Wille die Wahrheit zu sagen: beides Eigenschaften, die wir mit

Vergnügen an einem Manne anerkennen und schätzen, der öffentlich mit Nennung seines Namens zur Ablegung eines Zeugnisses auftritt. Aber zur logischen Richtigkeit gehört, daß man sich nicht durch einen Trugschluß selbst täusche, als könne durch Zeugniß und Augenschein etwas ausgemacht werden, was gar nicht in die Sinne fällt, sondern bloß gefolgert wird*). Und einer solchen Täuschung, eines Trugschlusses kann man den edelsten Mann zeihen, wenn seine eigenen Ausdrükke Veranlassung dazu geben. Herr von Sacken z. B. sagt: „Daß Hr. St. mit Jesuiten und katholischen Geistlichen in einiger Konnexion gestanden, hätte mir unmöglich entgehn können, da ich sogar von aller seiner Korrespondenz unterrichtet zu werden Gelegenheit gehabt.“ Dies ist unrichtig gesagt, denn es ist unmöglich es zu erweisen. Wenn man auch 10,000 Briefe von einem Manne gesehn hat, so weiß man doch nie, ob man sie auch alle sah. Selbst, wenn ein Mann sein ganzes Leben hindurch ohne einen Augenblik Unterbrechung von Argus-wächtern beobachtet ward; selbst dann können diese Wächter im gültigen Zeugniß nicht sagen: wir wissen oder wir haben gesehn, daß er dies nicht schrieb, jenes nicht that; sondern bloß: wir wissen nicht, wir sahn nicht, daß er es schrieb, daß er es that. Herr Stark könnte also, des unbescholtensten Zeugnisses ungeachtet, dennoch in „einiger Konnexion gestanden“ haben, die H. von Sacken nicht kannte, und die, wenn sie sonst wahrscheinlich ist, durch ein logisch-unrichtiges Zeugniß nicht

kann

*) Dahin gehören alle seinsollende Zeugnisse für eine Negation. Ein solches Zeugniß in der Sache des Kempelnschen Schachspielers ward B. Monatsschr. Dezembr. 1784, S. 509. entkräftet.

kann umgestoßen werden. Eben so hernach: „Ich „gebe Ihnen die Versicherung, daß H. St die „Gespenstergeschichten so erzählt hat, als wenn er „sie von Andern gehört hat“ (nicht als wäre er selbst Augenzeuge davon gewesen). Er kann sie 10,000mal an H. von Sacken und dessen Freunde als von Hörensagen erzählt haben; und dennoch ein, oder mehrmal, als sei er Augenzeuge gewesen. So auch: „Ich versichere Sie als ein Mann von „Ehre und Wahrheitsliebe, daß H. St. nie Gei„sterzitaziones gebilligt, vielweniger daß er Magie, „schwarze oder weiße, jemanden gelehrt — haben „sollte. Vielmehr hat er dergleichen Sachen je„derzeit gemißbilligt, z. B. die Prozeduren des „Schröpfers, den er immer gewiß verachtet hat.“ Wie viel Dinge sind hier, die zum Theil ein einzelner Mann nicht wissen kann, und die zum Theil gar nicht in die Sinne fallen sondern bloß Schlüsse aus der Abstraktion eines Charakters sind, und folglich keine durch Zeugniß erwiesene (oder zu erweisende) Thatsachen können genannt werden! — — Wenn auch der ganze Streit mit H. Stark weiter nichts fruchtete, als nur die deutlichere Einsicht einiger logischen Regeln; so wäre er schon nicht unnütz gewesen.

Aber eine wichtige Bemerkung gewähret uns dieser Briefwechsel noch. Der Ungenannte befragt Herrn von Sacken, als „einen ehrlichen Mann, „der Herrn Dr. Stark sowohl als Freund, als wie „Maurer, lange und unter allen Kurländern am „genauesten kennen soll.“ — Wie? auch als Maurer? Herr Stark hat sich in Kurland, wo er von 1777 bis 1781 war, wirklich auch als Maurer bekannt gemacht? ... So wäre es ja doch nicht wahr, was er mit so greulichen und so wiederholten Schimpfwörtern zu bekräftigen sucht:

daß seit 1777 er sich mit der Maurerei gar nicht mehr befasset habe, sie ihm völlig gleichgültig gewesen sei? (B. Monatsschr. 1788 April. S. 450 f. Mai, S. 528, f. Jun. S. 629.) H. Stark bitte doch alle seine Freunde und sich selbst, nichts mehr über ihn zu schreiben; denn durch jede Nachricht kommen immer neue Widersprüche von ihm zum Vorschein. — — Auffallend ist es übrigens freilich, daß er nicht selbst „Zeugnisse seiner Freunde" für sich beigebracht habe; ob aber, wie H. von Sacken meint, hieran bloß seine „wahre Diskretion Ursache gewesen", läßt sich bezweifeln, da wir aus seinen Schriften itzt seine Begriffe über diskrete und feine Denkart uns abstrahiren können. Auch könnte vielleicht Herr Stark nicht mit Unrecht sich über seine Freunde in Kurland beklagen, daß sie ihm erst so spät mit ihren Attestaten zu Hülfe kommen.

Wir freuen uns, diesen Uebergang, durch Herrn von Sacken, gefunden zu haben, um nicht plötzlich von jenem Starkianer und von dem seltsamen Oberhofprediger selbst auf Herrn Hofrath und Leibarzt Zimmermann in Hannover zu kommen; obgleich er sich leider jenen beiden Menschen in etwas gleich stellt. Auch Er, der sonst von den, wie er sich ausdrükte, „beiden ihm sehr verehrungswerthen Herausgebern der Berlin. Monatsschrift" (Januar 1788 S. 68) mit Achtung sprach, gesellet sich itzt zu denen, die seit einiger Zeit und zwar nicht eben auf die feinste Art die Berl. Monatsschr. und die Herausgeber derselben angreifen; und da wir jener neuern Angriffe erwähnten, so müssen wir auch des seinigen gedenken. Man kann zum voraus vermuthen, daß bei Erörterung der Gedanken eines solchen Schriftstellers höchst interessante Untersuchungen vorfallen werden. Und so ergiebt sich gleich Anfangs die Frage:

III. Was heißt: infam? — — Ehemals glaubte man, daß die Begehung der abscheulichsten Verbrechen nöthig sei, um mit diesem Prädikat jemand zu brandmarken. Diebstahl, Raub, Betrug, Ehebruch, Veruntreuung des Anvertrauten, und einige andre Verbrechen *) machen, nach

 dem

*) Unter diesen andern Verbrechen sind einige Fälle, die den Herrn, welche so leicht mit diesem häßlichen Worte umspringen, Angst machen könnten, daß sie wohl selbst gar von den Gesetzen gemeint sein mögten. Sollte ein heftiger plumper Schimpfredner nichts in seinem Gewissen fühlen, wenn er liest, was L. 6. §. 1. C. de postul. (Cod. I, II, tit. 6.) allen Sachwaltern gesagt wird: Ante omnia autem universi advocati ita praebeant patrocinia, ut non ultra, quam litium poscit utilitas, in licentiam conviciandi et maledicendi temeritatem prorumpant; agant, quod causa desiderat, temperent se ab injuria. Nam si quis adeo procax fuerit, ut non ratione, sed probris putet esse certandum, *opinionis suae imminutionem patietur.* Nec enim conniventia commodanda est, ut quisquam, negotio derelicto, in adversarii sui contumeliam aut palam pergat aut subdole. Ist es doch, als hätten die guten Kaiser Valentinian und Valens bei dieser Schilderung vorausgesehn, was später als 1420 Jahre nach ihnen geschehen würde! — Was mag ferner ein Schriftsteller, der durch listige Wendungen ganz erdichteter weise ehrlichen Männern die verunglimpfende Beschuldigung unpatriotischer Gesinnungen zuziehen will, was mag der denken, wenn er liest: daß eine solche vom Richter gerügte Unart einen Schandfleck für den guten Namen zuzieht? L. 20 de his qui not. infam. (Pandect. III, 2): Ob haec verba sententiae Praesidis provinciae: *callido commento videris accusationis instigator fuisse*, pudor oneratur. Und was L. 17. und 19 C. ex quib. caus. inf. irrog. (Cod. II, 12) gegen die Sykophanten gesagt ist.

dem römischen und nach deutschem Rechte, infam. Aber fast nie bewirkt schon von selbst die Begehung dieser Strafe der Ehrlosigkeit, sondern es muß der richterliche Spruch hinzukommen; ja selbst die Verurtheilung wegen dieser Punkte genügt noch nicht, sondern es muß dem Verurtheilten durchaus böser Wille (dolus) zur Last fallen. — Dergleichen Subtilitäten sind aber itzt verhaßt. Will ein Schriftsteller für einen vornehmen Mann gelten, so schimpft er tüchtig. Neben seinen andern plötzlichen Standeserhöhungen, erhebt er sich auch selbst willkührlich auf den Richterstuhl, ist zugleich Partei und Richter, läßt strenges Urtheil über seine Gegner ergehn, und läßt ihnen keine Entschuldigungen von Irrthum, von Versehn, von unverschuldeter Unwissenheit zu Statten kommen. Strenge bricht er über sie den Stab, führt sie dann an alle Ekken herum (denn nicht nur den Richter, sondern auch den Nachrichter macht er selbst), und ruft über sie die Worte seines Urtheilsspruchs: infam, infam! aus. .... Und über wen ergeht denn ein solches hartes Gericht? Ei nun, über Leute, die gar nicht das thaten, worüber sie angeklagt werden, die nur bloß nicht wußten, was Niemand weiß, und die in ihrer altfränkischen Einfalt glaubten: man müsse erst jede Partei hören, ehe man sie verurtheile, und müsse (um mit dem Sprichworte zu reden) auch selbst dem Teufel sein Recht widerfahren lassen.

Diese Farce einer Verurtheilung zur Strafe der Infamie gab im vorigen Monate dem Publikum der Königl. Großbrittannische Hofrath und Leibarzt, auch Ritter des Kaiserl. Russischen Wlodimirordens, Herr (von) Zimmermann in Hannover. Er ließ einen offenen Fehdebrief gegen die Herausgeber der Berl. Monatsschrift ergehn, den

er

er in mehrern Exemplaren weit und breit herumschikte, ihn auch hernach in einigen allgemein gelesenen Zeitungen abdrukken ließ. Unsere Leser müssen ihn vor Augen haben, um die Sprache, die dieser feine und vornehme Mann darin führt, möglich und glaublich zu finden. Hier ist er.

„Eine schrekliche Geistesabwesenheit befiel im Monat Februar 1789 die Berlinischen Monatschriftsteller „Gedike und Biester!

„Eben in dem Augenblikke da das schändlichste, „boshafteste und giftigste Pasquill, das jemals in die „Welt trat, des Herrn Grafen von Mirabeau Histoire „secrete de la Cour de Berlin in Paris herauskommt, „und so schnell wie ein Blitz sich durch ganz Europa „verbreitet; eben in diesem Augenblicke, verfallen in „Berlin die Herren Gedike und Biester in diese Geistesabwesenheit! Aus Liebe für ihren treuen Mirabeau wollen sie, auch jetzt noch, wenigstens ganz „Deutschland bereden: ich sey ein infamer und „schändlicher Verläumder — weil ich, in einer aus „den Papieren eines der würdigsten Staatsminister „Friedrichs des Großen gezogenen Schrift gegen Mirabeau, als höchst wahrscheinlich angab, was der „Preussische Hof für gewiß hält, der Graf von Mirabeau sey der Verfasser der Noten und des Vorberichts zu der französischen Uebersetzung der geheimen Briefe über die Preussische Staatsverwaltung.

„Wer schon infam ist, und mich infam nennt, „schenket mir, wie ein berühmter Dichter sagt, einen „Acker auf seinen Gütern.

„Schrecken und Entsetzen ergriff mich gleichwohl „für den armen Mirabeau, als ich seine Histoire secrete de la Cour de Berlin las. Sie besteht größtentheils in Briefen, die Er, als Spion, aus Braunschweig, Dresden und Berlin, vom Monat Julius „1786 bis zum 19. Januar 1787, nach Versailles schrieb. „Noch erinnere ich mir, wie wir einander den 19. Julius 1786 auf der Landstraße zwischen Braunschweig

„und Magdeburg vorbeyfuhren, und wie ich bald darauf in Hannover hörte, in welcher unrühmlichen Absicht er in Berlin sey. Unmöglich kann Er jedoch, wenn sein Kopf ihm lieb ist, diese ganz über alle Begriffe boshaften und pasquillantischen Briefe selbst haben drucken lassen! Aber, daß dieser Liebling der „Berlinischen Monatschriftsteller, der talentvolle Graf „von Mirabeau, der Verfasser dieses Pasquills ist, dieß sieht man auf jeder Seite.

„Mit dem wahren und allgemein anerkannten Fran„zösischen Edelmuth ward, in ganz Paris, dieses Werk „der Finsterniß durch den Stempel der allgemeinsten „Verachtung gebrandmarkt. Der zur höchsten Indig„nation gereizte König von Frankreich bezeugte seine „Misbilligung aller dieser Lästerungen auf die ehren„volleste und feierlichste Art. Das Parlement in Paris „ließ dieses Pasquill, in eben dem Monat, öffentlich „zerreissen, und durch die Hand des Scharfrichters „verbrennen, in welchem die Herren Bedike und Bie„ster in Berlin, öffentlich, eben so schalkhaft als hä„misch ihre Freude darüber bezeugten: **daß nunmehr „Graf Mirabeau völlig von dem Verdachte gerei„nigt sey; als könnte Er seine großen Talente zu „der Schändlichkeit eines verachtungswürdigen „Pasquills erniedrigen und misbrauchen.**

„Hannover den 27. Februar 1789.

„Zimmermann.“

Die Anklage, oder vielmehr das Urtheil, ist hart; es fragt sich also: ist es auch gerecht? Es fragt sich: was haben wir gethan? und wann haben wir es gethan?

Erstlich: **Was haben wir gethan?** — Herr Hofrath Zimmermann sagt: „wir wollten wenig„stens ganz Deutschland“ (soll heißen: unsere Leser) „bereden: Er sei ein infamer und schändlicher Ver„läumder.“ — Wir müssen hierauf antworten: Das haben wir nie gethan, und nie gewollt! Wir haben diese Worte nicht gebraucht; auch der Ein-

sender

sender jenes Aufsatzes im Februarstükke (S. 168, f.) aus Br — g (Braunschweig) hat dies nicht gesagt; ja endlich auch Graf Mirabeau hat in dem dort abgedrukten Briefe es nicht einmal gethan. Es thut uns leid, daß wir einen edlen Ritter einer dreifachen Unwahrheit zeihen müssen; aber, rechtmäßige Selbstvertheidigung geht vor aller Höflichkeit. Der Herr Hofrath beschuldigt uns falsch; jeder Leser schlage das Februarstük nach, und entscheide!

So ist die Sache. Graf Mirabeau schreibt aus Paris: Es sei eine infame und schändliche Verläumdung, daß er die Noten und den Vorbericht zu jenem (berüchtigten und itzt in die verdiente Vergessenheit gesunkenen) Pasquill geschrieben habe. Er erklärt sich gegen die Verläumdung im Allgemeinen, nennt aber keinen Verläumder. Hat er hierbei an den Hrn. Hofrath Z. gedacht? Das wissen wir nicht; Hr Z. der so viel geheimes weiß, wird freilich auch des Grafen M. Gedanken hierüber wohl kennen. Des Herrn Hofraths lehrreiche Schrift („Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Gr. v. M.") ist, zufolge der Vorrede, erst vom 11 Sept. 1788; und Mirabeau's Brief schon vom 8 Novemb. Indeß, da, wie billig, des H. Z. Schriften sogleich durch ganz Europa fliegen, so konnte Gr. M. auch schon darauf Rükksicht nehmen. Genug, er sagt es doch nicht; und es muß erlaubt sein, diese Deutung nicht zu machen; wir durften also diese allgemein abgefaßte Erklärung drukken lassen, ohne Jemandes Ehre zu nahe zu treten. Wir durften es, so wie auch die Herausgeber andrer Jurnale es durften und es thaten. Oder ist etwa gegen den Grafen M. alles erlaubt; und gegen den Hofr. Z. nichts, auch nicht einmal, was nur gegen ihn gedeutet werden kann?

Es

Es wäre sehr gut, wenn der Hr. Hofrath dies gerade und dreist heraus sagte, damit man wisse, aus welchen Prinzipien er disputirt. — Doch weiter. Diesen Brief des Grafen M. nun schikt sein Freund — der edle Mann scheut die Nennung seines Namens nicht — der Herr Ingeniörmajor Mauvillon in Braunschweig schikt diesen Brief, mit einem kleinen Zusatze, zur Bekanntmachung an die Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung und der Berl. Monatsschrift; und er wird dort (Intelligenzblatt Dezemb. 1788, Nr. 66 S. 556) und hier gedrukt. Und was enthält des Hrn Majors Zusatz (man. s. Februar, S. 169, f.)? Er, der Freund, erklärt: „Er für seine Person „habe nicht die geringste Ursache, an der Wahrheit „der Aussage des Gr. M. zu zweifeln.“ Und dennoch spricht er nicht entscheidend, geschweige heftig oder leidenschaftlich. Er wendet die Sache dennoch vielmehr zu einem Zweifel: weil „auf der andern „Seite Hr. Hofr. Zimmermann steht, dem man „doch auch wohl nicht zutrauen kann, daß er selbst „den ihm verhaßtesten Menschen ohne Grund ver„läumden wolle.“ So läßt er es problematisch, und schließt mit dem sehr richtigen Dilemma: „Ist „Gr. M. unschuldig, so ist es Pflicht eines Jeden, „zu seiner Rechtfertigung beizutragen; ist er aber „schuldig, und diese seine feierliche Abläugnung un„wahr, so verdient er allgemeine Verachtung u. s. w.“ Kann man unparteiischer sein? Giebt es eine besonnenere, billigere, und für den Herrn Hofrath nachahmungswürdigere, Denkart und Sprache? ... Und das sollten wir, aus Furcht vor dem Despotenurtheile des Herrn Z. nicht abdrukken lassen! — Wir endlich selbst fügen auch eine Anmerkung hinzu, die wir uns schuldig zu sein glaubten, weil wir im nehmlichen Stük eine treffliche Stelle (Hr.

Z. selbst wird ihren Werth nicht verkennen) aus Mirabeau's größerem Werke übersetzt geliefert hatten. In dieser Anmerkung wird natürlich des Hrn. Z. gar nicht gedacht; wir „freuen uns bloß, die „positive Erklärung des Gr. M. über diesen Punkt „zu sehen." Oder freut sich etwa der menschenfreundliche Hr. Z. nicht, wenn er von einem auch für höchst schlecht gehaltenen Menschen etwas erfährt, wodurch doch Eine Thorheit desselben verschwindet, Ein Vergehen desselben weggeräumt wird, kurz weshalb Er nun weniger schlecht von jenem Menschen denken muß? Wir sagen: „Gr. „M. scheine sich durch diese Erklärung von dem „Verdachte völlig gereinigt zu haben"; nicht aber, wie Hr. Z. (hoffentlich nur aus Versehn) uns sagen läßt: „Gr. M. sei nunmehr völlig gereinigt." Es kann sein, daß Gr. M. demungeachtet der Verfasser ist; denn eine Unwahrheit ist leider, wie wir oben gesehen haben, selbst bei vornehmen Leuten möglich. Nur bedarf es dazu doch erst eines Beweises; und bloß der Umstand, daß jemand zur Bosheit und zum Pasquillschreiben geneigt ist, reicht nicht hin, um ihn auch für einen förmlichen Lügner zu halten: zumal, wenn derselbe Mann bisher dreist genug war, sich selbst öffentlich zu sehr harten und beleidigenden Schriften zu bekennen. Der Menschenkenner Zimmermann weiß es ja sehr wohl, daß nicht alle Laster in Einem Menschen wohnen. Genug, des Gr. M. Erklärung scheint ihn zu rechtfertigen; und um ihn dennoch zu verdammen, bedarf es mehr als einer bloßen Vermuthung des Herrn Zimmermann. Für uns reichte sie wenigstens hin, um fürs erste, bis auf nähern Beweis, ihn wenigstens für halb = für scheinbar = gerechtfertigt zu halten.

So ist es mit unserm Abdruk der Erklärung des Gr. M. beschaffen. Herr Z. sagt indessen: wir wollten die Leute bereden, er sei ein infamer Verläumder; ja er fügt nun sogar hinzu, als wenn er eine Theorie über die Infamie schriebe: „Wer schon „infam ist, und mich infam nennt, schenket mir „u. s. w.“ ... Es ist abscheulich, Jemanden zu beschuldigen, als habe er einen entehrenden Ausdruk gebraucht, den er nicht gebraucht hat; aber wie soll man eine so kindische und hier so unstatthafte Retorsion des entehrenden Ausdruks nennen? wie es nennen, wenn Jemand von ehrlichen Männern jenes schändliche Wort gebraucht, welches wir nicht für so zierlich halten, um es so oft wie der Hr. Hofrath zu wiederholen? — Wir berufen uns hier auf das Gefühl aller bessern Menschen, und schweigen, und überlassen es dem Herrn Hofrath selbst, wenn seine nur von ihm selbst erregte Hitze einst abgekühlt ist, sein Betragen zu würdigen.

Oder wie? sollte dieses nicht auf uns, sondern auf den Gr. Mirabeau gehn? Glaubt Hr. Z. von dem so genannt zu sein, und ihn selbst mit Recht so nennen zu können? — Unmöglich! die Worte sind gar zu bestimmt. „Die Herren Gedike „und Biester wollen die Welt bereden: ich sei „ein ....., weil ich u. s. w. (Und nun) Wer „schon .... ist, und mich .... nennt, schenket mir „u. s. w.“ Nach allen Regeln der Worterklärung kann dies nur auf uns gehen. Da wir nicht, wie Hr. Z. die Gedanken errathen können, so müssen wir uns an seinen vor uns liegenden klaren Ausdruk halten. Auch wäre es ja eine Beleidigung gegen einen so berühmten, so viel und so gern schreibenden, und sich der Kraft seines Styls so sehr freuenden Schriftsteller, es wäre eine Beleidigung: anzunehmen, als verstieße er so sehr gegen

alle

alle grammatische und logische Regeln der Schreibart, als sei sein Ausdruk so unbestimmt, so falsch, so schief. Die Lächerlichkeit wäre zu groß, daß die Urtheilsworte so deutlich-hart und bestimmt wären, der Verurtheilte selbst aber so unbestimmt angegeben würde! Nein, Hr. Z. muß sich erst selbst für einen schlechten Schriftsteller erklären, ehe man das Recht hat, solche Fehler bei ihm zu vermuthen.

Auch gewönnen wir wenig dabei, wenn etwa dieser harte Ausdruk, durch eine gezwungene Erklärung, von uns abgewälzt würde; denn sein Fehdebrief sagt wohl noch härtere Dinge von uns. Nur auf uns, auf uns ist — er selbst mag wissen, warum — seine ganze Heftigkeit gerichtet; nicht auf die Sache selbst, nicht auf den Grafen Mirabeau. Er nimmt keine Notiz davon, daß auch in der Litteraturzeitung jene Erklärung gedrukt stand; nur wir haben Unrecht, sie fast zwei Monate später gleichfalls zu liefern. Für „den armen Mirabeau ergreift ihn doch noch mitleidiges Schrekken und Entsetzen"; und er gedenket mit Theilnahme der wichtigen und interessanten Begebenheit, „wie „sie sich einander den 19 Julius 1786 auf der Land„straße zwischen Braunschweig und Magdeburg „vorbeifuhren"; nur gegen uns ist sein Herz ganz verhärtet, von uns erinnert er sich nichts, uns giebt er dem übelsten Schiksale Preis. Er — und hierdurch wird des Herrn Hofraths Betragen freilich etwas mehr als bloß lächerlich — er giebt manche bedeutende Winke, um uns als unpatriotische Bürger, als gegen unsre Regierung verstoßend, darzustellen. Handelten so nicht die Sykophanten? müßte hier nicht der Richter zu ihm sagen: Callido commento videris accusationis instigator fuisse?... Wir wollen sehn. Nachdem er den

Hr.

Gr. M. als Spion und Pasquillanten unsers Hofes vorgestellt, erlaubt er es sich, eine freundschaftliche Verbindung zwischen M. und uns anzugeben. „Aus Liebe für ihren treuen M. wollen sie u. s. w. „Der talentvolle Graf von M., dieser Liebling „der Berl. Monatsschriftsteller u. s. w.“ — So wie man oben bei jenen plumpen Ausdrükken fragen mogte: Woher diese Heftigkeit? so mögte man hier bei diesen gehässigen Winken fragen: woher diese Erbitterung? Zur Sache gehört doch beides nicht; will er sich etwa durch beides dem Oberhofprediger Stark gleichstellen? Gesetzt, unser Komplot sei auch wahr; wie kömmt denn gerade der Herr Hofrath Z. dazu, es der Welt und unsrer Obrigkeit zu denunziiren? Seitdem Er bekanntlich die Preussische Monarchie in Schutz genommen hat, will er doch auch nicht den Staatsfiskal machen? — Doch wir wollen sehn, was an seiner Beschuldigung wahr ist.

Bei uns ward 1) gedrukt (Jul. 1788, S. 56): „Graf Mirabeau schreibe oft aus Parteilichkeit „und aus Lust zu Paradoxieen.“ Welches uns einen ziemlich heftigen Aufsatz von einem seiner Freunde (Novemb. S. 459, f.) zuzog. Das sieht doch eben nicht nach treuer Liebe aus? — 2) Am ausführlichsten urtheilten wir über den Grafen, als wir (Febr. 1789, S. 127 f.) seine allgemeinen politischen Betrachtungen über den Preussischen Staat lieferten. Wir rügen da „die vielen und großen Unvollkommenheiten, theils in unrichtigen Angaben, theils in falschen Urtheilen und Räsonnements; seinen excentrischen, oft enthusiastischen und wildbrausenden Kopf; seine unüberlegten, und nur zu oft auf Mißverständnissen oder falschen Nachrichten beruhenden Aeußerungen.“ Ist das übertriebne Liebe? sind das Zeichen eines treuen Bun-

des?

des? Lobt Herr Z. etwa so seine Freunde und Lieblinge? — Aber freilich (oder darf man etwa in der Litteratur nicht mehr gerecht und unparteilich sein?) freilich erkannten wir auch das Gute seines großen Werkes; wir hielten es wichtig, eben eines solchen Verfassers Urtheil über unsern Staat und dessen itzigen Beherrscher bekannt zu machen; und wir glauben noch immer, daß diese so wahre als beredte Stelle von keinem Anhänger wahrer deutscher Freiheit, d. h. von keinem Anhänger des Hauses Preußen, ohne inniges Mitgefühl und ohne rührende Ueberzeugung kann gelesen werden. — Und endlich 3) machten wir (Februar, S. 168, f.) des Gr. M. Abläugnung der Uebersetzung der Geheimen Briefe bekannt. Dies ist alles, was wir je über Gr. M. geredet haben. Und was war denn an diesem letztern unrechtes? Zwar sagt Hr. Z.: „Daß M. der Verfasser sei, halte der Preussische Hof für gewiß.“ Allein hierauf antworten wir zweierlei. Erstlich: ist in einem so unbedeutenden und bloß litterarischen Streit diese hohe Berufung sehr unschiklich angebracht, da unter uns der Streit ja bloß nach den Gründen der Wahrscheinlichkeit geführt werden darf. Und dann glauben wir, und sagen es zum Beweise unsrer wahren Ehrfurcht gegen unsern Hof, wir glauben: daß Hr. Hofrath Zimmermann nicht weiß, was der Preussische Hof über irgend einen Gegenstand für gewiß hält. Der Preussische Hof wird Seine Gesinnungen über Bücher und Menschen nie durch das Organ des Hrn. Z. der Welt kund thun. — Am Ende kömmt es ja immer auch nur auf die Sache, und nicht auf die Person, an. Gegen die Sache aber, gegen das Buch selbst, erklären wir uns aufs stärkste: „bis zu der Schändlich„keit eines so verachtungswürdigen Pasquills er-

„niedrigen“... Nun hat Gr. M. entweder das Buch geschrieben, oder nicht. Hat er es geschrieben, so trift ihn unser harter Vorwurf; und was will man dann mehr? Ist er aber unschuldig; was will dann vollends Hr. Z. von uns?

Aber wir haben den Gr. M. einen talentvollen Schriftsteller genannt; und das sollten wir nicht. Uns dünkt doch, so sehr dies Beiwort auch Hrn. Z. mißfallen hat, so mögte es doch wohl richtig sein. Wenn Einsicht, Kenntnisse, Kraft der Darstellung, Talente heißen können, so ist Gr. M. gewiß ein talentvoller Mann. Da der Herr Hofrath sich in ähnlichen Gegenständen versucht hat, so kann man sie einigermaßen vergleichen. Des Gr. M. Einsicht in Finanz- und Staatssachen mögte sich doch selbst gegen des Hrn. Z. Kenntnisse in diesen Fächern noch zeigen dürfen; Mirabeaus Charakterschilderung Friedrichs des Großen, und seine Lobrede auf den Preussischen Staat kann fast für eben so interessant gelten, als des Herrn Leibarztes zwei lehrreiche Bücher; und in dem Talent, worin sich der letztere seit einiger Zeit sehr zu üben scheint, in dem Talente zu schimpfen, mögte Gr. Mirabeau ihn wohl sogar noch übertreffen.

Was ist also an allen diesen Beschuldigungen, was uns eigentlich träfe? Nichts, gar nichts! — Aber, nun kömmt noch eine neue Beschuldigung des Hrn. Zimmermann; nun muß man noch

Zweitens, zufolge seiner Anklage, fragen: Wann haben wir den Grafen M. — nicht gelobt, denn das thaten wir nie uneingeschränkt; sondern: wann haben wir über ihn geredet, wann Stellen aus seinen Schriften abgedrukt?... Seltsam genug, daß es nun nicht mehr auf die Sachen, sondern theils auf die Person, theils auf die Umstände, sogar der Zeit, ankommen soll! Philosophisch

scheint

scheint diese Art zu argumentiren nicht zu sein. Aber vielleicht ist sie um desto politischer; denn, man weiß, Hr. Z. wirft sich seit einiger Zeit sehr in die Politik, und versäumt fast seine alte Freundinn, die Philosophie etwas darüber. Er sagt also: „Eben in dem Augenblikke, da das schändlichste „boshafteste und giftigste Pasquill, das jemals in „die Welt trat, des Hrn. Grafen von Mirabeau „Histoire secrete de la Cour de Berlin in Paris „herauskömmt und so schnell wie ein Blitz sich „durch ganz Europa verbreitet; eben in diesem „Augenblikke verfallen in Berlin die Herren G. „und B. u. s. w.“ „Aus Liebe für ihren treuen „M. wollen sie, auch izt noch, u. s. w“ Er erzählt, wie der König von Frankreich seine Mißbilligung bezeugte, wie das Parlement in Paris dies Pasquill öffentlich zerreißen und verbrennen ließ; und wie dies alles „in eben dem Monat“ geschah, „in welchem“ (gleichsam zum Trotze) „die „Herren G. und B. in Berlin öffentlich, eben so „schalkhaft als hämisch, ihre Freude darüber bezeugten, daß — u. s. w.

Man erlaube uns eine Anmerkung, ehe wir zu den beiden Hauptfragen, die sich hier ergeben, kommen. — Die Anmerkung ist diese. Sollte es wohl ganz schiklich sein, jenes neuen Pasquills auf eine solche Art, ohne Noth und Veranlassung, zu erwähnen? Wie, wenn man des Herrn Z. Sprache parodirte, und von ihm sagte: „In eben dem Augenblik, da jenes schändliche Pasquill in Paris herauskömmt, und sich nicht sogleich durch ganz Europa verbreitet (denn wenigstens war es noch nicht in Berlin, als des Herrn Z. Fehdebrief hier schon zirkulirte); eben in diesem Augenblik verkündigt, wenigstens in Deutschland, Hr. Zimmermann dieses Pasquill, und macht seine Leser

darauf neugierig!“ — Wir wenigstens (ohne von Politik, und von den Gesinnungen der Höfe etwas zu wissen) halten es für sittsamer, für anständiger, für ehrfurchtsvoller, gewisser Dinge lieber gar nicht zu erwähnen, als durch unnöthiges Lärmgeschrei sie erst recht bekannt, oder wenigstens noch bekannter, zu machen. Es giebt Schriften, die so niedrig-unanständig und so häßlich-schmuzig sind, daß, wer dieses Pech angreift, sich damit besudelt. Es giebt andere, die ihres pasquillantischen Inhalts wegen sogleich von jeder guten Polizei unterdrükt werden; eine Zeitlang werden sie zwar heimlich fortgelesen: aber bald sinken sie in Verachtung und Vergessenheit. Warum soll man sie durch Anzeigen und Widerlegungen empor halten? Und wie kann man endlich schiklicherweise von sich selbst erzählen, etwas gelesen zu haben, was eine gute Polizei zu lesen verbietet? wie kann man es dem, welchem man zu gefallen sucht, selbst ins Gesicht erzählen? — Nach diesen Grundsätzen haben wir immer verfahren; und werden ihnen auch in der Folge getreu bleiben, obgleich wir itzt vernehmen, daß manche ein anderes von uns erwarten *).

Nun

*) Hr. D. Semler schrieb — mit der Erlaubniß, es drukken zu lassen — vor einiger Zeit an einen der Herausgeber: „Es wünschen mehrere patrio„tische Unterthanen des Königs, daß Sie zuweilen „in der Monatsschrift das Mißfallen laut anzeig„ten, welches gute Unterthanen ganz gewiß an „manchen rohen Schriften haben müssen, wie z. B. „an —“ (wir mögen den Titel der verächtlichen Scharteke nicht einmal hersetzen.) „Ein ehrlicher „Verwalter hat neulich dem Verfasser derselben „die Strafe diktirt, 2 Stunden auf dem Esel zu „reiten; und es kann doch wirklich zur Geschichte der

Nun die beiden Hauptfragen. 1) Gesetzt, Hr. Z. that wohl, dieses neuen Pasquills sofort zu erwähnen; gesetzt er hatte Fug und Recht, noch strenger als das richtende Parlement zu sein, und geradezu und öffentlich den Grafen M. als den Verfasser dieses Pasquills zu nennen; — ist es denn so ausgemacht, daß es höchst unrecht ja strafbar ist, den Grafen M. wegen einer andern Sache günstiger zu erwähnen, in dem Augenblikke wo er jenes schändliche Pasquill herausgab? ... Dies scheint doch fast nicht. Man kann ja von einem Menschen in mehrerer Rükſicht reden; man kann die Personalitäten eines Schriftstellers vergessen, und sein allgemeines Räsonnement in einem



„der Aufklärung in unsern Landen gehören, dieses „zu erzählen. Ueberhaupt könnten Sie auf diese „Art patriotische Wohlthäter werden; und dem „Könige Selbst müßte dieser Eifer wohl gefal„len.“ — Wir danken dem gelehrten Manne für seinen freundschaftlichen Rath; aber, so sehr wir auch jeden patriotischen Eifer, und sicherlich ohne Rükſicht auf Belohnung, uns zur Ehre rechnen, so sehen wir doch nicht recht ein, wie wir diesen Rath gut befolgen könnten. Ohne zu wiederholen, was oben im Text gesagt ist, wollen wir nur bemerken: wie höchst seltsam es wäre, solche Schmähschriften zu zergliedern, und bei jeder unanständigen Läſterung zu zeigen, wie falsch und boshaft sie ist. Schon das Erwähnen, das Wiederholen dieser Läſterungen ist unanständig; und alle Widerlegung derselben ist gleich unschiklich und unnöthig. Nur Verachtung gebühret den verächtlichen Schriften und ihren Verfassern; wir kennen keine andere Waffen dagegen: und die Begrabung dieser Scharteken in Stillschweigen und Vergessenheit ist das einzige Mittel, ihre verpestende Verbreitung zu hemmen.

ganz andern Buche bündig finden. Und endlich folgt doch durch keine Logik: daß, wer die Hiſtoire ſecrete geſchrieben hat, auch jene ſtreitige Ueberſetzung verfaßt habe. — Aber 2) hatte Mirabeau denn damals die Hiſtoire ſecrete geſchrieben? Hr. Z. ſagt es freilich; aber auch hier wieder müſſen wir den Ritter einer Unwahrheit zeihen. Nicht in dem Augenblik, als jenes Pasquill in die Welt trat, ſchrieben wir, was (Gott weiß, warum) dem Herrn Hofrath ſo ſehr misfiel; nicht in dem Monat. Herr Major von Mauvillon ſchrieb ſeinen Aufſatz, wie das Datum beſagt, d. 1. Dezemb. 1788. Wir ſchrieben unſre Anmerkung im Jänner 1789. Denn dies Februarſtük erſchien, wie immer die Stükke unſrer Monatsſchrift, im Anfang des Monats; d. 3. Februar, den erſten Zeitungstag hieſelbſt, war es in der Zeitung angezeigt. Damals konnte noch kein Menſch von Mirabeau's neuer Schrift in Deutſchland etwas wiſſen; ſelbſt Hr. Hofrath Z. nicht, werde er auch noch ſo gut mit Politik und mit Pasquillen bedient. Die erſte Nachricht von der Hiſtoire ſecrete ſtand in der Hamburger Zeitung vom 10. Febr., die erſt am 12. Febr. hier in Berlin ankam. — Wie jämmerlich, daß man über ſolche Dinge mit einem ſonſt vernünftigen Manne, ſo weitläuftig rechten muß! Aber wir müſſen ja wohl dieſer Fakta erwähnen, deren Wahrheit nun jeder prüfen und beurtheilen kann, um ſelbſt zu ſehn, ob der Februar mit dem Dezember und Jänner Eins iſt. Was bleibt nun aber von Hrn. Z. Behauptungen übrig? Das hat er uns doch wohl nicht vorwerfen wollen, daß wir nicht vorausſehen konnten, was M. künftig für ein Buch ſchreiben würde! Nein, er ſagt es auch geradezu: ſchon als M. es geſchrieben hatte, in dem Augenblik, als alle Welt

es

es verachtete und brandmarkte, damals noch, als er sich schändlich gegen unsern Hof betrug, damals hätten wir ihn hämischerweise (o der schändlichen Beschuldigung!) in Schutz genommen. — Wir nahmen ihn nie in Schutz, wir machten nur seine eigene Schutzrede bekannt; und seitdem er sich als Pasquillant zeigte, haben wir seiner nicht erwähnt. Alles also was Hr. Z. hierüber sagt — wir müssen es wiederholen — ist, wie man gesehen hat, durchaus unwahr!

Wir können demnach mit dem besten Gewissen, und mit Aufrufung jedes verständigen Lesers, sagen: wir haben bei dem was wir thaten, nicht mit schrecklicher Geistesabwesenheit, nicht schalkhaft, nicht hämisch verfahren. Wie aber verfuhr Hr. Hofrath Zimmermann bei dem was Er that? Schalkhaft wohl eben nicht; ob aber nicht mit Geistesabwesenheit? ob nicht hämisch?... Oder ist es bloß, was Friedrich der Große von ihm schrieb: Le Medecin d'Hannovre *a voulu se faire valoir*?

Berlin, d. 30. März 1789.

Gedike, Biester.

---

7.

## Horazens Weissagung.

Poeten sind — Propheten. Daher war es kein Wunder, daß vor einiger Zeit ein scharfsichtiger Mann im Boileau eine Weissagung auf einen berühmten Schriftsteller unsrer Zeit fand. Boileau sagt von seinem Zeitgenossen Charpentier:

Il mêle en se vantant soi-même à tout propos
Les louanges d'un fat à celles d'un héros.

Und dis wollten nun die witzigen Köpfe als Weissagung auf den deutschen Charpentier unsrer Zeit

deuten. Ob ſie dazu Grund hatten, weiß ich nicht. Faſt ſollte ich es nicht glauben. Auf jeden Fall wäre die Weiſſagung doch immer noch etwas neu. Aber wie, wenn gar ſchon der alte Horaz von eben dieſem Mann geweiſſagt hätte. Man höre nur (Ars poet. 453 ſq.):

Aut mala te ſcabies, aut *morbus regius* urget,
Aut *fanaticus error*, et — *iracunda Diana.*

Und giebt es wol eine ärgere mala ſcabies als Eitelkeit, Ruhmſucht, Hochmuth und Rechthaberei? Selbſt der Merkurius *), verſüßt und nicht verſüßt,

*) Hierbei fällt mir ein, daß der deutſche Merkur, oder vielmehr wie der Herr Ritter ſich ausdrükt, „der Götterbote Wieland ſelbſt“ ebenfalls vor kurzem das Unglük oder — Glük hatte, was itzt die Berliniſche Diana hat — bei dem Herrn Ritter eine vielleicht für ihn wohlthätige Ausleerung der Galle zu befördern, obwohl dies gewiß nicht die Abſicht bei den ihm verordneten Merkurialpillen war. Man höre Wundershalben, wie der Herr Ritter ſelbſt (Ueber die Einſamkeit. Dritter Theil, S. 431) die Wirkung derſelben beſchreibt: „Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher „Freund, der Herr Hofrath Wieland, denkt im „Herzen nicht alles was er ſchreibt. Zuweilen „hängt er bekanntlich“ [was dem Herrn Ritter nicht alles bekannt iſt!] „auch wohl den Mantel „nach dem Winde. Daß ſich alſo dieſer liebe Ehrenmann aus Staatsklugheit in ſeinem Merkur „ein klein wenig hämiſch gegen mich und die „zwei erſten Theile meines Buches über die Einſamkeit erklärt hat, verzeihe ich ihm; denn kurz „vorher hielt der Weltüberwinder Obereit ſeinen „Einzug in Weimar!“ Man ſieht, der Herr Leibarzt bleibt ſich doch überall gleich, ſowohl in der Noſologie als Aetiologie oder Lehre von den Urſachen

süßt, sublimirt und präcipitirt, so wirksam er sonst



sachen der von ihm, dem armen kranken Ritter, seinen gesunden Patienten angedichteten Krankheiten. Es ist ihm auch, wie man sieht, gar nichts neues, diejenigen, die er seine Freunde nennt, auch zugleich hämisch zu nennen, so wie er (s. oben S. 382) dasselbe Prädikat den „ihm sonst verehrungswerthen Herausgebern der Berlin. Monatsschrift" beilegt. Darf man sich darüber wundern? Er giebt uns ja selbst zu diesem geheimen Schrank seines Herzens in eben diesem Buch über die Einsamkeit (Th. 3. S. 453 f. f.) den nöthigen Schlüssel. „Einsamkeit, sagt er, setzet alles an seinen gehörigen Platz" [Also auch die Wörter: hämisch und infam] „Da freut man sich, daß man den„ken darf, und so vielen Menschen um sich her „dadurch mißfällt. Sehr oft ist dieses allgemeine „Mißfallen ein beneidenswerthes Glük. — „Welcher Denker" [wie der Herr Ritter bekanntlich in sehr hohem Grade ist] „wünscht nicht, „recht sehr vielen Menschen zu mißfallen. Es „wäre ja ein wahrer Fluch für den, der in der „Stille etwas Gutes wirken könnte" [z. B. verläumden, verlästern, schimpfen u. s. w.] „wenn „man ihn allgemein liebte. Gesteht es nur, es „stekt doch etwas Großes in dem vornehmen „Mann dort" [in Hannover?] „gegen den ihr „alle schreit, gegen den jeder von Euch einen Stein „aufhebt" [vornehmlich solche Steine, die er selbst „der evolsis truncis Enecladus *jaculator audax* (Horat. od. III, 4) geworfen]. Nun ja, ich will ja gern gestehen, daß etwas Großes in dem vornehmen Mann stekt, der alles, was nicht so vornehm wie er selbst ist, für infam erklärt. Ich will ihm ja gern das beneidenswerthe Glük des allgemeinen Misfallens in vollem Maaß gönnen und wünschen, ob wol man dazu durch irgend eine mala scabies sehr leicht kommen kann, so wie er

gegen die Krätze sein soll *), ist doch hier umsonst; eben so unwirksam als der Löwenzahn gegen die Gelbsucht (morbus regius) der Seele, so gute Dien-

denn auch schon durch sein bekanntes Buch vom morbo regio, d i. durch die gelbsüchtige Beschreibung seiner Unterredungen mit Friedrich dem Großen zu diesem beneidenswerthen Glük des allgemeinen Misfallens gelangt ist,

*) Unzer (medicinisches Handbuch S. 110. f.) empfielt gegen die Krätze unter andern versüßten Merkurius, und führt überhaupt mehr Autoritäten zur Empfehlung der Merkurialmittel gegen diese Krankheit an. Auch Selle (Medicina clinica S 260) empfielt weißes Quekſilberpräcipitat. Uebrigens ist mir die Definition der Krätze, die ich in dem eben angeführten Sellischen Werke (S. 259) gefunden, merkwürdig gewesen. „Die Krätze, heißt es, besteht aus einzelnen besonders zur Nachtzeit jukkenden Geschwüren.“ Mir fiel dabei nur ein, daß der Herr Leibarzt seine Bücher und Pamphlets höchst wahrscheinlich nicht bei Tage, da er wol schwerlich die Zeit dazu haben mögte, sondern wol besonders zur Nachtzeit schreiben mag. Ob aber seine Scabies eine ſicca oder humida sein mag, kann ich, der ich nicht per distans zu kuriren verstehe, nicht recht beurtheilen. Der Herr Leibarzt mag es mir übrigens nicht übel nehmen, daß ich in diesem Aufsatz etwas in die Medicin pfusche. Pfuscht er selbst doch in Theologie, ja gar in Politik und Finanzwissenschaft. Freilich kann ich meine mediciniſche Weisheit nur aus gedrukten Büchern entlehnen, und nicht wie Herr Zimmermann seine politische Weisheit aus handschriftlichen Papieren großer Minister. Da ich hier mit einem Medikus zu thun habe, so wird man mir um so eher meine mediciniſchen Ausdrükke zu gut halten. Es sind, wie Lukan sagt, (I, 7.) *pila* minantia *pilis*.

Dienſte er auch nicht nur gegen die leibliche Krätze ſondern auch gegen die leibliche Gelbſucht, vornehmlich wenn ſie aus verdorbner Galle entſtanden, thun ſoll *). Denn in der Galle ſcheint doch wol immer die Urſache der Gelbſucht zu liegen (ſ. Selle Medic. clinica S. 202). Zu den Urſachen derſelben werden eben daſelbſt (S. 205.) gerechnet: „Heftige Gemüthsbewegungen, beſonders Zorn und Verdruß.“ Auch ſind ſcabies und Gelbſucht nie weit von einander. Selle ſagt am angeführten Ort: „Die in die Gefäße getretne Galle verur„ſacht ein ſtarkes Jukken der Haut.“ Ach! und gegen dieſes Jucken, gegen dieſe ſcabiem hilft ſelbſt die Schwefelkur der Satyre nichts. Bei wem hat man öfter dieſe Schwefelkur gebraucht, als bei dem deutſchen Charpentier; aber immer umſonſt. Immer jukt ihm aufs neue die Haut,

— — As if he had catch'd
The *Itch*, on purpoſe to be ſcratch'd.
(*Hudibras.*)

Um ſo mehr bedarf es einer gründlichen Kur, durch die nicht nur die Wirkungen ſondern auch die Urſachen jener beiden böſen Krankheiten, von denen der Herr Leibarzt geplagt wird, gehoben werden.

Ich habe hin und her gedacht, wodurch denn wol ſowol die ſcabies als der morbus regius bei ihm verurſacht ſein mögten. Endlich bin ich ſo glüklich geweſen, die erſte Quelle zu finden. Es iſt weiter nichts daran Schuld als — die böſen Infarktus, von deren ſchreklichen Wirkungen uns der ſel. Doktor Kämpf in ſeinem berühmten Buche: von einer neuen Methode, die hartnäkkigſten Krankheiten gründlich zu heilen belehrt hat. Hier finde

*) S. Unzers medicin. Handbuch S. 228.

finde ich in dem langen Register von Krankheiten, an denen die Infarktus Schuld sind, S. 50. auch die Gelbsucht und S. 51. „allerlei Ausschläge „und Ausſatz.“ Ueberhaupt leitet Kämpf die Infarktus besonders vom gallichten Blut (S. 55) und überhaupt (S. 60 f.) von der Vollgalligkeit her. Und sollte etwa jemand wissen wollen, wie ich Laie dazu komme, die Infarktus des Herrn Leibarztes zu kennen, so verweise ich ihn abermals auf das in dieser Materie klassische Kämpfische Werk, wo es (in der Einleitung S. 26) ausdrüklich also heißt: „Herr Zimmermann wurde, als „seine eigne häufige Erfahrung für den Nutzen „der Visceralklystiere sprach, ein solcher Patron „von ihnen, daß er mich freundschaftlich auffor„derte, diese neue Lehr- und Kurart in ein helleres „Licht zu setzen.“ Es ist freilich sehr zu bedauren, daß die Kämpfische Methode bei ihrem Patron so gar wenig gefruchtet. Denn nach allen Regeln der Semiotik kann man wol nicht umhin, anzunehmen, daß die bösen Infarktus noch immer nicht ganz bei dem Herrn Leibarzt weggeschaft sind, weil ihre Würkungen, Scabies und morbus regius, noch immer bei ihm fortdauren. Es ist dies in der That um so mehr zu verwundern, da nach Kämpfs Versicherung S. 209 die eigentliche Basis und das Hauptingrediens aller Visceralklystiere nichts anders als — der berühmte Löwenzahn ist. Wie würksam überhaupt sonst der Löwenzahn gerade in den Krankheiten, an denen unser Herr Leibarzt leidet, zu sein pflege, kann man auch schon aus der ersten besten Materia medica lernen. So heißt es z.B. in der von Gmelin verbesserten neuesten (5ten) Auflage der Materia Medika von Löseke S. 187:

„Taraxacum, dens leonis, Pfaffenblatt.
„Die Wurzel hat eine Kraft, die Schärfe der Säfte zu
„ver-

„verbeſſern. Noch beſſer aber iſt der aus der ganz frischen Pflanze gepreßte milchichte Saft, welcher in hartnäkkiger Krätze [mala ſcabies], in Verſtopfungen der Eingeweide [infarctus], und in der Gelbſucht [morbus regius] genommen wird.“

Aber das iſt nun leider einmal das gewöhnliche Schikſal der Medicin. Die würkſamſten Recepte, mit denen der Arzt andre kurirt, ſind nur zu oft für ihn ſelbſt unwirkſam. Indeſſen wäre es freilich auch wol zu viel von dem Löwenzahn erwartet, wenn man verlangte, er ſolle gegen die Infarktus der Seele eben ſo würkſam ſein, als er es gegen die Infarktus des Leibes, nach Kämpfs obiger Verſicherung bei dem Herrn Leibarzt geweſen, und er wird alſo noch immer eines Seelenarztes bedürfen, der ihm irgend einen pſychologiſchen Löwenzahn, es ſei nun in Tränken oder in Klyſtieren, verordne. Vielleicht iſt das ſo ſchwer nicht, wenn man ſich erinnert, daß der Herr Leibarzt ſchon vor vielen Jahren ſelbſt ein getreues Gemälde ſeiner Krankheit mit allen ihren Symptomen entworfen. Es iſt gewiß der Mühe werth, ihn darüber zu hören. In ſeinem Buche: Von der Erfahrung in der Arzneikunſt, neue Auflage 1787 ſagt er:

S. 261. „Es giebt Leute, die ſo reizbar ſind, „daß ein unſchuldiges Wort, ein Mükkenflügel, ein „Sonnenſtäubchen bei ihnen alles unter ſich und über „ſich werfen kann. Unter dieſen Leuten giebt es ſolche, „die, von ihrer erſten Jugend gewohnt ihren Willen „blindlings erfüllt zu ſehen, wie vom Donner gerührt „ſind, wenn jemand den rebelliſchen Einfall hat, ihrem „Willen zu widerſtehen, und bei denen daher jedes Jahr „[z. B. das Jahr 1788] ein langer Krampf iſt, wenn „die Anzahl dieſer Rebellen wächſt. Dieſe ſind es „vorzüglich, die dem Arzt mit einer phantaſtiſchen „Bosheit unzälige eingebildete Fehler immer vorwerfen, die immer raſen, ſobald ſie durch ihre laſterhafte

„hafte Zanksucht, ihre nicht zu tödtende Hartnäkkig„keit, und ihre despotische Unfähigkeit, den sanf„testen Widerspruch zu verdauen, in die gleiche „Krankheit von neuem verfallen.“

Man muß gestehen, das Gemälde könnte nicht treffender und wahrer sein. — Auch hat Herr von Zimmermann vor mehrern Jahren eine Abhandlung über die **Windepidemie** und die **Neue Krankheit** geschrieben, deren er mit großem Wolgefallen in seinem Buch über Friedrich (S. 296) erwähnt. Um indessen die neue **Krankheit** des Herrn Leibarztes kennen zu lernen, braucht man nicht sowol jene alte Abhandlung als vielmehr seine neuesten Schriften und Blätter zu lesen, die zugleich voll von Spuren einer bösen **Windepidemie** sind.

Aber wie? Sollten wir vielleicht gar den Horaz mißverstanden haben, indem wir sein morbus regius durch Gelbsucht übersetzen? Freilich führt diese jenen lateinischen Namen in den Schriften der Aerzte. Aber warum wollen wir nicht lieber beim Horaz die natürlichste und leichteste Uebersetzung und Erklärung annehmen? Warum nicht morbus regius ganz wörtlich übersetzen: die **Königliche Krankheit**. Denn es ist ja doch bekannt genug, daß König Friedrichs Krankheit eine Hauptursache von allen den Uebeln ist, womit Herr von Zimmermann zu kämpfen hat. Wenn man sein berühmtes Buch: **Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode** gelesen hat, so weiß man in der That von den Krankheiten des Herrn Leibarztes weit mehr als von der Krankheit des großen Königs. Wahrlich es ist ein großes Glük, daß der mit Recht verehrte König von England zur Freude aller Britten und Nichtbritten gesund geworden — ohne ihn.

Sonst

Sonst hätten wir gewiß noch ein neues jenem ähnliches Buch bekommen, hätten noch einmal den Ausruf seiner demüthigen Bescheidenheit gehört: „Zu größerer Ehre kann doch kein Arzt in der Welt gelangen.“ (s. das Buch: Ueber Friedrich ꝛc. S. 10).

Auch erfahren wir von ihm selbst noch einen Umstand, der gewiß ebenfalls das seinige dazu beigetragen, uns den Pendant zu jenem Buche glüklicherweise zu ersparen. Denn er sagt: (ebendaselbst S. 265) „Mir blieb eine beständige Furcht „vor einer Seereise, ob ich gleich so innigst und „herzlichst oft gewünscht habe nach England zu „reisen.“ Das war doch einmal eine recht wohlthätige Furcht des sonst so unerschrokkenen Ritters.

In der That die Herausgabe jenes Buchs war der erste auffallendste Beweis von der Krankheit des Herrn Leibarztes, die sich von da an mit allen Symptomen eines bedaurenswürdigen *fanatici erroris* (auf deutsch: Geistesabwesenheit) äußerte. Denn ist's nicht fanaticus error, wenn er in eben diesem Buche alle mögliche Greuel und Laster von der Aufklärung herleitet, wenn er S. 236. ff. behauptet: daß „die aufgeklärten Männer in Berlin sich am hellen Morgen unter den Augen ihrer „Gattinnen ein paar Freudenmädchen ins Haus „holen ließen, eben so unbefangen, wie sich der „Pöbel für einen Groschen Schnupftabak holt; „daß die Weiber aus lauter Freude über das Licht „der allgemeinen Berlinischen Aufklärung ihre „Männer zu Hahnreien machten, daß die aufgeklärtesten Weltleute sich nakte Tänze erlaubten, „daß man für alte fette Damen von großer Aufklärung kostbare unerhörte Anstalten zum Unzuchttreiben errichtete, daß vor großer Aufklärung in „Potsdam allein in den letzten zehn Jahren drei-

„hundert

„hundert Menschen sich selbst ermordeten," und was der Greuel mehr sind, die der Herr Leibarzt von Berlin in seinem fanatico errore erzählt. O des Undankbaren, möchte man sagen, wenn er nicht krank wäre, der im J. 1771 sich aus Berlin Gesundheit holte, und, wie es in eben diesem Buche S. 295. heißt, in dieser unsrer Stadt das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte. O des Undankbaren, der nun eben diese Stadt, in der er wenige Jahre vorher das höchste Maaß moralischer Gesundheit fand, als ein Pesthaus verschreit, dem kein Gesunder sich ohne Gefahr der Ansteckung nahen darf. Das heißt ja wohl recht, einem andern die Krätze (scabiem) geben, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder heilen zu können. Doch wir bedürfen Gottlob des Leibarztes nicht, der so gern an Berlin zum Ritter werden möchte. Nur fanaticus error konnte ihm jene falsche und schwärmerische Schilderung von Berlin und seiner Aufklärung eingeben. Aber der heilige Ritter Georg (v. Z.) scheint in seinem fanatico errore geglaubt zu haben, daß entweder Berlin, oder doch die Aufklärung der Lindwurm sein müsse, den er mit seiner Lanze zu erstechen berufen sei *).

Armes

*) Ritter St. Georg, der übrigens am Ende seines Lebens den Kopf verlor, ist nicht der einzige Heilige, der mit unserm neuen irrenden Ritter eine auffallende Aehnlichkeit hat. Noch ähnlicher fast ist ihm der heilige Hieronymus, den er in seinem Buche über Friedrich S. 297 seinen Freund nennt, und dabei versichert, daß er das nehmliche Schikfal gehabt habe, das dieser sein Freund hatte. Wie ähnlich übrigens dieser alte Heilige seinem

Freunde

**Armes, armes Berlin, du siehst ihn den furchtbaren Ritter vom Löwenzahn (wie ihn der Verf. des**

Freunde dem neuen Heiligen war, wird man am besten aus dem Gemälde sehen, das dieser von jenem in seinem Buche: über die Einsamkeit Th. I. S. 300 ff. aufgestellt hat. Hier sind seine Worte. Der geneigte Leser beliebe nur jedesmal, wo der Name des alten Heiligen genannt wird, sich statt dessen den Namen des neuen Heiligen zu denken. „Hieronymus ward mächtiger mit der Feder, als „kein Schriftsteller seines Zeitalters und der da„maligen Welt. Niemand konnte wieder aufste„hen, den er durch seine gewaltige Feder zu Bo„den schlug. Er schrieb gegen niemand, von dem „er nicht zu verstehen gab, er sei unbedeutender, „als — — —. Stolz und hochfahrend war er ge„wiß, und nie mehr, als wenn es auf die Ortho„doxie ankam, oder, wenn man ihm auf seine „Briefe nicht antwortete. Er nahm leicht alles „übel, und vergab, wenn man ihn zum Zorne „gereizt hatte, gar nicht leicht. Etwas bitte„res, verdrüßliches und sauertöpfisches war in „seinem ganzen Charakter. Sogar sagt Dalla„dius [d. i jeder Freund der Weisheit] den ich „zwar in Vergleichung mit dem Hieronymus für „einen armen Tropf halte, Hieronymus vertilge „durch seinen Neid alle seine schönen Eigen„schaften. Und er erzählt: der Neid des Hiero„nymus sei so weit gegangen, daß kein Heiliger „neben ihm habe leben können. Alles war also „wie bei vielen andern großen [auch wohl kleinen] „Männern leidenschaftlich bei dem Hieronymus. „Aber er hatte auch das gewöhnliche Schicksal „aller großen Männer; für und wider ihn sprach „und schrieb niemand ohne Leidenschaft. Seines „Ruhms und seiner Beredsamkeit wegen war er „furchtbar, er rödtete mit seiner Feder. Aber „wenn er auf der Orthodoxie, seinem Steckken-

des Buchs: Mehr Noten als Text S. 55. nennt) wenn er sich auf sein großes Pferd setzt, mit eben dem Schauer und Entsetzen:

Qualem laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum *LEONEM*
*DENTE* novo peritura vidit.

(Horat. Od. IV, 4. v. 13–16.)

Ist's ferner nicht fanaticus error, wenn der Ritter a dente leonis verlangt, daß die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, am 29sten Januar (da das Februarstück der Monatsschrift schon gedruckt war) wissen sollten, was am 30sten Januar für ein Buch in Paris erscheinen würde, gleich als stünde ihnen wie einem andern Swedenborg oder Schröpfer eine Geisterpost zu Gebote? Ist's

„pferde, saß, verließ ihn alle Mäßigung und „Billigkeit; als Theologe war Hieronymus ein „grimmiger Verfolger. Nicht den geringsten Wi„derspruch vertrug er in seiner Celle. Alles was „Hieronymus erzählte, sagte, lehrte, und that, „ging überall von Mund zu Mund, und war von „erstaunender Wirkung. (S. 326) Reflexionen „über sein Leben, seinen Charakter, und seine Sit„tenlehre mache nun jeder wie er will. Mir ist es „genug, daß ich den großen Mann gemalt habe „wie ich glaube, daß man große Männer malen „soll, es wird mich freuen, wenn Kenner fin„den, das Bild sey ähnlich". O nichts kann ähnlicher sein! Vortreflich, Ritter Zimmermann, vortreflich! Wie aus dem Spiegel gestolen O Ritter Kneller und Ritter Reynolds, ihr seyd Stümper gegen den Ritter von Zimmermann, wenn er sich selbst malt. O es ist ein kostbares Stük, ein Stük werth, in der Gallerie zu Düsseldorf zu prangen!

Iſt's nicht fanaticus error, diejenigen infame Menſchen zu ſchimpfen, die nicht wußten, was ſie erſt 14 Tage hinterher nach dem natürlichen Lauf der Poſten und Zeitungen wiſſen konnten? Nun ſo mag denn auch dieſer Faber imus (Horat. Ars poet. 32.), den mala ſcabies, morbus regius und fanaticus error verfolgen, nun auch noch obenein von — der iracunda Diana verfolgt werden d. i. von der Berliniſchen Monatsſchrift, welche vom Herrn Geheimen Rath Jacobi das Prädikat der himmelblauen Diana erhalten hat *) (ſ. Berl. Mon.



*) Die Herren Geheimenräthe Jakobi und Schloſſer mögten doch gar zu gern das Publikum bereden, als hätten ſie Dianen im Bade belauſcht. Um ſo mehr muß man ſich bei ihrer großen Kenntniß der Mythologie wundern, daß ſie ſich gar nicht an das Schikſal des Aktäon erinnerten Doch nein; die Berliniſche Diana iſt weder ſo grauſam noch ſo erfahren in der Magie, daß ſie ihre zudringlichen Belauſcher zu Hirſchen verwandeln wollte oder könnte. Nein, nicht wie eine Zauberinn, ſondern wie eine Jägerinn denkt ſie mit dem Horaz (Epod. 6.)

Agam per altas aure ſublata nives
Quaecunque praecedet fera. — —
An ſi quis atro dente me periverit,
Inultus ut flebo puer?

Sie wäre ja nicht werth, Diana zu ſein, wenn man ſie ſo ganz ungeſtraft angreifen und nach Belieben ihres Bogens, oder gar ihrer jungfräulichen Ehre berauben könnte.

Teſtis mearum *centimanus* Gyges
Sententiarum, notus et integrae
Tentator *Orion* Dianae
Virginea domitus ſagitta

1789 März S. 265). Und so mag denn auch endlich an diesem Ritter eintreffen, was Horaz in den gleichfolgenden Versen sagt:

Vesanum

So singt Horaz, (Od. III, 4. v. 71 sqq.) und Rektor Bohemus verdeutscht es also:

Dies hat Gyges wohl erfahren
Dessen Häupter zehenmal
Fünfe, dessen Hände waren
Zweimal funfzig an der Zahl;
Es muß dies Orion zeugen,
Welcher hat gewollt ersteigen
Der Dianen Keuschheitsschloß,
Wie ihr Bogen ihn durchschoß.

Ich irre sehr, oder auch diese Stelle enthält eine Weissagung des Horaz. Der Centimanus Gyges ist offenbar kein andrer als der Herr Oberhofprediger Stark. Denn er hat binnen Jahresfrist so viele tausend Seiten, so viele dik- und dünnleibige Bücher gegen die Berlinische Monatsschrift geschrieben, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, er müsse, zwar eben nicht hundert Köpfe, wie der kurz vorher vom Horaz genannte Typhoeus ἑκατονταπαχεηνος, σμερδναισι γαμφηλαισι συριζων φονον. (*Aeschyl. Prom.* 355) (wiewohl es auch nur zischende Schlangenköpfe waren) aber doch gewiß hundert Hände am Leibe haben. Und was den Orion anbetrift, so finde ich, in meiner alten Ausgabe des Horaz mit deutschen Noten, angemerkt, daß der Gürtel des Orions auch der Jakobs-Stab genennet werde. Sollte also wohl gar der alte Horaz den Herrn Geheimenrath Jakobi gemeint haben? Und hätte etwa Herr Jakobi eben dadurch, daß er die Berlinische Monatsschrift wie ein Pfalzgraf zur Diana promovirte, zu verstehen geben wollen, daß er selbst der funkelnde Orion sei, und daß er die glänzendsten Sterne

Vesanum tetigisse timent fugiuntque
Qui sapiunt. — — Certe furit hic velut ursus,
Objectos caveae valuit si frangere clathros.

Berlin, F. G.
am ersten April 1789.



Sterne seines Witzes zu einem Gürtel oder auch allenfalls zu einem Stabe für den Herrn Oberhofprediger Stark bestimmt habe. Es ist wahr, Orion hat viel helle Sterne, aber es zeigt sich auch, um mit **Bodens** (s. Kenntniß des gestirnten Himmels 5te A. 1788. S. 85) Worten zu reden, an seinem Schwert oder vielmehr zwischen den Sternen an demselben „ein sehr merkwürdiger Nebelfleck.“ Und es gilt überhaupt leider von diesem neuen Orion, was Virgil (Aen. X, 767) von dem alten sagt:

— — — — *Magnus Orion*
Ingreditur solo, et *caput inter nubila condit.*

Diana heißt freilich auf vielen alten Münzen *lucifera*. Doch fiel vor Herrn Jakobi niemand darauf, daß dies auf die Berlinische Monatsschrift gehe, die von ihm zu „einer alles aufklärenden [lucifera] Diana“ gemacht wird. Aber warum haßt er denn die lucifera Diana so sehr? Ist ihm etwa die von Zauberern und Beschwörern angerufene nocturna Diana lieber? Oder fürchtet er etwa, er werde es noch zu seinem Leidwesen erleben, daß die Aufklärung sich überall und allgemein verbreiten werde. Eitle Furcht! Mag auch die Aufklärung sich einst allgemein verbreiten; Er wird es wenigstens nicht sehn, er wird viel früher untersinken. Jakobi-Orion höre zu seinem Trost die Weissagung eines andern Römischen Poeten, des Ovid (Fast. IV, 387 sq.)

Ante tamen quam *summa dies* spectacula sistat,
*Ensifer Orion* aequore mersus eris!!

8.

## An die Blumen in eines kleinen Mädchens Sarge.

Ja, sterbt mit ihr, und geht mit ihr zu Grabe!
Sie selbst hat euch gepflanzet und gepflegt;
euch sorgsam mit der kleinen Hand dem Stabe
verbunden, wann ein Sturmwind sich geregt.

Ja sterbt, benetzet von der Mutter Thränen,
die, voll des bittersüßen Wahnsinns, oft
nach ihrem Töchterchen mit bangem Sehnen,
wie vormals, blikt und auf ihr Schmeicheln hoft!

Ja sterbt, ihr schönsten von den Blumenstäten
des Gartens, sterbt in ihrem blonden Haar!
ach! wie auch sie, auch sie von allen Beeten
der Mädchenwelt die schönste Blume war!

Doch wird sie sich empor vom Grabe richten,
dann wird auch euch das seltne Glük erlaubt;
dann werdet ihr, zum Lohn für eure Pflichten,
ein Diadem an eines Engels Haupt.

Marienwerder. Bock.

---

9.

## Widerlegung einer falschen Nachricht.

Im vorigen Jahre erhielt ich über Berlin mit der Post eine Schrift, die schon im Jahr 1783 unter dem

dem Titel: Einige nicht zu widerlegende Zeugnisse von der Nichtigkeit des Pabstthums, aus den bewährtesten Schriftstellern der römischen Kirche, u. s. w. von einem Bibliothecario verfasset, und mit Anmerkungen herausgegeben von H. C. D. aus dem Latein übersetzt von ΌΛΟΚΛΗΡΟΣ in 8. herausgekommen ist. Bey einer flüchtigen Durchsicht derselben las ich mit nicht geringen Befremden S. 150 folgende Stelle: „Da mein mir so schätzbarer Freund — — „Herr Lengnich in Danzig, ehemals Willens „war, die Vereinigung (der protestantischen Kir„chen mit der Römischen) der christlichen Welt in „einer besondern Schrift dringend zu empfelen „und Verschläge deshalb zu thun; so fordere ich „ihn zu dieser Arbeit auf, u. s. w.“ Was der ungenannte Herausgeber, der laut einem beigelegten Schreiben vor einigen zwanzig Jahren mein akademischer Freund in Leipzig gewesen ist, bey dieser Aufforderung sich gedacht habe, weiß ich nicht, kann's auch nicht errathen. Aber das weiß ich, daß ich die Vereinigung der Protestantischen Kirchen mit der Römischen von jeher, um mich des gelindesten Ausdrucks zu bedienen, für eine Chimäre gehalten habe, und noch halte; daß ich mithin dieselbe der christlichen Welt nicht habe empfelen wollen, noch meiner Ueberzeugung nach empfelen können; und daß ich in meinem ganzen Leben nie eine Zeile in Beziehung auf jenen Traum von Vereinigung, auch in der entferntesten nicht, geschrieben habe. Diese öffentliche Erklärung glaubte ich der Wahrheit und mir selbst schuldig zu sein.

Danzig. C. B. Lengnich.

10.

## Berechnung derer im ersten Quartal des Kirchenjahres von $17\frac{8}{8}\frac{8}{9}$ in Berlin Gebornen und Gestorbenen

| Wochen | Geboren | | Gestorben. | | Kinder. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Männl. Geschl. | Weibl. Geschl. | Männ. | Frauen | Männl. Geschl. | Weibl. Geschl. |
| Vom 22. Nov. bis d. 28. ej. | 38 | 41 | 21 | 15 | 18 | 24 |
| v. 29. — bis 5. Dec. | 56 | 43 | 23 | 33 | 28 | 27 |
| v. 6. — — 12. — | 48 | 44 | 22 | 29 | 34 | 36 |
| v. 13. — — 19. — | 42 | 50 | 35 | 39 | 36 | 36 |
| v. 20. — — 26. — | 47 | 32 | 21 | 37 | 25 | 22 |
| v. 27. Dec. — 2. Jan. 89 | 55 | 63 | 52 | 41 | 40 | 30 |
| v. 3. — — 9. — | 56 | 33 | 32 | 35 | 29 | 23 |
| v. 10. — — 16. — | 61 | 37 | 21 | 41 | 33 | 27 |
| v. 17. — — 23. — | 63 | 84 | 39 | 64 | 44 | 33 |
| v. 24. — — 30. — | 44 | 45 | 27 | 26 | 27 | 27 |
| v. 31. Jan. — 6. Febr. | 42 | 51 | 27 | 19 | 21 | 23 |
| v. 7. — — 13. — | 48 | 44 | 36 | 22 | 29 | 29 |
| v. 14. — — 20. — | 44 | 55 | 40 | 26 | 31 | 13 |
| | 644 | 622 | 396 | 427 | 395 | 346 |
| Summa | 1266 | | 1564 | | | |

Unter den Gebornen sind 72 unehel. Söhne und 70 unehel. Töchter; zusammen 142. Ferner 11 Paar Zwillinge

**Balance.**

| | |
|---|---|
| Geborne | 1266 |
| Gestorbne | 1564 |
| Mehr gestorben | 298 |

## Gespräche mit Mauvillon, am 3 April 1793.

Sagbar ist keiner; nicht einmal dieser hat sie gesprochen, sondern sagt, daß diese Sprache bei diesen Sach. den Leser kommen werde.

Da, wo Buonaparte hinzieht, Freude ist. Einmal, daß er Geld hat; daß Leute von einem Handwerke, das beschäftigt ist, sagen: da wird Arbeit

Frohe Gesänge flatternder Lerchen,
Und Wonn' ins Herz dem bangen Landmann,
Und dich, o du des Kummers einiger Stab,
Du süße Hofnung, des Leidens Schwester!

Bastard Megärens, weich' Hypochonder
Nun von mir! Deine Rabenflügel laß
Sich senken, wo der natterzüngige Neid
Und Ehrsucht, nimmer gesättigt, schwarzes
Unheil beginnen, ewig im Bunde
Mit scheußlicher Kabale! Morgenroth
Der Freude lächelt meinem Herzen schon zu:
Schon sproßt der goldene Krokus, lüstern,

Siegerinn Flora, dich zu begrüßen;
Bald huldigt dir im feierlichen Pomp
Die freundliche Aurikel, Grazien gleich,
Mit sanfter Anmuth den Kenner reizend;

Königlich hebt die glänzende Tulpe
Dann ihren ofnen Farbenkelch empor;

Und Phöbus Blume *) ſtrömt würzreichen Duft,
Von Bien' und Schmetterling froh umſchwärmet.

Minder nicht ſelig kommt mir die Freundſchaft
(Mit Amaranth gekränzt, der nimmer welkt)
Entgegen; und bis Hespers Fakkel verlöſcht,
Miſcht Weisheit ſich mit vertrauten Scherzen.

Berlin. J. A v. B.

2.

## An den Virgil.

Horazens zwölfte Ode des vierten Buchs.

— v — vv — — vv — vv
— v — vv — — vv — vv
— v — vv — — vv — vv
— v — vv — vv

Ihrem Lenze getreu, ebnen die Thraciſchen Winde wieder das Meer, hauchen die Segel fort. Thal und Au' iſt enteiſ't, ſanfter der Flüſſe Lauf. Ungeſchwellt von der Berge Schnee.



*) Apollo verwandelte ſeinen getödteten Liebling Hyazinthus, in eine Blume dieſes Namens.

Die den Itys beseufzt, bauet ihr kleines Nest:
Ein unglückliches Weib, das (dem Cekropischen
Hauf ein ewiger Schimpf!) brünstiger Könige
Wuth unmütterlich rächete.

Auf den Rasen gestreckt singen des wolligen
Viehes Hüter zur süß tönenden Feldschalmey,
Und erfreuen den Gott, welcher Arkadiens
Heerd' und waldige Bergflur liebt.

Durst, Virgilius, Durst bringen die Tage mit.
Doch begehrst du, Klient fürstlicher Jünglinge,
Wein, den Kales noch nie lieblicher kelterte,
So bezahl' ihn mit Narde mir.

Nur Ein Onyx, nicht groß, lockt dir ein Faß
hervor,
Im Sulpizischen Weinlager verwahrt, ein Faß
Neuer Hoffnungen voll, das dir die bitterste
Sorge rein von dem Herzen wäscht.

Reizt mein Schmaus dich, so komm; aber ver-
giß auch nicht
Deine Waare! Wir sind gar nicht gesonnen, mit
Unsern

Unsern Bechern umsonst dich zu besitzen, wie
Reiche Wirthe bey vollem Tisch.

Auf! und säume nicht; laß Wucher und Arbeit ruhn;
Mische, weil du noch kannst, ehe dein Holzstoß flammt,
Unter Weisheit ein Gran Thorheit: ein Thor zu seyn
Ist am rechten Ort angenehm.

## Anmerkungen.

Diese Ode kann eine von den frühern Arbeiten unsers Dichters gewesen seyn, ob sie gleich im vierten Buche steht, und also erst nach Virgils Tode ans Licht gekommen ist. Denn man weiß aus Suetons Lebensbeschreibung des Horaz, daß er dieses vierte Buch lange Zeit nach den drey ersten Büchern, auf Ermunterung des Augustus, herausgegeben hat: weil dieser seine Stiefsöhne (vielleicht auch sich selbst) gern von ihm besungen wissen wollte. Dieses neue Buch einigermaßen den vorigen gleich zu machen, that der Dichter zu den neuen Stücken alles hinzu, was ihm der Ausfeilung oder der Umschmelzung würdig schien. Hierunter scheint auch diese Ode gewesen zu seyn, die er sonst, so wie wir sie jetzt haben, wohl bey Virgils Lebzeiten ans Licht gegeben haben würde. Er hatte sie unterdrückt, weil er darin zu lustig über ein Geschenk gescherzt haben mochte, welches Virgil, wie es scheint, von den Stiefsöhnen des Augustus erhalten hatte. Nun

der Ehre Gottes Beyfall zu seinen Werken erhalten, und sich selbst in seinem Gewissen ruhig und vergnügt finden.

Wer aber nicht Gelegenheit hat, sich durch Schriften zu helfen, der kann sich durch Gespräche, Unterredungen, Briefe, Lesen und Nachdenken, Beobachtungen, Versuche, Erfahrungen, Reisen, Umgang mit Gelehrten, Besuchung der Bibliotheken, Sammlungen, Museen, Naturalienkabinette, Gärten, Werkstätten, Manufakturen, Fabriken, Bergwerke, Salzwerke, Hüttenwerke, Eisenhämmer, Münzen, Kunstkammern, Gemäldesammlungen, Antikensammlungen, Medaillenkabinette, Kupferstichsammlungen, Bildergallerien, Bildhauerwerkstätten, Gießereyen, Schmelzhütten, Glasschleifereyen, Glasmalereyen, Porzellanmanufakturen, Steinschneidereyen, Siegelstecherwerkstätten, Uhrmacherwerkstätten, Instrumentenmacherwerkstätten, Buchdruckereyen, Kupferstechereyen, Kupferdruckereyen, Steindruckereyen, Papiermühlen, Papierfabriken, Buchbindereyen, Buchhandlungen, Antiquitätenkabinette, Münzkabinette

V. 7. **Brünstiger Könige Wuth.)** Eigentlich nur eines einzigen Königs Grausamkeit, nehmlich ihres Gemahls, des Tereus. Aber der republikanische Poet zielt durch die vielfache Zahl auf die Tyrannen überhaupt, als wolle er sagen: Sie rächete eine den Tyrannen gar nicht ungewöhnliche barbarische Wollust. Die Römer selbst hatten unter dem Tarquinius einen Beweis davon gehabt, und die Geschichte von des Mithridates und die allerneueste von des Herodes grausamer Liebe war bey ihnen noch in frischem Andenken.

V. 11. 12. **Erfreuen den Gott, welcher Arkadiens Heerd' und waldige Bergflur liebt:)** den Gott Pan oder Luperkus, dem zu Ehren die Römer den 15 Februar die Luperkalien feyerten.

Die Beschreibung des Frühlings in diesen drey Strophen enthält mehr nicht als folgende Ideen: Nun geht die Schiffahrt wieder an, der Frost ist gewichen, das Wasser gefallen, die Schwalbe wiedergekehrt, das Vieh auf die Weide getrieben. Wie sehr hat der Dichter diese bekannten Ideen veredelt! und wie gut schickte sich eine solche Beschreibung für ein Gedicht, welches dem ländlichen Dichter Virgil gewidmet war!

V. 13. **Durst, Virgilius Durst bringen die Tage mit.** Der Ton senkt sich in dieser und in allen übrigen Strophen so merklich herab, daß man glauben sollte, die zwölf ersten Verse wären ehemals zu einer ganz andern Ode bestimmt gewesen. Wie dem seyn mag, so wird der Scherz dadurch nur desto auffallender. Ein Lied, das mit einem so feyerlich ernsthaften Tone anfing und mit einer so feinen Neckerey sich endigte, mußte den Freund nothwendig auf eine angenehme Art überraschen und zum Lächeln nöthigen.

V. 14. **Doch begehrst du, Klient fürstlicher Jünglinge.)** Wie fällt es dem Horaz ein, diesen Klienten des Mäcenas, ja des Augustus selbst, hier vorzüglich einen Klienten der jungen Prinzen, des Drusus und Tiberius, zu nennen? Eben

deswegen, weil diese, nach unsrer Muthmaßung, ihn so reichlich mit Narden beschenkt hatten: ein Geschenk, welches damals einiges Aufsehen gemacht haben mochte, und jetzt schon wieder vergessen war.

V. 15. **Wein, den Kales noch nie lieblicher keltertte.)** Dieses theure Faß Falerner konnte dem Horaz, der sonst immer von seinen wohlfeilern Weinen redet, eben so zum Geschenk gemacht seyn, als dem Virgil die köstlichen Salben, und Virgil konnte dieses wissen: desto natürlicher ist es, daß Horaz sogleich losbricht: Begehrst du meinen Kaleser zu kosten, so gieb mir von deiner Narde! Des Weines aus Kales, einer Stadt auf dem Falernischen Gebiet in Campanien, erwähnt Horaz noch an zwey andern Orten, aber als eines Weines, den nur Mäcenas und irgend ein reicher Handelsmann bezahlen könne.

V. 17. **Nur ein Onyx, nicht groß, lockt dir ein Faß hervor.)** Vom Onyx sagt Plinius: (XXXVI. 8.) diesen Stein nennen einige Alabastrit. Man höhlt ihn zu Salben aus, welche sich am besten darin halten sollen. — Der feine Dichter stellt sich, als ob die seinem Freunde geschenkte Narde (die auch wirklich kostbar war) einen so großen Werth bey ihm habe, daß, wenn er ihm nur das kleinste Büchschen mitbrächte, er gern ein Faß edlen Falerner zum Schmause hingeben wollte

V. 20 **Das dir die bitterste Sorge rein von dem Herzen wäscht.)** Eine allgemeine Eigenschaft des Weins, deren der Dichter mehrmals erwähnt. Ein besonderer Gram Virgils wird hier nicht gemeint.

V. 21. 22. **Aber vergiß auch nicht deine Waare!)** Vergiß die Salbe nicht, diese fremde Syrische oder Indische Waare: nicht aber diese Waare, die du für Andre verschrieben hast, oder womit du Handel treibst.

V. 23. **Wir sind gar nicht gesonnen, mit unsern Bechern umsonst dich zu begießen.)** Virgil trank wenig: das war bekannt. Deßs

Desto lustiger ist ein solcher Scherz. Horaz kargte beym Schmause wohl nie mit dem Wein: hier stellt er sich gegen seinen besten Freund, als wenn er nichts umsonst weggäbe. Dieses ist offenbarer Scherz; wäre es nur im geringsten wahr gewesen, so hätte sich der kluge Dichter wohl gehütet, es selbst zu bekennen.

V. 25. Lax Wucher und Arbeit ruhn: deine Arbeit, die dir so gut gewuchert hat. Virgil soll zehn Millionen Sesterzen, ohngefähr fünf hundert tausend Gulden, hinterlassen haben. Vielleicht arbeitete er damals an dem herrlichen Gedicht vom Landbau, worin er einen sehr edeln Wucher lehrt. Ein französischer Kunstrichter sagt: Wucher (lucrum) bedeute eine jede Art des Gewinnes, auch den Gewinn des Geistes, den man durch Studiren erhält. Derjenigen Ausleger nicht zu gedenken, die aus dem Virgil diesesmal wirklich einen kleinen Wucherer machen; noch weniger jener, die einen andern Virgil annehmen, der ein Salbenkrämer gewesen seyn soll.

V. 27. Mische .... unter Weisheit ein Gran Thorheit. In eben dem Verstande sagt er an einem andern Orte bey Gelegenheit des Weintrinkens: insanire juvat; und noch an einem andern: Non sanius bacchabor Edonis. Bey seinem mäßigen und weisen Freunde mildert er den Ausdruck.

Ramler.

---

3.

## Magnetistische Versuche des Grafen von Satillieu zu Braunschweig.

Ob gleich schon von diesen Versuchen einiges dem Publikum bekannt sein wird, was Herr Leibarzt Brückmann und Professor Hildebrand in dem

Verwandtschaften Thomas von St. Johann, Anna von Schönau, Elisabeth, Hermann Joseph, Gertrud, Mechtild, Christina, Lutgard, Beatrix, Hadewich, Mechtild von Magdeburg, Mechtild von Hackeborn, die Visionen und Offenbarungen der Brigitta von Schweden, Katharina von Siena, Angela von Foligno, Juliana von Norwich, endlich die Schrift von Johannes Tauler: „Von der wahren Nachfolge des armen Lebens Christi“.

Es ist eine Reihe von Namen, welche uns in der Geschichte der Mystik begegnen, und wenn wir diese Reihe durchmustern, so müssen wir gestehen, dass sie uns nicht nur durch die Bedeutung der Personen, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen, in welchen sich die mystische Idee in ihnen verkörpert, ein hohes Interesse einflösst. Wir finden in ihnen die Mystiker von verschiedener Abstufung der Bildung, von verschiedenem Grade der Begabung, von verschiedenem Alter, von verschiedenem Geschlechte, von verschiedenem Stande, von verschiedenem Wohnorte, von verschiedener Zeit und von verschiedener Nation. Wir finden in ihnen Mystiker, die sich nur in einem kleinen Kreise bewegen, und solche, deren Wirksamkeit sich über ganze Länder erstreckt, Mystiker, die sich nur an Einzelne wenden, und solche, die sich an Viele wenden, Mystiker, die nur für ihre Zeitgenossen schreiben, und solche, die auch für die Nachwelt schreiben, Mystiker, die sich nur mündlich aussprechen, und solche, die sich auch schriftlich aussprechen, Mystiker, die sich nur in Briefen aussprechen, und solche, die sich auch in Abhandlungen aussprechen, Mystiker, die sich nur in Abhandlungen aussprechen, und solche, die sich auch in Gedichten aussprechen, Mystiker, die sich nur in Gedichten aussprechen, und solche, die sich auch in Visionen aussprechen, Mystiker, die sich nur in Visionen aussprechen, und solche, die sich auch in Offenbarungen aussprechen, Mystiker, die sich nur in Offenbarungen aussprechen, und solche, die sich auch in Predigten aussprechen, Mystiker, die sich nur in Predigten aussprechen, und solche, die sich auch in Schriften aussprechen, Mystiker, die sich nur in Schriften aussprechen, und solche, die sich auch in Briefen

wenden könnten; Versuche, welche die Wahrheit ohne den geringsten Zweifel oder Zwang an den Tag legen müßten, das Resultat möge ausfallen, wie es wolle. Ich übergebe hier deren Erzählung in einem Auszuge aus dem Briefe des Herrn von Sierstorph; und lasse das Publikum selbst urtheilen, so wie aus diesem Berichte von des Grafen von Satillieu Magnetismus der demselben zukommende Werth jedem einleuchten wird. Nur muß ich noch vorher dem Entdekker im Namen des unbefangenen sowohl als des getäuschten Publikums, für die Anstellung dieser Versuche, und die Erlaubniß ihrer Bekanntmachung, hiermit den wohlverdienten, wärmsten Dank abstatten.

Helmstädt. Lichtenstein.

Im April 1788 hörte ich, daß sich in Braunschweig seit einigen Monaten ein Comte de Satillieu aufhalte, welcher ein starker Magnetisör und Anhänger des in Strasburg berühmten Markis de Puysegür sei. Meinen Wunsch, denselben kennen zu lernen, theilte ich Herrn Professor Boutmy mit, der ihn und seine Familie in Frankreich genau kennet. Dieser erfüllte meinen Wunsch, und führte den Helden dieser Geschichte zu mir. Ich fand in ihm einen vollkommnen Franzosen, ungefähr von 27 Jahren, in einer weiß und rothen Uniform. Es wird unnöthig sein, von dem Betragen und der Denkungsart dieses Mannes weitläuftig zu reden, da in den Worten, vollkommener Franzos, alles enthalten ist. — Im Gespräch suchte ich zwar

zwar alles, was auf Magnetismus Beziehung haben konnte, sorgfältig zu vermeiden; allein der Herr Graf brannte zu sehr von Eifer für seine Sache, um sich dadurch abhalten zu lassen: nach wenigen Minuten bewies er schon rechts und links die Zuverlässigkeit seiner Kunst. Mesmern, Lavatern und dessen Bremische Herrn Mitbrüder erklärte er feierlich für Ignoranten. Nur der Marquis de Puysegur war sein Held, dessen Zögling er sich nannte. Diesen Besuch endigte er mit der Erzählung einiger Wunderkuren, die er auf der Reise von Strasburg hieher so im Vorbeigehn gemacht hatte.

Ich lud ihn zur nähern Bekanntschaft auf den folgenden Mittag nebst seinem Begleiter zu mir ein, wo ich denn das Vergnügen hatte, den Herrn Grafen abermals seine magnetische Theorie mit der lebhaftesten Schnellzüngigkeit sonnenklar beweisen zu hören, ob ich sie gleich nicht ganz begreifen konnte. Er verrieth dabei eine ziemliche Kenntniß in der Naturlehre; wenigstens schien er alles, was darin seit einigen Jahren an neuen Entdekkungen bekannt geworden ist, gelesen zu haben. Und dies machte freilich seinen wortreichen ihm genugthuenden Vortrag, besonders die erstenmale, da er angehört ward, nicht allein angenehm, sondern für jeden nicht ganz unbefangenen, kaltblütigen, oder im Nachdenken nicht geübten Zuhörer desto bezaubernder und gefährlicher, wie ich davon

die

die sichersten Beweise habe. Denn an diesem Tage, als sich nach der Mahlzeit die Gesellschaft bei mir, und folglich die Zahl der Zuhörer für den Grafen vermehrte; machte er bald durch erwähntes Hülfsmittel sich Proselyten. Wenigstens zweifelten einige darunter nicht mehr ganz an der Möglichkeit des Magnetismus; und in ihrem Innern mochten die Ueberzeugungen schon anfangen, Wurzel zu schlagen: besonders da der Graf nicht unterließ, durch Erzählung von Thatsachen seine Lehre zu bestätigen, und zu mehrerer Beglaubigung eine goldene Dose vorzeigte, die er in Dresden von einem Grafen *** erhalten habe, dessen Gemahlin er von dem traurigsten Zustande durch magnetische Behandlung geheilt zu haben versicherte. Wer der Menschen Denkart kennt, wird sich nicht wundern, wenn es solchen Magnetisten gelingt, eine Menge Gläubiger sich zu verschaffen: da es nur um einen halben Beweis des Augenscheins, der leicht herbei geholt werden kann, noch zu thun ist, sie zu überzeugen, sobald sie zur Annahme der Ueberzeugung so geschikt vorbereitet sind.

Weil aber der Graf glaubte, daß ich an seiner Wunderlehre zweifelte, so wollte er auch vorzüglich mich überzeugen, da ich ihm nicht verheelte, daß seine Theorie so wenig als seine Geschichten zu Gunsten des Magnetismus bei mir Eingang gefunden hätten. Zu dem Ende ließ er es sich gefallen,

len, folgende Bedingungen einzugehen, die ich mit ihm verabredete:

1) ich sollte ihm einen nicht-chronischen Kranken vorführen, z. B. einen, der seit wenigen Tagen das Fieber habe, oder d. gl. —

2) diesen wolle er in meinem Beisein magnetisiren, Somnambüle machen, und

3) heilen.

Ich erzählte Herrn D. Hildebrand, den ich noch am nehmlichen Tage zu sprechen Gelegenheit bekam, von diesem Magnetisten, und bat ihn, mir einen dergleichen geforderten Kranken nachzuweisen. Er meldete mir am folgenden Tag, daß er zu dem verabredeten Versuch ein Mädchen, das seit 3 Tagen ein Wechselfieber habe, in Vorschlag bringen könne. Dies ließ ich dem Grafen bekannt machen; und er bestimmte nun, daß er das Mädchen den 30 April um 5 Uhr bei Herrn D. Hildebrand magnetisiren wolle. Als ich den Grafen, diesem zufolge, um die bestimmte Zeit aus seiner Wohnung abholen wollte, fand ich ihn auf einem Kanapee im Schlaf. Sein Bedienter wekte ihn; und nun versicherten mich beide, der Herr Graf habe schlafen müssen, um wieder Kräfte zu sammlen, welche er den Morgen beim Manipuliren zweier armen Kranken zugesetzt hätte. Auf dem Wege zum D. H. bemerkte ich schon, daß der Graf Ausflüchte suche; ich ließ mich aber auf nichts, als die Erfüllung seiner selbstgemachten Bedingungen

ein.

tur. Wie wir ankamen, trafen wir, außer dem fieberkranken Mädchen, noch den Herrn General von Rhetz an, welcher dem Versuche beiwohnen wollte. Der Graf untersuchte die Kranke, befühlte den Puls, und reichte ihr einige Arzeneien. Als ich ihn aber an sein versprochnes Magnetisiren erinnerte, machte er einige nichtsbedeutende Einwendungen, und versicherte: es könne dies nicht itzt, sondern erst vielleicht in 14 Tagen geschehen, indem er vorher die Krankheit genauer erforschen, und sich mit der Kranken en rapport setzen müsse. Ich versicherte ihn dagegen: daß, da ich nach 14 Tagen gerade nichts mehr zu sehen vermuthe, als eben itzt, ich an meiner Ueberzeugung von dem Wunder des Magnetismus verzweifele; und verließ den Grafen. — Was derselbe weiter mit dieser Kranken damals vornahm, davon hat Herr D. H. im 23 Stük des Braunschweigischen Magazins von 1788 Bericht abgestattet *).

Nach diesem Vorgang erhielt ich am 4 Mai nachstehenden Brief; welcher, vom Original genau mit allen Fehlern abgeschrieben, so lautet:

Je ne peut me resoudre, Monsieur le Baron, a prouver la veritée de ma doctrine, par des faits, & enseigner mes procédés & ma theorie, que l'orsque je trouverais un

*) Es waren einige leere und nichts wirkende Manipulazionen; wie man es auch aus dem Folgenden sieht.

un rembourcement des fonds, qu'il m'en a coutés, pour m'inſtruire. Je prefereroit, que vous vous reuniſſiés quelques perſonnes, formant enſembles une Souſcription, alors je rempliroit ma tâche avec une ſcrupuleuſe exactitude & jécrirais d'avance ce à quoi je m'engage, a fin de prevenis tout reproche ſur les retticenſes, dont on pourrait m'accuſer.

Lorsque le docteur mesmer, communiqua pour la premiere fois ſa doctrine à cent perſonnes, pluſieurs d'entre eux ſe plaignairent, qu'ils ne leur avoient pas donnés [qu'il ne leur avoit pas donné] une initiation complette, en ne leurs revelants pas toutes ces [ſes] connoiſſances. Leurs plaintes etaient juſtes, car le docteur allemand négligea de leur fairent connoitrent le rapport le plus delicats ; des êtres, aux moyens du Somnambulisme, ſans contre-dit, la plus curieuſes des connoiſſances magnetiques. Je ne decideſait pas la queſtion, quil eſt [ait] connu, ou pas connu un etat, dont probablement il vouloit faire un ſecond objet de lucre. Mais moi, qui ſuis un eleve du marquis de *Puiſégur*, qui parait etre le premier, qui nous a fait connoitre oſtenſiblemenr un etat auſſi merveilleux, j'aſſure en apprendre bien d'aventage, que n'en ſcavent les éléves de *Mesmer*. Ce n'eſt que par l'habitude, que les facultés de notre entendement ſe renforcent. L'eſprit obſervateur ſur tout ne ſe perfectionne que par l'exercice, en comparant une multitude d'effets naturels, on acquiert de nouvelles idées; on decouvre des proprietés inconnues, on enferme les objets dans un ſeul point de vue, & la facilitér de les diſcerner avec preciſion, porte l'eſprit à des concluſions plus vraies & plus applicables à chacun des effets, qu'ils avoit mis en com-

parai-

paraiſon. Notre eſprit veut dabord ſe tranſporter dans un nouveau monde, & y trouver les prodiges, ou illuſions, que ſon imagination enfantent, tandis que le rapport des etres, ou l'etude naturelles ſi bien connus des anciens égiptiens, ne s'apprend, que par une obſervation oppiniatre à ſuivre la nature dans ces myſteres.

J'ai l'honneur d'être &c.

le 3 May 1788. le Comte de Satillieu.

P. S.

Si mes propoſitions vous conviennent, je vous expliquerait d'une maniere plus detaillés mes arrangements. Je ſerais charmé, qu'ils ſe trouvent des dames, qui veuillent être du nombre de mes ſouſcriptions, & la ſomme que j'exige étant diviſé ſerat moins à charge à chaqu'un des contribuables. Je ſçais, que le medecin Hildebrand vous a racontés, que j'ai en ſa préſence magnetiſé la malade en queſtion, & il dit, que je n'ai pas reuſſi? je demande à ce docteur, ce qu'il entend par réusſir. Avant que de commencer aucun procédés j'ai dit au medecin: *monſieur*, je vai m aſſurer par le tact magnétique du ſiege, & de la cauſe de la maladie, & de plus je dis encore: elle aura devers l'eſtomac une ſenſation de chaleur étrangere à ſon mal. Tous ces details ſe ſont conſirmés par le recit de la malade. Je ne change pas un ſeul mot à mes paroles, nie à celles „de cette fille, dont les repon„ſes ont juſtifiés pleinement mes prédictions & pendant „toute la ſeance j'ai toujours converſé, & ce *genre* de „magnetisme, n eſt pas conformes aux receuillement ne„ceſſaire pour obtenir des effets bien marqués.“ (Ce que je n'avois pas annoncés vouloir faire.) Au reſte je ſuis bien aiſe, de vous prévenir, que les grandes ſenſations

ſont presques toujours aux dépends de la ſanté du malade, le fluide iniverſel ſe compoſant pour une action commune, tend toujours, à mêtre en équilibre les êtres malades animés comme tous les autres êtres, dans une relation *lente* & uniforme entre eux, & quelque ſoit dabord leur peu de correſpondance, il les diſpoſent inſenſiblement & presque toujours d'une maniere graduelle à de plus grandes impreſſionns. Quoique tous les étré ägiſſent les uns ſus les autres, quoiqu'ils aient tous les mêmes proprietés pour agir; cependant ils s'affectent avec d'autant plus d'intenſité, qu'ils ont plus ou moins d'analogies entre eux.

Auf dieſen Brief gab ich folgende Antwort:

Pluſieurs perſonnes montrant de la curioſité, de voir vos exploits magnétiques, je vous prie, Mr. le Comte, de me marquer, à combien vous nous taxez, pour pouvoir propoſer la ſouſcription en queſtion, & m'inſtruire ſur les conditions, que vous vous engagez de remplir, pour faire des adeptes. J'ai l'honneur &c.

ce 5 May 1788. de Sierstorph.

Darauf ſchikte mir der Graf am 6 Mai nachſtehenden Aufſatz, welcher das, was ich von ihm in meiner Antwort verlangte, enthält, und betitelt iſt: Status [Statuts] & reglemens, que tous les ſouſcripteurs doivent obſerver ſuivant mes conditions établies, & indiſpenſables pour l'utilité d'un traitement magnétiques ou jexpoſe d'une maniere claire & preciſes mes engagements, qui doivent être ſignés de tous les membres.

*Art.* I.

*Art. I.* La baze de toute ſocieté eſt fondé ſur la régle, qui, maintien les engagements convenus. La regle qui dirige, s'apelle loi; pour qu'une loi ſoit bien faite, il faut, qu'on y trouve le juſte & l'utiles. Ainſi mes reglements ci-apres etablis, doivent être conſiderés comme une loi, qu'aucun membre ne pourra transgreſſer, du moment qu'il aura donné par ecrit ſa ſanction, aux reglements & conditions, qui lui ſeront propoſes.

*Art. II.* Il s'agit de trouver un rez de chauſſé, compoſé au moins de deux chambres, ſoit un cabinet ou antichambre, donnant s'il eſt poſſible ſur un jardin, garnis d'arbres, parceque l'influence de ces végetaux eſt favorable au magnétisme *)

*Art. III.* Joſe entreprendre trois malades, eſpérant, que dans trois individus, il s'en trouverat un plus ſuceptible pour temoigner d'avantage les ſenſations magnetiques. Mais je previens davance, que les fortes émotions que préférent les ignorans, ou incrédules, ſont presques toujours dangereuſes pour les malades, qui les éprouvent. Je deſirait, que les malades ſoit d'un tempérament bilieux, & maigres, ſachant, que le magnétisme à plus d effèts ſur de pareils ſujets. je prefererait encore, que les maladies ſoit aigues, pour que les ſymptomes critiques ſe determine plus promptement.

*Art. IV.* Je m'engage á magnétiſer trois heure le matin & trois heure la près diner, & plus, ſi l'état des malades l'exige, comme la curioſité des ſpectateurs, pouvant ne pas être ſatisfaite les premiers jours & ne voulant pas laſſer leur patience. Il eſt abſolument indiſpenſable,



*) Berl. Monatsſchr. 1787, Novemb. S. 474.

quil y eſt [ait] deux perſonnes preſantes aux traitement, dans le choix de ſouſcripteurs, a fin que tout reproche quelquonque céſſe, & qu'ils rendent comptes aux abſcents des phénoménes, qui pourraient arriver en leur preſence.

*Art. V.* Il eſt neceſſaire, que les leçons de theorie ſe faſſent après les ſéances magnétiques, pour faire comprendre d'une maniere plus intelligible l'application du précépte à l'exemple. Les leçons ſeront courtes & intercalés, ſuivant que les circonſtances Lexigeronts. Mais tant qu'aux travaux magnétiques, du moment, que l'on aura trouvé un local tel que je le demande (article II) & que lon aurat ſigné le preſent reglement, je commencerai par travailler le plutôt poſſible. Mais je previens, que je ne m'engage, qu' à un mois de travail à datte du premier jour, ou je commencerai, ne pouvant pas prolonger mon ſejour davantage à brunſwic, & comme il eſt poſſible, que les malades, a cette epoque ne ſoit pas entierement gueris, joſe croire, qu'il y aura dans le nombre de mes ſouſcripteurs pour le moins un aſſez ami de l'humanité, pour faire uſages des lumiers, qu'ils aurat acquiſes, visavis des malades, qui ne ſeroient pas radicalement guérits. Les eaux minerales, qui ont de grandes propriétés curatives dans certaines maladies, ne gueriſſent le plus ſouvent, qu'au bout de pluſieurs mois, & années, par la raiſon que l'equilibre qui conſtitue l'etat parfait de ſanté, ne ſe rétablit pas auſſi vite, que les malades le déſirent.

*Art. VI.* Le plus grand ſilence ſ'obſervera dans la alle du traitement, pendant les ſéances magnétiques. Et pour que l'imagination des malades ne ſe previennent pas, Mr. les ſouſcripteurs, qui doivent les choiſir, leur diront d'avan-

chemin, sur le bord duquel il s'arrêta, montant sa lanterne de la main, pour voir à l'effet du flambeau. Ce qui fut bientôt fait, car il aperçut, à quelques pas de lui, un homme qui, la tête appuyée sur le talus, paraissait dormir profondément, et qui, pour être plus à son aise, avait mis bas son habit, qu'il avait roulé en forme de coussin. Le bon curé, qui ne voulait pas troubler le repos de cet honnête voyageur, se mit à genoux auprès de lui, et commença sa prière du matin.

Il n'en était pas à la moitié, quand le dormeur, qui, sans doute, avait fait un rêve, se réveilla, et, ouvrant les yeux, vit distinctement un ecclésiastique. Pour éclairer à son aise, il avait placé sa lanterne à côté de lui, et, comme il était à genoux, elle éclairait son visage. Le pauvre curé, qui croyait ne pas être aperçu, continuait, au milieu de la nuit, sa prière à haute voix, et, dans le silence, on entendait distinctement prononcer le nom de Dieu. Le jeune voyageur prêtait la tête plus attentive; il ne pouvait pas voir distinctement le visage du curé, mais il entendait parfaitement sa voix, et, à la manière dont il prononçait le nom de Dieu, il jugea que c'était un homme de bien. Il se leva donc, et, comme ses habits ne le gênaient pas, il s'approcha du curé, et, se mettant à genoux auprès de lui, il commença à prier avec lui.

Quand le curé eut achevé son office, il se leva, et, le dormeur s'étant aussi levé, il lui souhaita le bonjour, et lui demanda s'il était bien matin pour voyager. Le jeune homme répondit qu'il était parti de bonne heure, afin de pouvoir arriver de bonne heure à Paris, et qu'il espérait y être avant midi. Le curé lui dit qu'il était bien heureux de pouvoir faire ce chemin à pied, et qu'il lui enviait cette faveur, car il était si vieux et si infirme, qu'il ne pouvait plus aller qu'à cheval.

nature de n'etre excitée que par des ſenſations nouvelles. Elle agira moins, ſoit que les ſenſations ou les idées, qui l'auront miſe en jeu, perdront de leur nouveauté. Elle n'agirat plus, ſitôt que ces ſenſations ou ces idées deviendronts anciennes. Ce qui prouve aſſez que ces effets doivent diminuer au bout d'un certain temps: & cependant les effets, qu'éprouvent les malades, augmente presque toujours par la durée du traitement, époque où les effets de l'Imagination doivent ceſſer *).

*Art. VII.* Aucun ſouſcripteur ne pourra amener à la ſalle du traitement qui que ce ſoit, a moins que je ne lui

*) Wer dies behauptet, hat ſolche unglükliche Kranke nie aufmerkſam beobachtet, welche durch Stolz, Liebe, Indignation, ihren Verſtand verloren, Zukkungen bekommen, u. ſ. w.; deren Zuſtand bloß aus einer lebhaften Idee entſtand, die mit der Zeit an Heftigkeit zunahm. Der Herr Graf muß die Narrenhäuſer beſuchen, und er wird ſich widerlegt ſehen. Nicht die Neuheit allein, ſondern die Stärke des Eindruks, den die Idee oder Empfindung (welche doch auch nur durch Idee wirkt) verurſacht, macht hier die Hauptſache aus. Letztere bleibt gewöhnlich in ihrer Thätigkeit, wenn die Idee ſchon der Zeit nach veraltet ſein könnte, und zerrüttet die reizbaren Nerven. Bei dem ſanften Eindruk angenehmer Vorſtellungen verhält ſich die Wirkung eben ſo. Und daher bleibt der Schluß des Herrn Grafen falſch: daß der Magnetismus zu der Zeit wirke, wenn die Einbildungskraft ihre Wirkſamkeit verloren hat; da dieſe vielmehr, ſo lange der Kranke noch nicht geſund und ſtark iſt, mit der durch fortgeſetztes Magnetiſiren unterhaltnen Hofnung und in der Idee verſpürten Wirkung, nach der Zeit eher zunehmen, als ſich vermindern muß L.

lui en ai donné le conſentement par écrit, & je me reſerve dans [d'en] expliquer, durant le cours, la neceſſité, & les conſéqüences.

*Art. VIII.* J' exige une ſomme de quarante Louis depuis un ſouſcripteur jusqu'au nombre de huit, & en ſuppoſant que le nombre ſusdit ſoit complet, chaque membre ne ſe trouverat payer que cinq Louis; & ſi le nombre de huit excede, il me ſerat payés de même par chaque nouveau ſouſcripteur une ſomme de cinq Louis.

*Art. IX.* Les perſonnes, qui ont été inſtruits, ſoit par Mesmer, ou Déslon, ou chez d'autres medecins, ont toujours delivrée d'avance de prix le leur cottiſation, avent que d'être entierement initié. Je men rapporte à Meſſieurs les ſouſcripteurs pour régler ce qui leurs paroîtrat le plus convenable. Mais je dois leur faire obſerver, que la plupart des hommes peu accoutummés à examiner les nuances de la nature, voulant de grandes commotions pour les convaincres, rejettent ce qui ſe paſſe ſous leurs yeux, pour déſirer de voir ce que leur imaginations leur a peint. J'inſiſte fortement la déſſus, & ji [j'y] reviendrai ſouvent, parcéque ne pouvant pas comprômettre la ſanté des malades, comme je le demontrerai dans les leçons, on ne peut pas s'aventurer à pouſſer les criſes, à moins de courir les plus grands risques. Car l'on ſcait, que le magnétisme n'eſt que l'harmonie. Peut on appeller harmonie un état de convulſion? Mais voila ce que les ignorants appellent des effets.

*Art. X.* Le preſent reglement adoptés, il faut que chaque ſouſcripteur ſigne en bas, qu'il s'engage de ſuivre ſur la parole d'honneur les conditions cie deſſus énoncées.

§. 6. 7. 8. 9. Die Verfügungen dieser Artikel sind so ordnungsmäßig, daß sie keiner Erläuterung bedürfen.

§. 10. Wenn ein Gut, das mit Lehnbarkeit besessen wird, durch Kauf, Tausch, Schenkung, oder auf andere Art, in die Hände eines Bürgerlichen kommt, so bleibt es nichtsdestoweniger lehnbar, und kann nur durch Einwilligung des Lehnherrn, und Lehnfolgers, wenn der Fall durch den Tod eingetreten ist, wieder allodificirt werden. Es kann also, so wenig als ein Lehn, ohne Einwilligung des Lehnherrn, und Lehnfolgers, veräußert werden.

Einmal haftet ein Gut immer, wenn es auch in Bürgerliche Hände kommt, für alle Schulden, die der Lehnbesitzer, als solcher, gemacht hat; ausgenommen nur, daß in dem Fall, wenn das Gut, das mit Lehnbarkeit besessen wird, [1]

[1] Durch diese Gesetze können die meisten Bürgerlichen Güter in Lehngüter verwandelt werden. Denn wenn ein Bürgerlicher Gut, das mit Lehnbarkeit besessen wird, durch Kauf, Tausch, Schenkung, oder auf andere Art, in die Hände eines Bürgerlichen kommt, so bleibt es nichtsdestoweniger lehnbar, und kann nur durch Einwilligung des Lehnherrn, und Lehnfolgers, wenn der Fall durch den Tod eingetreten ist, wieder allodificirt werden. Es kann also, so wenig als ein Lehn, ohne Einwilligung des Lehnherrn, und Lehnfolgers, veräußert werden.

ten zu thun ſei; und wünſchte, von ihm loszukommen. Dies hofte ich durch folgenden Brief zu erreichen.

Pardonnez, Monſieur le Comte, le retard de ma reponſe aux offres, que vous venez de faire, d'entreprendre ici quelques cures magnétiques. I'attendois le moment, où la plus grande partie de la Société fût raſſemblée, pour propoſer la ſouſcription, que vous demandez à cet egard. Mais à peine avois-je fait la lecture des conditions, que vous y mettez, qu'il fut reſolu unanimement, Monſieur le Comte, qu'on ſe contenteroit des cinq ſens à Bronſwic; & l'on trouva même, qu'il y auroit de la cruauté, à vous faire développer votre ſixieme, ſans évidence claire, qu'il en reſulteroit quelque avantage réel pour le pauvre malade, puis qu' après un mois de travail vous voulez retourner à Paris, & l'abandonner à ſon ſort avec ſes cinq ſens & demi peut-être, au risque qu'il ſe trouvât quelqu'un ici, qui eut la faculté d'ôter ou d'ajouter ce ſurplus,

J'ai l'honneur &c.

Er ſchikte mir den folgenden Tag nachſtehenden Brief, welchen ich aber unbeantwortet ließ:

Monſieur le Baron.

Pour mêttre en valeur une terre en friche, il faut que le ſoc & la charrue, la retourne, en tous ſens. Le vigoureux laboureur ne parvient à detruire ſa ſterilité, qu'en arroſant de ſes ſueurs cette nouvelle terre. La recolte, que le tems & la ſaiſon lui amenent, le dedommage de ces travaux. Il faut vous expliquer, Meſſieurs, cette premiere allégorie. Votre ſixieme ſens eſt la terre

en friche, & le laboureur c'eſt moi; la recolte c'eſt la gueriſon des malades, que vous pouvez tous fairent au tems préſcrit, ſans le ſecours du laboureur. (Il eſt doux de recueillir.) Quelle étoit mon projet, Meſſieurs? ſ'étoit de faire murir le grain & vous armer d'une fauls pour le couper, & de là l'enfermer dans vos greniers, pour en enſemencer d'autres terres incultes, & le diſtribuer aux malheureux, qui manque de cette nouriture. Seconde allegorie; qu'eſt ce que jentend par le grain? le ſixieme ſens en valeur; la faulx, la veritée, qui brille de ſon propre éclat malgrés les tenébres de l'ignorance; & le grenier vos cervaux.

Je ſuis au deſeſpoir, Monſ. le Baron, de ne vous avoir pas trouvé avent hier. Car mon projet était de rendre la ſanté à Madame votre épouſe, que l'on m'avoit dit malade. Je m'amuſé à montrer à vos gens, que mes doits étoient des torrents de feux que je pouvais diriger à volonté.

J'ai l'honneur &c.

P. S. J'eſpere que vous ferez part à la Société de ma lettre.

le Comte de Satillieu.

Ich machte hierauf einige Reiſen, und kam in den letzten Tagen des Maimonats wieder nach Braunſchweig. Ich vermuthete, der Herr Graf ſei längſtens abgereiſet; und meine Verwunderung war daher deſto größer, als ich alle die Wunder hörte, welche er indeſſen gewirkt habe. So hatte er z. B. verſchiedenen Kranken, trotz Gasner, das Fieber ſogleich kurirt; einem Schneidermeiſter

Webers

Weberling, durch die Wand ein lahmes Bein geheilt; und besonders ein 13 bis 14jähriges Mädchen in Gegenwart sehr scharfsichtiger Personen, so oft man gewollt, somnambule gemacht*). Mir wurden an verschiedten Orten darüber Vorwürfe gemacht, daß ich gegen den Grafen zu ungläubig gewesen: welches genug bewies, wie weit schon die magnetische Seuche durch die ausposaunten Wunder das Gehirn sonst aufgeklärter Personen ergriffen hatte. — Den Tag nach meiner Rükkunft sprach ich Herrn D. Hildebrand und Apotheker Heyer, welche ebenfalls sehr vieles von den übernatürlichen Erscheinungen des Magnetismus zu erzählen wußten, wovon sie zum Theil Augenzeugen gewesen waren. Ersterer hat nachher im 22, 23, 24, und 28 Stük des Braunschweigischen Magazins dergleichen Dinge bekannt gemacht (wozu das Ende dieses Aufsatzes den Aufschluß geben wird).

Einige Tage darauf traf ich mit dem Herrn Grafen selbst zusammen. Glorreich erzählte er mir seine magnetischen Heldenthaten, und mit ganz französischem Anstande wußte er sich mit den in der Zeit gesammelten Lorbeern auszuschmükken. Er nannte mir im Triumph die von ihm geheilten Kranken und bekehrten Ungläubigen, und forderte mich nun auch zur Ueberzeugung auf. Itzt begnügte

*) S. Braunschweig. Magazin, 24 St.

gnügte er ſich nicht mehr, ſeine Kranken in der Nähe zu magnetiſiren, ſondern wollte dies nunmehr in der größten Entfernung unternehmen, nachdem er gewiß war, Proſelyten genug gemacht zu haben, auf deren Treue er ſich glaubte verlaſſen zu können. Unter andern ſagte er zu mir: Monſieur, ſi je voulois, je magnétiſerois d'ici (von der Schützenmaſch, wenigſtens ½ Stunde Weges vom Stadtthore) toute votre ville de Bronſvic; & pour vous convaincre de tout cela, vous n'avez qu'à envoyer un malade au jardin de Madame la Ducheſſe (vor dem Auguſtthor, faſt ¾ Stunden von der Maſch entfernt), que je ferai ſomnambule tout comme le tailleur au travers du mur u. ſ. w. Ich ſagte ihm, ſo würde er ja der rechte Mann für das Lager zu S. Roque geweſen ſein, indem er von da aus ſehr leicht den General Elliot und alle Belagerte zu Gibraltar würde haben einſchläfern können*); und ich riethe ihm, dem Kaiſer ſeine Dienſte gegen Belgrad anzutragen. Monſieur, war ſeine Antwort, je vous pardonne cela; car vous étes encore trop écolier dans la Phyſique. Wobei er verſicherte: „daß er die in Braunſchweig

„ange-

*) Allerdings muß dieſe neue Entdekkung: meilenweit durch den Magnetismus phyſiſch zu wirken, — nächſtens, und noch weit mehr, als man es von der vervollkommneten Luftſchiffahrt vermuthete, der Kriegskunſt eine ganz andre Geſtalt geben.

Ausgeschlossen und ausgestoßen wird jeder, welcher sich nicht zu dem Glauben und Bekenntniß der Kirche bekennt, und sich nicht in die Ordnung derselben fügt. Dieß ist der Sinn des Ausdrucks: „Er sey dir wie ein Heide und Zöllner.“ Wenn aber ein Bruder, der sich zu dem Glauben und Bekenntniß der Kirche bekennt, und sich in die Ordnung derselben unterwirft, dennoch [illegible] sich [illegible] ist, so soll man ihn nicht ausschließen, sondern ihn ermahnen, als einen Bruder, und ihn nicht als einen Heiden und Zöllner halten

daraus zu ziehen (nicht etwa auch, um in den Bäumen einen überflüssigen Sinn zu entwikkeln?). Bei dieser Gelegenheit behauptete er auch: daß der bekannte Schweineteufel in der Bibel nichts als Magnetismus gewesen sei.

Am 2 Junius Nachmittags wollte der Graf mich nun völlig überzeugen. Ich ließ hierzu noch einen unbefangnen kaltblütigen und scharfsinnigen Beobachter, den Herrn Leibarzt **Brückmann**, einladen. Das Mädchen ward gerufen, und kurz darauf erschien der Graf. Er unterhielt sich vorzüglich mit dem Herrn Leibarzt über die Krankheit des Mädchens. Seine Demonstrationen von der Zuverlässigkeit seiner Kunst waren sehr lebhaft. Hauptsächlich betraf es die Entwikkelung seines sechsten Sinnes: wie er diesen, auf Kosten seiner eignen Gesundheit, den armen Kranken zu gute kommen ließe; wie derselbe leichter in der Entfernung, als in der Nähe wirken könne; auch wie dieser sechste Sinn nach dem Tode seiner 5 Brüder noch existire, u. d. gl. m. So sehr sich der Graf dabei erhitzte, um recht überzeugend alles darzuthun, so kaltblütig blieb der Herr Leibarzt, und versicherte mit der ruhigsten Gelassenheit den Grafen: daß er von allen dessen triftigsten Demonstrationen gar nichts begreife. Dieser große Kontrast zwischen der ungetäuschten ernsthaften deutschen Vernunft und der äußerst gaukelnden brausenden französischen Schwärmerei gewährte dem Zuschauer

ein

ein sehr angenehmes Schauspiel. — Uebrigens aber glükte der Magnetisationsversuch des heutigen Tages nicht; wie solches der Herr Leibarzt im 28 Stük des Braunschw. Magazins umständlich beschrieben hat. Ich übergehe dies daher hier; und setze nur hinzu: daß der Graf Abends um 7 Uhr wieder zu mir kam, und sich sehr darüber beschwerte, daß man das Mädchen zu sehr gestört habe, als daß der Magnetismus auf sie hätte wirken können; auch habe sie selbst sich darüber beklagt, und gestanden, daß sie gegen 5 Uhr sehr schläfrig geworden sei. (Allein der Graf hatte schon zu oft in seinen Reden die Wahrheit verfehlt, als daß man vermuthen konnte, er habe sie itzt richtiger getroffen. Glaublich bleibt aber seine Vorstellung, daß er mit der Kranken nicht genauen rapport gewesen, als er sie zu diesem Versuch des Morgens vorbereitet hatte. Denn auf den Rapport kommt doch alles an, was glükken soll.) — Zu seiner Rechtfertigung verlangte er, daß das diesmal gescheiterte Experiment am folgenden Tag wiederholt werde; und setzte dazu nachstehende Bedingungen fest:

1) sollte des Grafen Bedienter mir am Morgen um 8 Uhr des Grafen Taschenuhr bringen, damit ich solche genau mit der meinigen übereinstellte. Dann sollte ich

2) durch meinen Bedienten dem Grafen diese Uhr versiegelt wieder schikken, und ihm dabei

schrift-

dentin und Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Ernst Augustus von Braunschweig-Lüneburg, Kurfürst von Hannover, und der Sophie, Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen, und der Elisabeth Stuart, Tochter des Königs Jakob I. von England.

Sie wurde bei ihrer Geburt Kurfürstin von Brandenburg und Herzogin von Preußen, da ihr Vater seit dem Jahre 1692 Kurfürst von Brandenburg und seit dem Jahre 1701 König in Preußen war.

Sie war die Freundin und Gönnerin des großen Philosophen Leibnitz, der ihr auf ihren Wunsch seine Theodicee widmete, und sie hat ihn auch in seinen letzten Lebensjahren, als er in Ungnade gefallen war, nicht verlassen.

Sie starb im Jahre 1705 zu Hannover, wo sie auch begraben liegt.

Ihr Gemahl, König Friedrich I. von Preußen, starb im Jahre 1713 zu Berlin.

Ihr Sohn, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, starb im Jahre 1740 zu Potsdam.

Ihre Tochter Sophie Dorothea, Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, starb im Jahre 1757 zu Monbijou.

Ihre Tochter Wilhelmine, Gemahlin des Markgrafen Friedrich von Baireuth, starb im Jahre 1758 zu Baireuth.

Ihre Tochter Luise Dorothea, Gemahlin des Herzogs Friedrich III. von Sachsen-Gotha, starb im Jahre 1802 zu Gotha.

Ihre Tochter Friederike Luise, Gemahlin des Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg, starb im Jahre 1751 zu Homburg.

Ihre Tochter Charlotte, Gemahlin des Herzogs Alexius von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1766 zu Braunschweig.

Ihre Tochter Sophie, Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel, starb im Jahre 1801 zu Cassel.

Ihre Tochter Amalie, Gemahlin des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1806 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, König Friedrich I. von Schweden, starb im Jahre 1751 zu Stockholm.

Ihr Sohn, Herzog Karl von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1780 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1735 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1792 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1774 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1805 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1815 zu Quatrebras.

Ihr Sohn, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1873 zu Genf.

Ihr Sohn, Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1884 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1885 zu Braunschweig.

Ihr Sohn, Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, starb im Jahre 1887

der dem Grafen dies Billet nebst der Taschenuhr zurükbringen sollte, und der etwas französisch redet, hatte ich aufgetragen, nach seiner Zurükkunft vom Grafen dem Bedienten desselben wie von ungefähr zu verstehen zu geben, daß er selbst neugierig sei, ob das Experiment gerathen würde; und er habe wohl vom Grafen verstanden, als er nach Lesung des Billets mit seiner Wirthin geredet, daß das Mädchen um 11 Uhr 45 Minuten schlafen sollte. — Hierin bestand also meine Gegenlist wider des Grafen listigen Anschlag.

Ich bekam der Abrede gemäß am 3 Junius Morgens um acht Uhr durch des Grafen Bedienten die Taschenuhr, und schikte sie nebst meinem gedachten Billet versiegelt durch meinen Bedienten zurük. Um 9 Uhr stellte sich das Mädchen ein, an welchem die Wunder geschehen sollten. Mit Fleiß hatte ich jenen Zeitpunkt zu der Wundererscheinung so spät hinausgesezt, damit das Mädchen selbst desto weniger denselben vermuthen sollte. Die Krankheit dieses Mädchens hat Herr Leibarzt Brückmann am angeführten Orte beschrieben; ich will hier nur von ihrer Person anführen, daß sie das Ansehen eines äußerst einfältigen Menschen hat, sehr wenig spricht, kaum mit ja und nein antwortet, und also die vulgare Vermuthung eines guten ehrlichen Mädchens für sich hat. Unstreitig hat dies vieles zur Ueberzeugung andrer Personen von der Kraft des Magnetismus beigetragen. —

Dies Mädchen und des Grafen Bedienter wurden in eben das Zimmer geführt, worin jene den vorigen Tag gewesen war. — Herr Professor Emperius war gerade bei mir; und da ich ihm die vorseiende Geschichte erzählte, so blieb er auch als Zuschauer.

Kurz darauf kam mein Bedienter vom Grafen zurük, und konnte sich meines Auftrages gegen den gräflichen Bedienten um so leichter entledigen, da dieser sich ganz von weitem und verblümt erkundigte, was sein Herr gemacht und gesagt hätte. Herr Pr. Emperius und ich schienen die Unterredung der beiden Bedienten nicht zu bemerken. Der meinige spielte seine Rolle recht gut; und der gräfliche war froh, daß er so fein die gewünschte Erkundigung eingezogen, und den Zeitpunkt des Einschlafens erfahren habe *). — Ich ließ ihm indeß ein Frühstük geben, und er mußte uns die Wunderthaten seines Herrn dagegen erzählen. Mir thut es leid, daß ich solche nicht gleich aufgeschrieben habe, weil sie zu dem Lächerlichen dieser Geschichte sehr vieles beitragen würden. Besonders erhob er die in Dresden gewirkten großen Wunder, wo sein Herr nicht allein eine Gräfin

vor

*) Welches er sonst wahrscheinlich auf eine andre Art, durch ein vorgegebnes Gewerbe in seinem Hause, oder dergl. zu erfahren gesucht haben würde; wenn er nicht dieses magnetisirten Bedienten gewiß zu sein geglaubt hätte.

von allen ihren vielfältigen Uebeln geheilt, sondern auch ihren armen Läufer, der eben an der Kolik krank gewesen, erst auf Verlangen der hohen Zuschauer zum Spektakel à la Gasner vor Schmerzen auf der Erde herumkriechen, und, wie er sagte, gleich einem Karpfen sich herumschlagen lassen, bald nachher aber auch sogleich avec une viteſſe étonnante ihm alle Blähungen wegmagnetisirt habe. Auch pries er eine andre große That, da nehmlich sein Herr einen berühmten Atheisten in Dresden auf den rechten Weg gebracht; doch schien er Bedenken zu tragen, diese Geschichte vollständig mitzutheilen; u. s. w.

Das Mädchen, welches nicht gewohnt war, so lange mit dem Einschlafen zu warten, setzte sich schon um 9 Uhr 60 Min. auf den ihr bestimmten Stuhl zum Schlafen bereit, und dadurch den Bedienten in die größeste Verlegenheit, indem er bei unsrer für den Magnetismus sehr lebhaften Unterredung dem Mädchen nicht füglich zu erkennen geben konnte, daß es zum Schlafen noch zu früh sei. Wir ließen ihm endlich dazu Gelegenheit; und das Mädchen erhob sich von seiner Schlafstelle, und ging wieder im Zimmer umher, so daß es von niemand gestört sich ganz selbst überlassen war. — So verstrich der dem Grafen bestimmte Zeitpunkt zum Schlaf des Mädchens; nehmlich 10 Uhr 45 Min., ohne daß die geringste Veränderung

oder Schläfrigkeit an dem Mädchen bemerkt werden konnte.

Um 11 Uhr sah ich den Grafen à la françoise über die Straße nach meiner Wohnung zu angehüpft kommen. Ich ging ihm entgegen, und gab ihm auf seine Frage: ob ich nun überzeugt sei? zur Antwort: daß daran heute noch mehr, als gestern fehle, und daß sein Versuch abermals nicht gelungen sei. Der Graf wollte darauf zu dem Mädchen in das Zimmer. Ich verbat dieses aber, führte ihn in den Garten, und sagte ihm: daß ich nun über seine Kunst auch experimentiren wolle. Hierauf entdekte ich ihm mein ganzes Verfahren gegen ihn und seinen Bedienten, und zugleich meine Vermuthung: daß nunmehr das Mädchen um 11 Uhr 45 Min. schlafen würde; mit der Bitte, er mögte nur bis 12 Uhr solches im Garten geduldig abwarten. Der Graf lachte Anfangs über meine Schwachheit, und bewies sogleich, daß mein Vorhaben äußerst lächerlich sei. Er behauptete: das Mädchen könne und werde um 11 Uhr 45 Min. nicht schlafen, weil er es alsdann ja nicht magnetisiren wolle; darauf verpfände er seinen Kopf. Endlich nahm er es sehr übel, daß man ihn so behandle, und sogar für einen Scharlatan ansehen wolle. Ich aber bat ihn, das alles beruhen zu lassen, und nur bis 12 Uhr im Garten zu verweilen, dessen Eingang ich durch einen Bedienten bewachen ließ.—

Herr

Herr Prof. Emperius wechselte mit mir bei dem Grafen im Garten ab, der uns wiederholend oft und theuer versicherte, daß das Mädchen unmöglich schlafen werde, weil er es nicht mehr magnetisire; daß gewiß das Mißlingen dieses Versuchs wieder an dem zwischen ihm und dem Mädchen zerstörten Rapport liege, u. s. w. Allein alle seine Versicherungen fanden kein Gehör; und wir ließen uns dadurch nicht bewegen, ihn vor der gesetzten Zeit seines Arrestes zu entlassen, welches er durch jene Versicherungen zu bewirken suchte.

Ich ging hierauf wieder zu dem Mädchen; und gegen 11 Uhr 45 Min. fing ich mit dem Bedienten eine Unterredung an, in welcher ich ihn so anhaltend beschäftigte, daß er dem Mädchen kein Zeichen geben konnte. Da hatte ich das angenehme Schauspiel an der sichtbaren Angst und Noth des armen Kerls. Endlich ließ ich von ihm ab; da schlief dann das Mädchen sofort, um 11 Uhr 50 Min. ein; und der Bediente viktorisirte über die Wunder seines Herrn.

Darauf kehrte ich um 11 Uhr 60 Min. zum Grafen in den Garten zurük, und lud ihn nunmehr ein, mein Experiment und das Wundermädchen zu sehen. Ich führte ihn zum schlafenden Mädchen. Schon kam der erfreuete Bediente seinem Herrn entgegen gesprungen, um den wohlverdienten Dank für sein Kunststük einzuärndten.

Beide aber verstanden sich diesmal nicht recht, und für den Bajazzo war dieser Augenblik sehr kritisch. Er zog sich indeß, so gut er konnte, aus der Affäre; und der Graf sagte im ersten Augenblikke seines magnetischen Zorns: on a trompé mon domestique. Kurz darauf wandte er sich zum schlafenden Mädchen, betrachtete es eine Zeitlang, und versicherte uns sämtlich mit einer französischen Unverschämtheit, welche höher getrieben ich nie gesehen habe: daß das Mädchen wirklich magnetisch schlafe, daß dieses eine Folge seines Magnetisirens sei, und daß er uns denn doch nun hoffentlich überzeugt haben werde. Er wollte nicht zugeben, daß man das Mädchen anrühre, welches nach seiner Behauptung wegen des mit ihr genommenen Rapports er nur allein thun dürfe. Das Mädchen, von dem er eben sagte, daß es lire, wie er an ihren Zukkungen wahrnehme, fing gerade im Schlaf an zu lächeln. Dies gab er aber gleich für ein krampfhaftes Lachen aus. Weiter wollte er keine Experimente vornehmen; denn, setzte er hinzu, j'aime mieux ne pas convaincre cent incredules, que de faire mal à la malade (sehr christlich!). Auf alles dies sagte ich ihm kein Wort. Aber Herr Prof. Emporius erinnerte ihn an seine im Garten oft wiederholten hohen Betheurungen, daß das Mädchen um die itzige Zeit nicht magnetisch schlafen werde noch könne. Allein er schwatzte über dies alles

weg,

weg, und gab mir recht deutlich zu erkennen: wie dergleichen Menschen auf alle Fälle gefaßt, und im Stande sind, selbst mit fehlgeschlagenen Versuchen ihre Zuschauer täuschen zu wollen.

Bei uns hatte dieser sein Wille nun aber diesmal die gesuchte Wirkung nicht, weil wir zu gewiß überzeugt waren, des Herrn Grafen heimliche oder magnetische Kunst entdekt zu haben. Wir ließen ihn, der wohl verdient hätte, ohne Magnet zum künstlichen Magnet bearbeitet zu werden, schwatzen was ihm beliebte; und begnügten uns, mit dem Mädchen noch einen Spaß zu machen — welche nach des Grafen Versicherung so fest schlief, daß während dieser magnetischen Krise auch ein Kanonenschuß es nicht aufwekken könne. Ich sagte daher laut zu Herrn Prof. Emperius: daß wir denn doch auch das gestern verabredete Experiment versuchen wollten, uns von der Richtigkeit der Behauptung zu überzeugen, nach welcher das Blut des Menschen im Somnambulismus weiß sein–solle, wenn man in diesem Zustande die Ader öfnen ließe; und rief darauf, man mögte zu dem Ende den vor der Thür wartenden Chirurgen zum Aderlaß des Mädchens hereinholen. Das schlafende Mädchen ward, als sie dies vernahm, roth, holte ängstlich Athem, stand unmagnetisch auf, lief aus dem Zimmer, und nach Haus; und zwar in eben dem Augenblik, als der Graf weissagte, daß es noch we-

nigstens eine Stunde schlafen werde. Aber auch diesen Umstand, der ihn so sehr zu Schanden machte, wußte er gleich als einen besonderen, nie erlebten, für ihn selbst lehrreichen Vorfall auszulegen (und das mit Recht!!!).

Einem meiner Bedienten, dem das entfliehende Mädchen auf der Treppe begegnete, und der sie fragte, ob sie denn recht geschlafen habe, hat sie unwillig geantwortet: Wie habe ich denn schlafen können? Sie wollten mich ja zur Ader lassen, und sprachen vom Feldscheer.

Der entlarvte Magnetist wußte nun eigentlich nicht recht, wie er sich bei der Sache verhalten sollte, da er wahrnehmen mußte, daß seine Reden auf uns keinen Eindruk machten, um den tiefern Eindruk meiner Versuche auszulöschen. Wir erzeigten ihm übrigens noch die Höflichkeit, ihn allein reden zu lassen; und überließen es dann ihm, aus unserm kalten Abschied zu schließen, daß wir für alle Zukunft auf seinen Magnetismus mit hinlänglicher Ueberzeugung Verzicht thäten. — Seit dieser Zeit habe ich mich nicht mehr um ihn bekümmert; doch aber gehört, daß er nachher noch verschiedene „glükliche“ Kuren in der Stadt gemacht habe. Indeß läßt dies eben nicht viel für die Wahrheit seiner Kunst und Lehre vermuthen. Denn wie leicht sich auch der Klügste oft vom Sonderbaren einnehmen läßt, wenn es nur ein mystisches Ansehn hat, davon geben die wieder in Mode gekom-

gekommenen Geisterzitationen und andrer dergleichen Unsinn der barbarischen Zeiten, Beweise genug an die Hand.

Ob übrigens der Graf selbst von seiner Kunst und Lehre überzeugt sei, oder nicht: das lasse ich unentschieden. Das erste sollte man fast glauben, weil er solche mit so heftigem Enthusiasmus vertheidigt. Mehr will ich wenigstens aus dessen Betragen, Bescheidenheitshalber, nicht schließen.

Braunschweig. von Sierstorph.

4.

## Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

(Man s. April, S. 293.)

### XVII.

Die seit dem vorigen Monat aus Frankreich eingegangenen, mir bekannt gewordenen, Nachrichten thun keines Umstandes Erwähnung, der auf die Finanzen oder auf die Nekkersche Verwaltung derselben einen wesentlichen Einfluß hätte. Alles ist voller Erwartung, wie die allgemeine Versammlung der Stände ablaufen wird; und jeder, der dabei als Mitglied erscheinen soll, bereitet sich vor, eine gewisse Rolle zu spielen, und sein und

seiner Wählenden Interesse auf das Beste zu besorgen. Daß diese Versammlung etwas tumultuarisch sein wird, ist ziemlich gewiß vorauszusehen; ob man aber am Ende sich doch vereinigen, und einen für die zerrütteten Finanzen heilsamen Entschluß fassen wird: darüber läßt sich itzt noch nichts gewisses sagen.

In den Zeitungen steht zwar, daß der Reichstag folgende drei Punkte bestimmen wird: 1) daß die bisher gemachten Schulden Nationalschulden des Staats werden sollen; 2) daß die Abgaben gleichförmig vertheilt werden, so daß kein Stand und keine Person von der gemeinschaftlichen Last befreiet sein soll; 3) daß die individuelle Freiheit eines jeden Bürgers und Unterthanen in Frankreich nach richtigen Grundsätzen festgestellt werden soll.

Werden diese Schlüsse gefaßt, so hat freilich Nekker ein gutes Spiel, indem er alsdann weiter nichts thun darf, als: 1) aus dem gesammten Vermögen des französischen Reichs zu beweisen, daß die bisher gemachten Schulden übernommen werden können; 2) die Mittel anzuzeigen, deren er sich bedienen will, um den zur Bezahlung der Zinsen und zur Tilgung der Staatsschulden erforderlichen Theil des Staatsvermögens in den Königlichen Tresor zu bringen.

Allein, nach dem was bis itzt auf mehrern Provinzialversammlungen vorgefallen ist, und nach der itzt Statt findenden allgemeinen Gährung unter

allen

allen Ständen Frankreichs zu urtheilen, dürften wohl diese heilsamen Schlüsse nicht so einstimmig abgefaßt werden. — Jedoch, wir wollen warten, bis der Reichstag eröfnet ist; und sobald Nekkers Plan in Absicht auf die Finanzen bekannt wird, werde ich meine Bemerkungen darüber den Lesern der Monatsschrift mittheilen.

Nekker hat übrigens vor einiger Zeit die Erklärung gegeben, daß er „nur so lange das Ruder führen wolle, als der Sturm fortdaure; und daß er sogleich abtreten werde, wann der Sturm sich gelegt habe". Den Zeitungen zufolge, soll die Königinn sich hierauf gegen ihn geäußert haben: „Bei dieser Bedingung werde Frankreich Nekkers Dienste nicht verlieren, weil der Sturm wohl ewig fortdauren dürfte". — Ich weiß nicht, ob dies ein Kompliment oder eine Satire auf Nekkern sein soll.

Berlin, d. 14 April 1789.

f.

# Nachricht von der Philidorschen Geisterbeschwörung.

## Schreiben des Herrn Verfassers an die Herausgeber.

Meine Herren!

So ungern ich mich auch entschließe, irgend etwas dem Druk zu übergeben, so sehe ich mich dennoch gemüssiget, denjenigen lächerlichen Vorgang umständlich und öffentlich zu erzählen, welcher sich den 30 März in einer sehr angesehenen Versammlung, von welcher ich die Ehre hatte ein Mitglied zu sein, zugetragen hat.

Die darüber im Publikum entstandenen Gerüchte sind durch die allerungegründetesten Zusätze: von Thätlichkeiten mit entblößtem Degen, Vernichtung des Apparats, Verletzung eines kleinen Knaben, und andern sonderbaren Erdichtungen, dergestalt verunstaltet worden, daß am Ende nicht ein Schatten der eigentlichen Geschichte übrig geblieben. — Da nun durch dergleichen Erzählungen mir selbst, vorzüglich aber der mir über alles schätzbaren Wahrheit, geschadet werden könnte; so habe ich mich genöthiget gesehn, den wahrhaften Vorgang in beikommendem Aufsatz zusammen zu tragen.

Sie

Sie, meine Herren! die es Sich rühmlichſt zur Pflicht gemacht, Irthum, Aberglauben, und ſchädliche Vorurtheile zu beſtreiten, gefährdevollen Betrug aber nach Möglichkeit zu enthüllen, werden in dieſer — und nur in dieſer — Hinſicht meinen Aufſatz vielleicht nicht unwerth finden, ihn einen Platz in Ihrer beliebten Monatsſchrift einnehmen zu laſſen.

Ich habe die Ehre, mit einer vollkommnen, vorzüglich auf Ihre unerſchütterte Wahrheitsliebe ſich gründenden, Hochachtung zu ſein

Meine Herren!

Ihr

Berlin, d. 20 April 1789.

gehorſamer Diener
Freih. von der Reck,
K. Kammerherr, des St. Johanniter Ordens Ritter.

* * *

Unter den vielen Gauklern, welche heimlich und öffentlich hier herſtrömen, um ſich auf Koſten des neugierigen oder leichtgläubigen Theils des Publikums zu bereichern, befand ſich auch im Monat Februar und März ein Taſchenſpieler, Namens Philidor, welcher ſich — nach Art dieſer Leute — gerne das Anſehen geben wollte, mit ſolchen (zur Schande unſers itzigen Zeitalters ſo beliebten!) Wunder-

Wundergaben ausgerüstet zu sein, durch welche so viele Arglistige ihre zum Nachforschen nicht aufgelegte Nebenmenschen zu täuschen sich bemühen. Ob derselbe an irgend einem Orte zu den finstern Winkeln des Aberglaubens und der Schwärmerei gehöre, wo Geisterbeschwörungen und Goldmachereiversuche die erbarmungswerthen Beschäftigungen sind, weiß ich nicht.

Er hat seine Taschenspielervorstellungen unter der sonderbaren Benennung „magischer Experimente" öffentlich angekündigt; ob aber der Zulauf der Neugierigen groß und ergiebig gewesen sein mag, ist mir nicht bewußt; wohl aber ist mir von verschiednen glaubwürdigen Personen versichert worden, daß die von ihm gezeigten Stükke mit weniger Fertigkeit vorgetragen, und weit unter diejenigen gesezt werden müssen, wodurch andere seines gleichen sich einen Ruf von vorzüglicher Geschiklichkeit zu erwerben gewußt haben. — Es sei nun, daß diese Quelle aus dem angeführten Grunde sich nicht ergiebig genug gezeigt, und derselbe sein Glük auf eine andere Weise versuchen wollen, oder daß er bloß seinen verborgenen Absichten gefolgt: Genug, es ward mir hinterbracht, daß er sich gegen einige wenige Personen erboten, in einer Versammlung von 12 bis 14 Subskribenten verstorbene Personen zu beschwören und erscheinen zu machen.

Bis dahin war mir nicht zu Ohren gekommen, daß dergleichen Dinge an irgend einem Orte öffentlich betrieben würden. Da ich nun nicht zur Zahl derjenigen gehöre, die im blinden Gehorsam, obwohl mit offenen Augen, Sachen zu sehen vermeinen, die der Natur der Dinge nach nicht sichtbar sein können, mich auch nicht in unbedingtem Glauben an dem süßen Vorschmak unerfindlicher, wenigstens zur menschlichen Glükseligkeit nicht nöthiger, Geheimnisse zu laben weiß; so mußte ich billig vermuthen, als ein Ungeweiheter zur Zahl der Subskribenten nicht zugelassen zu werden: zumal mir auch gar nicht bekannt geworden, an was für Personen der Antrag eigentlich geschehen war.

Ein angesehener Fremder, welcher sich seit einiger Zeit hier aufhält, erzählte mir d. 29 März Abends zufällig: „daß Philodor sich anheischig ge„macht, ihm seinen seit langer Zeit verstorbenen „Vater in einer Erscheinung zu zeigen, zu welchem „Ende er dem Künstler seit 2 Tagen eine umständ„liche Beschreibung der Gestalt desselben geben „müssen;" und er trug mir an: „ob ich, nebst ei„nigen Andern, ein Zeuge sein wollte, wie weit „Täuschung und Betrug ihr Spiel treiben kön„nen?" — Ohne mich zu erkundigen: wer mehr von der Gesellschaft sein würde, ergrif ich die Gelegenheit mit Freuden; und mit dem festen Entschluß, den Betrug wo möglich zu entdekken, so tief er auch immer verborgen läge.

Ich

Ich erhielt ein Entréebillet, welches 1 Friedrichsd'or kostete; und eilte Montags den 30 März, Abends gegen 7 Uhr nach einem am Friedrichsstädtschen Markt belegenen Hause, als dem angezeigten Ort der Versammlung. Hier ward ich in ein Zimmer des Erdgeschosses gewiesen: wo Madame Philidor, und ein kleiner untersätziger Mann befindlich waren; welchen letztern die Dame einen Professor nannte. — Ob ein Professor der Magie, oder einer andern Wissenschaft: habe ich nicht erfahren; wohl aber ward ich ihn demnächst im Zaubergemach gewahr, wo er sich im Winkel hinter uns rechter Hand oben an gedrängt hatte: wahrscheinlich, um die elektrischen Schläge, die Herr Philidor uns zudachte, an dem verborgenen Ableiter zu befördern. — Er ging, so wie Madame, ängstlich ab und zu; vermuthlich, um den Zauberer von der Gemüthsfassung der Ankommenden zu unterrichten.

Ich fand und sah zu meinem Vergnügen, viele der vornehmsten und angesehensten Personen anlangen; welche, so wie ich, nicht in der Absicht gekommen waren, Geister zu sehen, sondern um sich mit dem Schauspiel zu belustigen: wie weit Unverschämtheit und Betrug ihr Spiel treiben würden. Wie es denn auch kaum glaublich ist, daß irgend Jemand, mit Beiseitesetzung und Verwirrung aller Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit Gottes, auch nur einen Augenblik glauben könne: ein

Taschen-

Verhältniß alles an den Quellen Gottes Gnade und Barmherzigkeit, und an dem Verdienst Jesu Christi, unsers Herrn, hängt, und daß wir nur durch Glauben an ihn, und durch Hoffnung seiner ewigen Seligkeit theilhaftig werden können.

Endlich sind alle Menschen, die Gott erkennen, und seinen Willen thun, Brüder, Kinder, Eine Familie, Eine Gemeine. Verschieden sind Menschen in ihren innern sittlichen Zeitpunkt, in ihrer äussern Lage, in ihrer Erkenntniß, in ihrer Tugend, in ihrer Glückseligkeit; aber sie sind alle Eine Gemeine, weil sie alle Einen Gott, Einen Vater, Einen Herrn, Einen Geist, Einen Glauben, Eine Hoffnung, Eine Taufe, Eine Liebe haben.

Eine solche Gemeine ist Gott, und sie ist Gottes Gemeine, weil sie Gott ist. Gott ist Gemeine, weil er Vater, Sohn und Geist ist. Gott ist Gemeine, weil er Liebe ist. Gott ist Gemeine, weil er Alles in Allen ist. Gott ist Gemeine, weil er Alles in Allen ist, weil er Alles in Allen ist, weil er Alles in Allen ist.

Eine solche Gemeine ist Gott, weil er Alles in Allen ist. Gott ist Gemeine, weil er Alles in Allen ist, weil er Alles in Allen ist, weil er Alles in Allen ist.

Barriere begeben hatte, die Thüre. — Bei dem Scheine einer kleinen Lampe, wurden wir nunmehr gewahr, daß wir uns in einem kleinen, kaum 14 Quadratfuß großen, etwa 8 Fuß hohen, von allen Möbeln entblößten Zimmer befanden, dessen Wände und Dekke mir blendend weiß schienen. Zwei im Zimmer befindliche Fenster waren mit eingepaßten überzogenen Rahmen von gleicher Weiße wie die Wände dicht verschlossen. In der Mitte des übrigen Raums sahen wir auf dem gedielten Fußboden einen mit Kreide gezeichneten Kreis, in dessen Mitte ein länglich zusammengeschlagenes schwarzes Tuch lag. Auf dieses Tuch war ein kleiner schwarzer Zauberstab hingeworfen; auf der Mitte des Tuchs stand die vorerwähnte kleine Todtenlampe; und neben dem Tuch ein viereckigtes Kohlenbekken mit fast ausgebrannten Kohlen, ungefähr in der Form, wie solches in Funks natürlicher Magie, Taf. V. Fig. 22 abgebildet steht.

Ich umschaute sorgfältig alle Verhältnisse des Zimmers; vorzüglich bemühte ich mich, zu sehen: ob nicht irgendwo einige elektrisch: Konduktors, als eiserne Stifte, ausgespannte Ketten oder Drat, verborgen wären. Ich konnte aber von allen diesem wegen des wenigen Lichts nichts entdekken, auch sonst nichts verdächtiges wahrnehmen, als: daß mir die uns gegenüberstehende Wand keine Kalkmauer, sondern eine dünnere, durchsichtig wer-

werden könnende, Wand schien *). Ich machte dies meinem Nachbar bemerklich; und der Erfolg zeigte, daß ich nicht irrete. — Inmittelst verschiedne von uns sehr launigte Anmerkungen über die lächerliche Scene, und unsere Versammlung selbst, machten; bat der Zauberer um einige Aufmerksamkeit. Er redete uns in französischer Sprache folgendergestalt an — und so schwer es auch ist, sich einer so sonderbaren Rede nach Verlauf von einiger Zeit genau zu erinnern, so will ich mich dennoch bemühen, sie hier mit seinen eigenen Worten niederzuschreiben.

„Meine Herren (sagte er) da Sie Sich einmal „entschlossen haben, dieser Versammlung beizu„wohnen, so muß ich Sie ersuchen, Sich der „Wichtigkeit der Sache wegen zu sammlen. Sie „sind, ja ich kann es Ihnen nicht bergen, Sie sind „insgesammt mit den größren Gefahren umgeben; „und auch mir drohet schrekliche Gefahr. Jedoch „kann allem Uebel und Unglük vorgebeugt werden, „wenn Sie pünktlich demjenigen Folge leisten,



*) Ich habe nachmals Gelegenheit gehabt, das Zimmer näher zu untersuchen: es ist mit einer Bretterwand abgeschlagen, aus deren Mitte die Bretter auf eine Oefnung von etwa 6 Fuß weggenommen worden. Die Wand war mit doppeltem feinen Papier überzogen; nur der Theil, welcher die gedachte Oefnung verschlossen, fehlte; mithin war nicht auszumachen: ob dies Papier oder Felle gewesen.

„was ich Ihnen befehlen werde.“ — Hier stammlete ihm die Zunge; weil er selbst fühlte, wie unverschämt es war, sich eines solchen Ausdruks zu bedienen. Ich läugne es nicht, mein ganzes Gefühl entbrannte, zu hören: daß ein so elender Gaukler sich erdreistete, eine so angesehene und unbefangene Versammlung in einem Tone anzureden, durch welchen sich kaum ein zehnjähriges vernünftig erzogenes Kind würde haben erschrekken lassen. Der gröſte Theil der Gesellschaft brach daher auch in ein lautes Hohngelächter aus, und rief: Das wollen wir erst hören! — „Sie „werden daher belieben“ (fuhr unser Zauberer fort) „Sich die Hände zu geben, unverändert auf „Ihren Plätzen zu bleiben, und ruhig dasjenige „zu erwarten, was sich ereignen wird. Vorzüglich bitte ich, mich nicht zu unterbrechen, oder „Sich Ihre Bemerkungen mitzutheilen, weil ich „sonst keinem für die daraus erwachsende Gefahr „einstehen kann.“ — Wir gaben uns zum Schein die Hände; ich bat aber einen Augenblik nachher meine Nachbaren, mich loszulassen, weil ich besorgte, Herr Philidor mögte uns einen elektrischen Schlag beibringen.

Dieser trat hierauf in den Zirkel, legte den Zauberstab zur Seite, hob die Lampe von dem schwarzen Tuch, setzte solche in den Kreis, nahm das schwarze Tuch, entwikkelte dasselbe, und strekte es längs der uns entgegenstehenden Wand zur Erde;

Erde; ein zweites darunter liegendes schwarzes Tuch strekte er darneben, setzte das Kohlenbekken in die Mitte des Kreises, hob den Zauberstab auf, und löschte endlich die Lampe aus.

Nun befanden wir uns in einer völligen Finsterniß; außer daß die Kohlenpfanne einen kaum sichtbaren widrigen Schein auf das schwarze, die ganze Länge der Wand haltende Tuch, verbreitete. Aus dem starken Geräusch eines aufgewikkelten Papiers urtheilte ich, daß uns der Zauberer nach gewöhnlicher Art mit einem betäubenden Geruch erquikken würde. Auch sahen wir einen Augenblik nachher die Kohlen sich etwas beleben, und einen dikken weißen Rauch aufsteigen, welcher sich in ungeheurer Menge mit ziemlich widrigem Geruch im Zimmer verbreitete. Nachdem dieses vollendet war, schlug der Zauberer verschiedene Zirkel mit seinem Stabe um sich, wie wir aus dem Scharren auf dem Fußboden hören konnten, und hub nunmehr seine Beschwörungen an. Die Worte, die er hierbei sprach, konnte ich nicht verstehen, weshalb ich sie hier nicht hersetzen kann; außer daß der ehrfurchtswerthe Namen Jehovah öfter darin vorkam.

Kaum hatte er diese Beschwörungen angefangen, als sich ein wirklich ungemein heftiger Donner, welcher das ganze Zimmer erschütterte, um und über uns verbreitete. Da mir die Art, wie solcher Donner gemacht wird (nehmlich vermöge

eines großen, auf einem tiefen Rahm gespannten Trommelfelles, auf welches man mit geballter Faust wiederholentlich schlägt) sehr gut bekannt ist*); so rief ich dem Zauberer zu: dieser Donner erschrekt mich nicht, ich könnte solchen zur gelegenen Zeit und an gelegenem Ort erwidern lassen. Er gebot mir, stille zu sein; und nun rief er: Geist, ich gebiete dir, zu erscheinen!

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ich oben an der Dekke in gleicher Entfernung von den beiden Seitenwänden, wo wahrscheinlich die falsche Wand befestigt war, zwei Pünktchen Licht entdekte. Hieraus urtheilte ich, daß nunmehr das Licht, vermöge dessen die Figur im Durchschein (Transparent) an der Wand erscheinen sollte, in das Nebenzimmer herbeigebracht werde. Wir wurden auch gleich an der Wand gewahr, daß sich ein Strich, von ungefähr 3½ Fuß hoch, erleuchtete, und sich allmählig zu einer vollkommnen Figur ausbildete**); welche wir einstimmig,

*) Der Ausländer wegen, merken wir an: daß der hochachtungswürdige Herr Verfasser dieses interessanten Aufsatzes zugleich „Generaldirektor der Königl. Schauspiele„ ist. A. d. E.

**) Verschiedne der zugegen gewesenen Herrn Zuschauer sind der Meinung, daß die Figuren in Lebensgröße, Andre, daß sie in der Höhe von 5 wenigstens 4 Fuß erschienen. Wenn ich aber bedenke, daß das ganze Zimmer höchstens 8 Fuß hoch war, und dasjenige abrechne, was oben und unten

nig, an dem ſtark hervorragenden Kinn, der groſſen Perüke, und dem ſehr gebeugten Rükken, nach den bekannten Büſten und Kupfern, für die Figur des berühmten Herrn von Voltaire erkannten. Ich ſah nun deutlich an einer die Figur quer durchſchneidenden dunkeln Linie, daß die Wand aus zuſammengeleimten Fellen oder Papier beſtand. Verſchiedene der Zuſchauer riefen einſtimmig: „Elende und ſchlecht ausgeführte Erſchei„nung eines gewöhnlichen Transparents!“ — Der Zauberer ermahnte uns ernſtlich, uns ruhig zu verhalten, und uns und ihn nicht den ſchreklichſten Gefahren auszuſetzen. Wir lachten herzlich, baten ihn, unſerthalben unbeſorgt zu ſein, und fortzufahren. Er gebot alſo, ſeinem Ausdruk nach, dem Geiſt, zu verſchwinden: und das Transparent verlor ſich allmählich.

Er kündigte uns nunmehr die Erſcheinung eines Geiſtes an, für welchen, wie er ſagte, wir hoffentlich mehr Ehrfurcht haben würden. Nach vorher gegangener Räucherung, Beſchwörung, und erreg-



unten an der Wand weiß blieb; ſo glaube ich, daß die Gröſſe der Figur zwiſchen 3 und 4 Fuß am richtigſten zu beſtimmen ſei. Ich führe dieſen an ſich unerheblichen Umſtand bloß deshalb an, um zu zeigen: wie verſchieden auch wirklich unbefangene Perſonen in dergleichen Fällen ſehen; und wie wenig alſo denenjenigen zu trauen iſt, die nicht unbefangen, ſondern zur Annahme alles Wunderbaren geneigt ſind.

tem Donner, erschien nunmehr, auf die nehmliche Art, wie vorher, die Gestalt des verewigten großen und unsterblichen Königs **Friedrich** des Zweiten. Ein großer Hut, eine blaulicht scheinende Uniform (auf welcher Knöpfe, Ordensstern und Schärpe in einem hellern Licht erschienen), mit einem Degen an der Seite, einem Stok in der Hand: — alles dies stellte ziemlich richtig dasjenige im Umriß dar, was wir in Kupfern und Bildern zu sehen gewohnt sind. Da die vorige Figur im Profil, diese aber en face erschien; so riefen verschiedene Zuschauer: Wir können keine Gesichtszüge erkennen. Der Zauberer antwortete hierauf ganz laut: „Ich „bin sehr verwundert, meine Herren, daß Sie „die Gesichtszüge eines Geistes deutlich erkennen „wollen.“

Hier verging mir alle Geduld; um aber nichts zu übereilen, rief ich ihm zu: „Mein Herr! ant„worten Sie mir bestimmt! Soll die elende Gau„kelei, die Sie uns hier vormachen, für etwas „mehr als ein Schattenspiel, oder ein anderes „optisches Spiel, gelten?“ — Ich hoffe, daß Jeder, der mich kennt, überzeugt ist, daß eine gesunde und unbefangene Vernunft, und die ungeheuchelten Begriffe, die ich von der Größe, Güte und Gerechtigkeit Gottes nach der deutlichen Lehre Jesu hege, mich fest überzeugen müssen, daß kein sterblicher Mensch Geistern gebieten könne; daß mithin deren Erscheinung unmöglich ist; meine Frage folglich

ich auch nicht auf einen Beweis, daß sie
Recht hätten, ankommen lassen. Ich will
Ihnen so viel sagen, daß ich in der That
so gut besonnen, als einer hierüber kann zu sein.
Ich habe mich nicht übereilt, ich habe
Ihnen nicht etwa aus Verdruß, oder
etwas um nur auf meiner Meynung zu beharren, widersprochen. Ich habe
die Sache reiflich überlegt, und ich bin
noch jetzt der Meynung, daß es besser
gethan hätte, wir wären bey der bisherigen Verfassung geblieben. Ich
habe Ihnen meine Gründe gesagt, und
sie sind so, daß sie Ihnen schlechterdings
nicht einleuchten können. Ich wünsche
nur, daß Sie Recht haben werden, und
daß ich mich in meinen Folgerungen
irre.

Man sieht, daß Sie, und ihr Hr. Vater, sich
[1] Ich habe mich nicht übereilt, ich habe Ihnen nicht etwa aus Verdruß, oder etwas um nur auf meiner Meynung zu beharren, widersprochen. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und ich bin noch jetzt der Meynung, daß es besser gethan hätte, wir wären bey der bisherigen Verfassung geblieben. Ich habe Ihnen meine Gründe gesagt, und sie sind so, daß sie Ihnen schlechterdings nicht einleuchten können. Ich wünsche nur, daß Sie Recht haben werden, und daß ich mich in meinen Folgerungen irre.

widrige Empfindung zur Ruhe zu bringen, oder wohl gar in Schrekken zu setzen. Er gebot uns also: wegen der großen Gefahr, worin wir uns durch unser Betragen versetzt hätten, die Hände recht fest zu halten; und rief demjenigen von uns, der am linken Ende oben an stand, zu: dasjenige geschwind zu ergreifen, was er ihm darreichen würde. Wir hingegen riefen ihm zu: es nicht anzunehmen; und einige der Zuschauer kündigten mit sehr gesetztem Tone dem Zauberer an: daß, wenn er uns einen elektrischen Schlag beibrächte, er solches ernstlich bereuen würde*). — Da ihm auch diese letzte Hofnung fehl geschlagen, verlor er ganz alle Fassung: er sprang ängstlich hin und her, und bat nun, da noch verschiedne auf die Erscheinung des Teufels beharreten, dringend: ihn hiermit zu verschonen. Dagegen schlug er vor: den Vater des vorerwähnten Fremden nun erscheinen zu lassen.

Nachdem solches endlich bewilliget worden, ließ er das Bild des verstorbnen Königs verschwinden, erneu-

*) Da ich nach Philidors Abreise das Zimmer untersuchte, fand ich noch viele kleine Nägel auf dem Fußboden an den Wänden rund herum eingeschlagen, an welchen ein dünner Eisendrat befestiget gewesen, wie aus vielen Ueberbleibseln deutlich zu ersehen war. — Ich vermuthe: daß, in dem nehmlichen Augenblik, als er uns mit dem elektrischen Schlag zu züchtigen gedachte, er vermöge dieses Drats einige brennbare Sachen entzünden wollen, um das ganze Zimmer wie in Feuer stehend darzustellen.

erneuerte das Räuchern, wiederholte die Beschwörung, unter öfterm Aussprechen des Namen Jehovah; und nun erschien die Gestalt eines Petitmäters im modernen Frak, wie man solche im Modejurnal und in Taschenkalendern zu sehen pflegt: welche dann einem betagten seit langen Jahren verstorbnen Engländer nicht sehr gleichen konnte.

Inmittelst nahm der Rauch in dem fast hermetisch verschlossenen kleinen Zimmer bis zum Unausstehlichen zu; und die Gesellschaft, ermüdet ob der elenden Gaukelei, rief einstimmig: „Man öfne „die Thüre! Licht herein! daß der Betrug näher „entdekt werde!“ — Der Zauberer bat, noch die Erscheinung des Königs Heinrich IV anzusehen. Da aber die Beklemmung mit jedem Augenblik zunahm, und keiner der Zuschauer Lust bezeigte, hier länger zu verweilen, vielmehr mit Ungestüm gerufen ward, die Thüre zu öfnen; so sah er sich gemüssiget, sich diesem Begehren zu fügen.

Ich stand dergestalt, daß ich mich durch Oefnung der Thüre von den mir rechter Hand stehenden Zuschauern abgeschnitten befand. Bei dem durch die geöfnete Thüre einfallenden Abendschimmer ward ich gewahr, daß der Zauberer den der Thüre geradeüber stehenden Obertheil der Barriere aufgehoben hatte, um dergestalt durch Ueberlehnung des Körpers die Thüre aufschließen zu können.

nen. Ich schob die Thüre wieder zu, und sagte ihm: „Mein Herr, ich bitte die Barriere zu öf„nen, ich will herein.“ Er verbat solches, und legte sich mit vollem Körper auf dieselbe. Ich ermahnte ihn ernstlich, sich nicht zu widersetzen; und da die hinter mir befindlichen Zuschauer mit Ungestüm riefen: „Licht her, daß der Betrüger gänz„lich enthüllt werde!“ so trat er zurük. Ich stieg also ruhig über die Barriere: ob mir jemand folgte, konnte ich wegen der großen Dunkelheit nicht bemerken. Hier erwartete ich nun sicherlich, durch Berührung einiger versteckten Konduktors einige elektrische Schläge zu bekommen; da dieselben aber nicht leicht gefährlich sind, so ging ich ruhig die Wand entlang, schlug mit umgedrehter Hand auf dieselbe, und indem ich mich von meiner Muthmaßung überzeugte, rief ich den Zuschauern zu: „Die Wand ist zum Theil von Trommelfell oder „zusammengeleimtem Papiere; und daß man auf „dieser, vermöge einer Laterna Magika oder eines „in Oel getränkten Bildes, hinter welches ein Licht „gestellt wird, alles was man will erscheinen ma„chen kann, ist kein Wunder.“

Der enthüllte Zauberer stand nunmehr, mit seiner inmittelst herbeigeeilten Frau, sehr betreten da, und sah nun wohl, daß alle geschöpfte Hofnung der süßesten Aussichten, durch den Mangel des Wunderglaubens bei dieser Gesellschaft, vernichtet war.

war. Wir warnten ihn ernstlich, sich vor dergleichen Betrügereien inskünftige zu hüten, weil solches vielleicht nicht immer so gut für ihn ablaufen möchte *); und verließen hierauf, unter vielem Lachen, die häßliche Scene, mit dem herzlichen Wunsche: daß doch alle diejenigen, welchen dergleichen Dinge im ernstlichen Tone vorgetragen werden, so wie wir, prüfen und untersuchen mögten, um sich zu überzeugen, daß bei allen solchen, wenn gleich unnatürlich scheinenden, Dingen doch sicherlich die natürlichsten, obgleich uns zuweilen verborgenen, Ursachen zum Grunde liegen.

v. d. Reck.

*) Zur Ehre eines Hochlöblichen Polizeidirektoriums muß ich hier anführen daß es den andern Morgen früh von dem ganzen Vorgang unterrichtet gewesen, den Philidor gleich zur Verantwortung gezogen, demselben dergleichen Gaukelei untersagt, Seinen Bericht höhern Orts erstattet, und den Allerhöchsten Befehl erhalten: „dergleichen „gegen die Religion und guten Sitten anstoßende „Gaukeleien nicht zu gestatten, vielmehr den Zau„berer so fort von hier zu entfernen.“

6.

# Erzählung einer neulichen Geisterzitation in Berlin.

## Von einem Augenzeugen *).

Selbst eine Pfuscherei in Swedenborgs, Schröpfers und Kagliostros Handwerk liefert einen nützlichen Beitrag zur Geschichte der modernen geheimen Künste: theils in sofern sie die Mannichfaltigkeit oder den Mechanismus des Betruges aufdekt; theils, in sofern sich aus dem Betragen der Zuschauer die Stimmung und Empfänglichkeit der Ortsbewohner für solche Alfanzereien beurtheilen läßt. Den Berlinern kann daher die Bekannt-

ma-

*) Es wird dem Publikum gewiß angenehm sein, zwei Berichte, beide von Augenzeugen, über diese Sache zu lesen; und für die Berl. Monatsschrift ist es schmeichelhaft, daß angesehene Männer die von ihnen beobachteten merkwürdigen Vorfälle in dieser Hauptstadt, in der Monatsschrift erzählen wollen. Die kleinen Verschiedenheiten in den Vorstellungen von Nebenumständen sind nicht bloß für die Wahrheit der Geschichte unnachtheilig, sondern bestätigen dieselbe vielmehr, und sind auch sonst (wie beide Herrn Verfasser anmerken) lehrreich. Wir wünschen übrigens jedem Orte in Deutschland, wo dergleichen Gaukeleien getrieben werden, eine Gesellschaft von solchen unbefangenen unleichtgläubigen Zuschauern und von solchen einsichtsvollen wahrheitliebenden Forschern. A. d. H.

bedeutet aber ungültige Urkunde nicht unmöglich, sondern nur unwahrscheinlich. Es kann also dem Gericht nicht verwehrt werden, die Urkunde als Beweismittel zu benutzen, ist sie von seinem Inhalt so überzeugt, daß es keine Zweifel mehr hegt.

Es muß aber genauer gesagt werden, daß die Urkunde nicht nur unwahrscheinlich, sondern unmöglich ist. Denn wenn sie nur unwahrscheinlich ist, so kann sie dennoch wahr sein, und es kann nicht verwehrt werden, daß das Gericht sie benutzt, wenn es von ihrer Wahrheit überzeugt ist. Es kann also nicht gesagt werden, daß die Urkunde ungültig ist, wenn sie nur unwahrscheinlich ist.

---

1) Kammergericht, Präsident von der Recke, Entscheidungen des Kammergerichts in Sachen der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, Band 1, S. 1 ff. Der Fall ist folgender: Ein Testament ist verschollen. Es wird ein Abschrift vorgelegt, die aber nicht beglaubigt ist. Das Gericht hält sie für echt und will sie benutzen.

wafnung noch eine andre sehr ersprießliche Absicht gehabt haben mag. Sie wurden darauf im zweiten Stokwerk in ein länglichvierekkigtes Zimmer mit geweißten Mauern und mit zwei Fenstern und einer Thür, und in demselben auf einen mit Latten abgesonderten engen Platz geführt, auf welchen an beiden Ekken eine metallne Hand hervorstand. Nahe an der Thüre, bei dem einen Ende des abgesonderten Platzes, stand ein Gehülfe des Künstlers. Im Zimmer war sonst nichts, als innerhalb einer auf dem Fußboden mit Kreide gezognen Ellipse, ein zusammengeschlagenes schwarzes Tuch, eine brennende Lampe, und ein Rauchfaß befindlich. Der Zauberer hielt überdem im Anfange ein brennendes Wachslicht in der Hand; und war, ohne irgend eine Auszeichnung, schwarz gekleidet. Er fragte seine Gesellschaft im pathetischen Tone: ob sie fest entschlossen wären, Geister zu sehen, und zu dem Ende sich den Gesetzen unterwerfen wollten, welche er ihnen vorschreiben müsse? Beides ward, mit einer wenig Ernst versprechenden Spötterei, bejahet. Er erinnerte sie nunmehr: daß er nicht, so wie Schröpfer, eine vierzehntägige Vorbereitung in der Diät zur Einweihung in diese Mysterien erfordert habe; daß er auch des sonst gewöhnlichen Hülfsmittels nicht bedürfe, zufolge dessen man sonst nur zwei oder drei Personen zuzulassen, und solche den ganzen Tag über in demselben Zimmer einzusperren pflege: wogegen er seine Zu-

schauer

schauer nicht einmal kenne. Nur verlange er, daß Niemand sich von der Stelle bewege, Niemand etwas angreife, Keiner während der Operation spreche, noch weniger einem Andern seine Gedanken über das Gesehene mittheile; Sobald eines von diesen Gesetzen übertreten werde, stehe er nicht mehr für die überaus große Gefahr, welcher sie sämmtlich dadurch ausgesetzt sein würden.

Ohne seinen Zuschauern die künftige Verschwiegenheit zu empfehlen, welche für ihn nützlicher, als alle übrigen Vorschriften gewesen wäre; legte er itzt das schwarze Tuch, als zu der Feierlichkeit wesentlich nöthig, auseinander, und bedekte damit den Fußboden längst der Zauberwand. Licht und Lampe wurden itzt ausgelöscht, und, in der völligen Dunkelheit, da es acht Uhr Abends war, und der Künstler auch die dichten Fenstervorhänge weislich niedergelassen hatte, benutzte er noch dazu das Rauchfaß auf eine für die Augen seiner Zuschauer sehr empfindliche Art. Mit väterlicher Sorgfalt erinnerte er sie nochmals in jeder Pause an die große Gefahr, in welcher sie sich befänden; empfahl ihnen sich die Hände zu geben, um nicht zu fallen, und denen beiden, welche an den Ekken standen, die metallne Hand anzufassen, welche er in der Dunkelheit für eine abgestorbene Hand (Main-morte) ausgab. Erst nachher ist bemerkt worden, daß dabei ein Eisendrat auf dem Fußboden herabgehangen habe, zu dessen besserer

Leitung der in dieser Gegend stehende Gehülfe des Künstlers dienen konnte. Die hiebei von einem erfahrnen Zuschauer mit Nachdruk gegebene Versicherung: daß durch die etwanige Anwendung eines zu empfindlichen elektrischen Schlages der Zauberer sich einer unangenehmen Erwiderung aussetzen würde, verstimmte zuerst den feierlichen mysteriösen Ernst, bei welchem allein eine Täuschung gedeihen kann. Sie schien indeß dem Theurgen das stille in sich gekehrte Wesen sehr natürlich beizubringen, welches er, als Schröpfers Schüler, billig im Anfang schon hätte annehmen sollen. Auch ward den Zuschauern, durch ihre häufigen witzigen Bemerkungen, itzt manche Grimasse entzogen, durch welche sonst der trotz aller Entwafnungs-Vorsicht furchtsam gewordene Künstler die Farce vielleicht noch lächerlicher gemacht haben würde. Die unterlassene Anwendung der Elektrizität mag dabei wohl der geringste Verlust gewesen sein. Aber vielleicht hätte der Magus sodann noch das Beschwörungsbuch und andere Amulete, auch Blik, Wind, Sturm, Regen, Hagel, Knall, drohende Bewegung und Sprache der Bilder, und einige der übrigen Kunstgriffe, welche Akustik, Optik, und magnetische Kraft darbieten, um Schrekken und Erwartungen zu erregen, zu Hülfe genommen. Und dann, könnte man sagen, wäre eine eigenmächtige genaue Untersuchung des Mechanismus eine zwekmäßige Bestrafung des Betrugs,

rungs, und für Andre die sicherste Verwahrung gegen Leichtgläubigkeit, gewesen. Itzt hingegen war das Lachen des Witzes und Spottes doch ein treffliches Mittel gegen die sonst leicht mögliche Wirkung der nur zu bald in Aufruhr gebrachten Phantasie; und zugleich ein deutlicher Beweis der Unbefangenheit und Kaltblütigkeit der Zuschauer.

Die Beschwörung nahm nun mit gebieterischer aber dumpfer und unverständlicher Stimme, nach einigem Hin- und Herschreiten im Kreise, mit dem Zauberstabe den Anfang. Es waren fast dieselben heiligen Worte, denen auch Kagliostro nach dem Zeugnisse der Frau von der Recke übernatürliche Kräfte beimißt*); mit Jehovah, dem Namen des beschwornen Geistes, und einigen französischen Formeln **) vermischt. Ueber dem Zimmer erdönte ein Donner, den man jedoch natürlicher in Schauspielhäusern zu hören pflegt; und das Lämpchen warf einige Funken von sich. Nach einigem Hin- und Herbewegen des Rauchfasses, und nach einigen in Extase auf die Zuschauer geworfenen Blikken, erschien auf ein lautes: Esprit, parois!



*) Nehmlich: Helion Me'ion Tetragrammaton. Man s. Frau v. d. Recke Schrift über Kagliostro, S. 66, 106, 107. Daß dieser Zauberer auch, wie der unsrige, das Stillstehn und Stillschweigen befahl, sieht man S. 68, 69.

**) Als: Parois, esprit terrible! Esprit terrible, epargne-moi!

an der von den Zuschauern etwa 12 Fuß entfernten weißen Wand der Geist Voltaire's, in weißem langem Gewande, mit rundem Haar, fast in natürlicher Größe*), und etwa einen Fuß über den Boden schwebend. Wie gewöhnlich, beurtheilten die Zuschauer die Entstehung des Phantoms nicht auf gleiche Weise: einigen schien es sich aus einem kleinen hellen sich allmählig erweiternden Punkt zu bilden; andere glaubten, die ganze Figur mit einmal, und nur nach und nach erhellt, erblikt zu haben. Das letztere entspricht den Muthmaßungen wegen des Mechanismus am besten. — Der Zauberer fragte, seines Verbotes vom Stillschweigen selbst uneingedenk, die Gesellschaft: ob sie den Geist erkennten; und wie man, unter mehrern nichts weniger als schüchternen Beurtheilungen, die fast unkennbaren Gesichtszüge deutlicher zu sehen wünschte, entschuldigte er sich damit, daß er sich nicht anheischig gemacht habe, Körper zu zeigen. Das Phantom schien sich im Profil etwas rechts zu bewegen; und würde ohne den dikken Rauch, wie ein Schattenspiel ohne Farben, oder wie eine vergrößerte jedoch weisse ombre chinoile geschienen haben. Es verschwand, nachdem der mitleidige Zauberer durch klägliche Beschwörungen und fast epileptische Verdrehungen, von den Zuschauern die Bestrafung ihres

*) Doch glaubten nachher einige Zuschauer diese und die folgenden Figuren kleiner, etwa nur 3 Fuß hoch, gesehen zu haben.

ihres ärgerlichen Unglaubens abgewandt hatte. Einige glaubten, es bei einer allmähligen Verkleinerung sich zurükziehen, andere nach einer nach und nach bewirkten Verdunkelung gleichsam auslöschen gesehen zu haben.

Ganz unabsichtlich brachte der Geisterbanner nun zur zweiten Erscheinung Friedrich den Großen *) in Vorschlag, welcher denn auch allgemein genehmigt ward; und hierauf, unter denselben Gaukeleien, mit einem Federhut, in Uniform (so viel man aus der fast unkennbar-bläulichen Farbe des Kleides urtheilen konnte), und noch dazu mit völlig hergewandtem Gesicht (en face) zu erscheinen sich herabließ, — aber in der ätherischen Luft etwas kleiner geworden war.

Darauf verschafte Herr Philidor seiner Gesellschaft, zufolge einer vorherigen Abrede, die Bekanntschaft des Vaters eines in der Gesellschaft befindlichen Engländers, wozu er sich sehr wohl hatte vorbereiten können. Der Geist war, nach dem Schnitt des Kleides zu urtheilen, in englischer Offizier-Uniform, nicht völlig in Lebensgröße, und mit sehr irdischen Fehlern im Bau und in der Proportion des Körpers begabt. Da der Künstler so wenig die Person dieses Verstorbnen gesehen, als

 dessen

*) Frédéric le Grand, waren die Worte des Aufrufs: ein untrüglicher Beweis, daß unsere Apotheosen auch im Himmel anerkannt sind.

dessen Bildniß vor den Oeuvres de Voltaire oder den Oeuvres posthumes de Frédéric II. gefunden hatte; so waren die Gesichtszüge völlig unkennbar. Auch verrieth es wenig Feinheit der Kunst, daß er nicht einmal den Vornamen des Verstorbenen vorher erforscht hatte; daher man beim Aufrufen des Familiennamens die Erscheinung des ganzen Geschlechts oder aller Namensverwandten erwarten konnte. *)

Das Augenscheinliche der Täuschung und die unangenehme Wirkung des stets verdikten Rauchs auf die Nerven, hatten den Zuschauern die Lust zur Verlängerung der Posse benommen: zumal da dieser ächte Theurg sich bloß auf gute Geister einschränken zu müssen vorgab. Vergeblich wollte er ihnen noch den König Heinrich IV. aufdringen, welcher wahrscheinlich hinter der Zauberwand bereits den Aufruf erwartete. Man gönnte ihm aber gern diese Neuheit zu einer zweiten Vorstellung; welcher er sich auch, ohne höhere Befehle, vor leichtgläubigern Jüngern nicht entzogen haben würde.

Was den Mechanismus betrift, so ist solcher wohl nicht von den in Funks natürlicher Magie

S. 150

*) In den Namen sind die Geister überhaupt oft unglücklich. Einst zitirte Kaalrostro mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten einen stattlichen Geist „in langem „weißen Kleide, mit goldner Krone auf dem Haupte, „und rothem Kreuze vor der Brust; der aber, als er „befragt ward, seinen eigenen Namen vergessen hatte. Man s. Frau v. d. Recke angeführte Schrift S. 106.

Es war der Abschluß, der dem Ganzen seine Weihe gab, indem er Alles um einen hohen Standpunkt erhob, von dem aus es sich in seiner Bedeutung und Größe erst recht übersehen ließ. Es war der Abschluß, der uns in die Stimmung versetzte, mit der wir Abschied nehmen von dem Ort, der uns so lange Zeit Heimath gewesen, und der uns so theuer geworden ist, daß wir ihn nicht ohne Wehmuth verlassen können.

Und diese Stimmung, sie war es, die uns auch in dem Augenblicke beherrschte, als wir, Jeder in seiner Weise, unsere Gedanken und Empfindungen zu Papier brachten, um sie dem Lehrer, dem Freunde, dem Führer, dem Rathgeber, dem Vater zu übergeben, der uns Alles war, was wir in unserer Jugend nur Gutes und Edles hatten lieben, achten und verehren können. Und wenn wir jetzt, da wir diese Blätter aus unserer Hand legen, um sie in die seinige zu legen, uns nicht mehr so ganz in jener Stimmung befinden, so ist es nur, weil wir uns bereits wieder mitten in das Leben hineingestellt haben, das uns nicht gestattet, lange bei Erinnerungen zu verweilen, sondern uns immer wieder auf die Gegenwart hinweist, und uns nicht einmal Zeit läßt, uns zu sammeln, um uns über unsere Empfindungen klar zu werden.

licher gewesen sein. Itzt möchte man sie aber fast für den ersten Versuch halten, zu welchem sich der Künstler aus dem Kardan, Porta, Wiegleb, und Funk, die Materialien gesammelt haben mogte.

Berlin, d. 4 April 1789. S.

7.

## Neue chemische Untersuchung des Semlerischen Luftgoldes.

Als ich im Junius 1787 dieser Monatsschrift (S. 574. f.) dem Publikum den Bericht über das von Herrn D. Semler hieher gesandte Luftgold mitgetheilt hatte, blieb mir nichts weiter übrig, als die Hofnung, daß vielleicht die Zeit, oder irgend ein günstiger Zufall, einen Funken von Mißtrauen in die Seele des Hrn D. S. selbst werfen, und denselben zum hellern, die Finsterniß seiner Golderzeugung zerstreuenden, Lichte darin anfachen mögte.

Herr D. Semler hatte die Güte, im Oktober v. J. unter andern abermals eine Portion seiner „solarischen Erde," in Gestalt einer schwärzlichen feuchten und fauligen Masse, nebst seinem, zum Imbibiren derselben benöthigten, das Sperma oder Semen Solis enthalten sollenden Liquor, mir zu senden; mit der Anweisung, wie ich damit zu verfah-

fahren habe, um darin, eben so wie Er, das philosophische Gold aufwachsen zu sehen. Und in einem andern Briefe vom 7 Febr. d. J. wiederholte Er seine Ueberzeugung von dem gewissen Erfolge mit den Worten: „Sie sollen und müssen vege-„tationem auri in großen foliis sehen.“ — Unter dem 16 März d J. stattete ich an Hrn. D. Semler darüber meinen Bericht ab, aus welchem ich, was die Hauptsache betrift, Folgendes mittheile.

Es würde mir das größte Vergnügen gewährt haben, wenn ich recht bald von dem guten Erfolge meiner Versuche mit den Materialien zur Golderzeugung, welche Ew. Hochwürden mir zuzustellen die Güte gehabt, hätte Nachricht geben können. Sogleich, als ich selbige empfing, schritt ich dazu, und verfuhr dabei folgendergestalt: Ich theilte die mineralisch-solarische Erde in zwei gleiche Theile, wovon ich jede genau mit einer Lupe durchsuchte, und auf diese Weise bemerkte, daß bereits Goldflitterchen darin befindlich waren; jedoch unendlich klein, und von äußerst geringer Menge. Jeden Theil that ich in eine besondre Phiole; den ersten übergoß ich mit dem von Ew. Hochwürden dazu mitgesandten Liquor mineralis, in solchem Verhältniß, daß die Mischung etwas dünnflüssig erschien; den andern Theil aber übergoß ich im nehmlichen Verhältniß mit destillirtem Wasser. Beide Kölbchen stellte ich, aus Furcht, mit zu starker Hitze vielleicht etwas zu versehen, auf eine mäßig warme Stelle des Stubenofens, woselbst sie bis heute, also beinahe 5 Monat lang, gestanden haben, und währender Zeit nur dann

und wann zum Besehen, und wenn es nöthig war, zum Nachgießen der Flüssigkeiten, in die Hand genommen worden sind. Allein, die Mischungen in beiden Phiolen sind noch heute in dem nehmlichen Zustande, als den ersten Tag, und von dem Aufwachsen des Goldes hat sich nicht die mindeste Spur gezeigt. Siehet man unter öfterm Umrütteln genau nach, so kommt hie oder da ein Goldflitterchen zu Gesicht; allein in keinem andern Verhältniß, als ich sie in der schwarzen Erde, vor der Uebergießung mit dem golderzeugenden Liquor, schon bemerkt hatte. Diese Erde ist, in Rücksicht der Menge der beigemischten Goldblättchen, gar nicht mit jener, welche Ew. Hochw. mir vordem zu senden die Güte hatten, zu vergleichen, als welche davon gewiß über 100 mal mehr enthielt. — Daß ich wissentlich nichts versehen habe, kann ich auf Treu und Glauben betheuren; auch habe ich Dero Anweisung mehrern kunstverständigen Freunden vorgelegt, mit dem Ersuchen, zu prüfen, ob und worin ich etwa den Sinn der Vorschrift verfehlt haben könnte.

Um zu erfahren, ob diese gelinde Digestionswärme etwa zu schwach sei, übergoß ich einen anderweitigen Antheil der Erde mit dem Liquor, und brachte es in ein Sandbad; allein auch hier hatte kein Aufwachsen des Goldes Statt. — Bei dieser widersprechenden Erfahrung muß mir der Ursprung des Goldes immer räthselhafter werden, welches Sie fortwährend als sichtbar aufgewachsenes Gold, und in Quantitäten von mehrern Granen, sammeln zu können versichern; und ich gestehe, daß meine Neugierde, dieses mir unbegreifliche Wunderwerk selbst sehen und erfahren zu können,

Kenner, und bleibt eigener B. Dennoch scheint es mir nöth. Dr. Dede, indessen anderweitigen Verdienste ich alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, darauf mein Augenmerk zu richten, und ihn gegen meine eigene Beschuldigter zu führen, so wie ich es mit Dr. Hahnemann gethan habe. Ich will ihn also nicht als Gegner, sondern als Mitarbeiter betrachten und ihn bitten, mich in Ansehung der Wirkungen des Schwefels zu belehren, und mir seine in Ansehung dieses Mittels gemachten Erfahrungen mitzutheilen, und mich mit seinen Einwürfen bekannt zu machen.

S. 3. In den Sammelstudien, welche ich bisher über Dr. D. Grund- und Lehrsätze vorgetragen habe, hat Hahnemann[1] bei so vielen Gelegenheiten, wo ich ihn zu widerlegen glaubte, mir so viele Unrichtigkeiten und Irrthümer vorgeworfen, daß ich in der That für so viele Beschuldigungen eine Vertheidigung schuldig bin, und mich nicht wundern darf, wenn mir Dr. D. eine Vertheidigung abfordert. Ich will sie ihm geben, und ihm zeigen, daß ich nicht ohne Grund, und nicht ohne Ursache, mich gegen seine Grundsätze erklärt habe.

[1] Hahnemann hat auch Dr. Dede in seinen Schriften mehrmals widerlegt, und ihm Irrthümer vorgeworfen.

und von Ehre, und hat doch Adam eine Seele; ohne Unsterblichkeit wollen Viele, daß ein Mensch sterbe, wie ein Thier, und hat doch Adam eine Unsterblichkeit, und ist doch Adam ein Thier, wie alle andere Thiere. Ohne Gott wollen Viele, daß ein Mensch sein Leben habe, und hat doch Adam sein Leben von Gott, und ist doch Adam ein Mensch, wie alle andere Menschen. Ohne Sünde wollen Viele, daß ein Mensch sterbe, und ist doch Adam ohne Sünde gestorben, und ist doch Adam ein Mensch, wie alle andere Menschen. Ohne Sünde wollen Viele, daß ein Mensch sterbe, und ist doch Adam ohne Sünde gestorben, und ist doch Adam ein Mensch, wie alle andere Menschen. Ohne Sünde wollen Viele, daß ein Mensch sterbe, und ist doch Adam ohne Sünde gestorben, und ist doch Adam ein Mensch, wie alle andere Menschen.

Damit doch mehr erhellet, wie Adam, der Mensch, ohne Sünde gestorben, so will ich die Definition hierher setzen, die Augustinus, der heilige Augustinus, von dem Tode macht: Mors hominis est separatio animæ a Deo, et corporis ab anima. Der Tod des Menschen ist die Scheidung der Seele von Gott, und des Leibes von der Seele. Nun ist Adam, da er gestorben, nicht von Gott geschieden gewesen, denn er hat ja mit Gott geredet, wie ein Freund mit dem andern redet; er ist auch nicht von der Seele geschieden gewesen, denn er hat ja gelebt, wie ein Mensch lebt. Ist also Adam gestorben, und ist doch nicht von Gott geschieden gewesen, und ist doch nicht von der Seele geschieden gewesen, so ist Adam ohne Sünde gestorben, und ist doch Adam ein Mensch, wie alle andere Menschen.

„Es wahre nicht! — Doch wer Recht will, muß Recht thun. Ich will Ihnen Alles gestehen, was Sie wissen wollen, und Sie werden sehen, daß ich Ihnen Alles gestehen will.“

Der Richter ermahnte ihn, sich zu fassen, und sagte ihm, daß er ihn nicht eher verhören würde, bis er sich wieder gefaßt hätte. Endlich sah sich der Jude gezwungen, seine Sünden zu bekennen, und sagte: „Ich habe Ihnen Alles gestehen will, und Sie werden sehen, daß ich Ihnen Alles gestehen will.“

Der Richter sah ihn scharf an, und sagte: „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht verhören werde, bis Sie sich gefaßt haben. Sie sind noch nicht gefaßt. Sie sagen, daß Sie mir Alles gestehen wollen, und Sie wiederholen es schon zum dritten Male.“

Der Jude sah ihn mit einem Blicke an, der mehr Verwirrung, als Reue verrieth, und sagte: „Ich habe Ihnen Alles gestehen will, und Sie werden sehen, daß ich Ihnen Alles gestehen will.“

Der Richter

unternehmen gegen die Christen, die sich auf Christus eine Krone, die sie ihm auf sein Haupt setzen wollen, erfechten zu können, und sich dadurch in Gefahr setzen, ihre Seelen zu verlieren, da sie ja wissen, daß Christus sein Reich nicht in dieser Welt hat, und daß er sich nicht mit Gewalt, sondern durch Sanftmuth und Demuth, durch Leiden und Sterben, durch Gebet und Liebe, durch Lehren und Ermahnen, durch Wunder und Zeichen seine Herrschaft gestiftet hat, und sie auf diesem Wege erhalten will.

Wir, die wir Jesus seine Gottheit absprechen, wir sind nicht im Stande, ihm eine Krone zu verschaffen, wenn er sie haben will, und wir können ihm auch nicht helfen, wenn er sie nicht haben will. Wir können ihm also einen eigenen Dienst thun; wir können ihm die Ehre geben, die ihm gebührt, wir können ihn als unsern Erlöser, als unsern Gott, wenn gut ist, anbeten. Wir können ihm unsere Herzen und unsere Gemüther

hat, — Man würde mir dieses hoffentlich wohl auf mein bloßes Wort zutrauen; zumal da es gar keiner vorzüglichen Uebung oder Fertigkeit bedarf, um Goldschaum und ächtes Gold zu unterscheiden, folglich auch dieses Semlersche sogenannte Gold sogleich beim ersten Blik für das, was es ist, zu erkennen. Aber, ich habe noch — in der Rükſicht, Herrn D. Semler, wo möglich, von der wahren Natur und Beschaffenheit seines vermeinten Goldes zu überzeugen, — nachstehenden detaillirten, und durch Unterschrift von denjenigen verehrungswürdigen Personen, welche bei dieser Prüfung als Zeugen gegenwärtig zu sein die Güte gehabt, bestätigten Untersuchungsbericht hinzufügen wollen.

* * *

## Prüfung

### des vom H. D. Semler, im März dieses Jahrs hieher gesandten Luftgoldes, in Vergleichung mit unächtem Goldschaum, und ächten Goldblättchen.

Das vom Herrn D. Semler übersandte Luftgold betrug am Gewicht 2¾ Gran; an Flächeninhalt aber 49 Kubikzoll. Letzteres ergab sich daraus, daß, als von unächtem Metallgolde, welches mit dem Semlerschen Luftgolde durchaus gleiches Ansehens

und

...ung, daß die Erben ihrem Erblasser in ...
...ung, daß die Erben ihrem Erblasser in ...
...ung, daß die Erben ihrem Erblasser in ...

völlig zu einer sapphirblauen Tinktur aufgelöset.
c) Im dritten Gläschen blieb die Flüssigkeit völlig ungefärbt, und das Gold unangegriffen, zurük.

IV. In verschiednen Gläschen ward ein gleich grosser Antheil der drei Arten Goldes mit gefälltem Scheidewasser übergossen. Und nun wurden
a) das Semlerische Gold, so wie
b) das Metallgold, — unter Aufschäumen angegriffen und völlig verzehrt.
c) Das ächte Gold blieb, wie auch nicht anders zu erwarten war, durchaus unangegriffen und ruhig liegen.

V. a) Diese salpetersaure Auflösung des Semlerschen Goldes, mit flüchtigem Alkali bis zur Uebersättigung vermischt, gab eine klare sapphirblaue Tinktur. Nachdem hierauf das hervorstechende Alkali wieder durch Vitriolsäure gesättigt worden, wobei die blaue Farbe der Auflösung wieder verschwand, schlug sich daraus, auf blankes Eisen, metallisches Kupfer nieder *).
b) Die salpetersaure Auflösung des unächten Metallgoldes, eben so behandelt, verhielt sich in allem durchaus eben so.

VI. Noch wurde Beguins flüchtige Schwefelleber als Prüfungsmittel angewendet.
a) Das Semlerische Gold verlor, sobald es damit übergossen ward, schnell seine Goldfarbe,

*) Jeder der Anwesenden ließ, auf einem Schlüssel oder Messer, von diesem Semlerischen Golde einen Kupferstek entstehen, um von diesem Ungolde zum Andenken sich etwas mitzunehmen. B.

farbe, ward erstlich dunkelbraun, und fiel endlich in der Flüssigkeit als ein schwarzes Pulver auseinander.

b) Ebenderselbe Erfolg hatte bei dem Metallgolde Statt.

c) Das ächte Gold hingegen blieb ruhig liegen, und behielt seinen reinen Goldglanz ganz unverändert.

VII. Um zugleich die Beschaffenheit und Wirkung des vom Hrn. D. S. übersandten *Liquor mineralis* zu erfahren, ward auch damit Semlerisches Luftgold, unächtes Metall- und ächtes Blättergold, in drei verschiedenen Gläschen, übergossen.

a) Am Semlerschen Golde, wie auch

b) am unächten Metallgolde, — ließ sich sogleich keine Veränderung bemerken. Nach zwei Tagen aber hatte die Flüssigkeit in beiden Gläschen eine blaßgrünliche Farbe angenommen; die Metallblättchen gingen ihrer Goldfarbe nach und nach verlustig, und zertheilten sich, durch ein gelindes Schütteln, in kleinste Flitterchen. So daß auch in dieser Probe das unächte Schaumgold dem Semlerschen Luftgolde so ähnlich wie ein Ei dem andern war.

c) Auf das ächte Gold hingegen hatte der Semlersche Liquor nicht die geringste Wirkung.

Dieser Semlersche Stinkgeist stellt eine ungefärbte Flüssigkeit dar, deren widriger Geruch ungefähr mit demjenigen zu vergleichen ist, welchen animalische Exkremente bei ihrer Verwesung verbreiten. Er enthält eine schwache Säure, die sich darin entweder gänzlich, oder größtentheils, in ungebundenem Zustande befindet; welches die durch ihn bewirkte Veränderung der blauen Farbe

der

in Hinsicht seiner Verbindlichkeit gegen den Gläubiger, als wenn er selbst Schuldner wäre.

§. 2. Wenn aber der Bürge, ohne Vorwissen des Hauptschuldners, sich für ihn verbürgt hat, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 3. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 4. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 5. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 6. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 7. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 8. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 9. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

§. 10. Wenn der Bürge sich für den Hauptschuldner verbürgt hat, ohne dessen Vorwissen, so kann er sich an ihn nur alsdann halten, wenn er dadurch dem Hauptschuldner keinen Schaden zufügt.

b) Das unächte Metallgold betrug sich völlig eben so.

c) Das Blättchengold schmolz für sich zum Goldkügelchen, welches, hienächst noch eine Zeitlang mit Borarglas geschmolzen, dieses völlig klar und farbenlos ließ.

Zedlitz, Staatsminister.
Zöllner, Oberkonsistorialrath.
Biester, Königl. Bibliothekar.

Die Resultate dieser Versuche berechtigen zu folgenden Erklärungen.

Erstlich: ist es hiedurch physikalischgewiß und erwiesen, daß diejenigen gelbmetallischen Blättchen, welche Herr D. Semler für ein durch seine geheime Chemie erzeugtes, und in seinen Gläsern aufgewachsenes Gold anizt ausgiebt, nichts weniger als wahres Gold sind, sondern baares gemeines Metallgold, falsches Gold oder unächter Goldschaum; das ist, ein mit Zink versetztes Kupfer, also eine Art Messing oder Tombak, zu dünnen Blättchen geschlagen.

Zweitens: ist es höchstwahrscheinlich, ja fast moralischgewiß, daß Hr. D. S. durch leidenschaftlichen Hang zur Alchemisterei verblendet, von irgend Jemand, der diesen Goldschaum heimlich in

seine

seine Phiole zu bringen weiß, geäffet und betrogen werden muß.

Drittens: wird wohl dafür zu halten sein, daß, wenn Herr D. S. nach dieser ihm hiermit dargelegten Aufdeckung des ihm widerfahrenden Betrugs, dennoch fortfahren sollte, an seine Golderzeugung zu glauben, alsdann auch alle weitere Versuche, ihn aus seinem Irrthum zu retten, vergeblich sein mögten.

Berlin d. 16 April 1789. Klaproth.

8.

## Ueber die Veredlung des Advokaten-Standes in Frankreich.

Es ist wohl sehr überflüssig zu beweisen, daß gute Justiz ohne gute Advokaten fast unmöglich sei; die Sache ist deutlich, und auch anerkannt genug: wie man aus mehrern Versuchen sieht, die gemacht worden sind, um den gewöhnlichen Fehlern dieses Standes abzuhelfen. — Nützlicher ist es vielleicht zu sehen: welche Anstalten sich hierin bei unsern Nachbarn meist von selbst gemacht haben; und ob sich nicht manche davon auch bei uns nachahmen lassen. Hierzu werde ich einige Data liefern, welche nicht allgemein bekannt scheinen, und welche mir bei dem Lesen französischer Juristen vorgekom-

men sind. Aufmerksame Reisende können sie berichtigen und vermehren; und über ihre Anwendbarkeit in einzelnen deutschen Ländern mögen Männer urtheilen, welche mehr Lokalkenntniß haben als ich. Meine Vergleichungen mit Deutschland gehen bloß auf das Allgemeine.

In denjenigen deutschen Ländern, die ich näher kenne, besteht das Korps der Advokaten entweder aus jungen Leuten, die erst von der Universität zurükgekommen sind, — es ist gewöhnlich der erste Anfang der nicht-adlichen Juristen — oder aus alten Praktikern, die sich vorgenommen haben, beständig bei dieser weniger geachteten, abhängigen, aber, wenn man es recht versteht, einträglichern Lebensart zu bleiben. Die jungen Advokaten, welche es nur einige Jahre sein wollen, können leicht für ihre Klienten; und die alten, für die Justiz gefährlich werden. Erstere haben nicht, wie der junge Richter, gelehrtere oder doch bedächtigere Kollegen, ohne deren Einwilligung sie nichts thun dürften; und bei letzteren soll die Gewohnheit: jede Sache so vorzutragen, wie sie dem einen Theile vortheilhaft ist, und der Wunsch für recht schlau bekannt zu werden, oft schädlichen Einfluß auf den Charakter haben.

In Frankreich wird fast niemand Advokat, wer sich diesen Stand nicht für immer wählt. Wenn man sich der Justiz gewidmet hat, und nicht reich genug ist Rath oder Präsident bei einem Parlemente

lemente oder einem Provinzialgerichte zu werden (bekanntlich trägt diese Ehre kaum die Zinsen des Kapitals, welches man hineinstekken muß); so ist der Advokatenstand bei weitem der ehrenvollste. Es fehlt also nie an erfahrnen Advokaten; die rechtschaffensten und gelehrtesten Männer fahren fort, auf diese Art nützlich zu sein; und man verdenkt es ihnen so wenig, daß sie nicht Präsidenten werden, als man unter uns einem Arzte vorwirft, er sei nicht Minister.

Dieser Stand ist also geachteter, und schon eben deswegen oft achtungswürdiger, als bei uns. Es ist in Frankreich ziemlich allgemein angenommen: daß die Advokaten gelehrter sind, als die Richter. Dieser Umstand bei den mit schwerem Gelde erkauften Richterstellen läßt sich freilich, so wie jeder Vorzug der Geburt (denn auch das Vermögen hängt ja meist von der Geburt ab), auf einer lächerlichen Seite vorstellen. Man darf, um dies so zu finden, nur vergessen: daß ähnliche Vorzüge sich, ohne Ausnahme, bei allen kultivirten Völkern finden; daß auch wir in Deutschland Gerichte haben z. B. die militärischen, die Magistrate, u. a. wo nur ein einziges Mitglied ein Rechtsgelehrter sein muß; und daß endlich die Parlemente sich bei weitem nicht bloß mit bürgerlichen Prozessen, sondern auch mit Kriminal-Polizei- und Staatssachen beschäftigen, zu welchem große juristische Gelehrsamkeit lange so nöthig nicht

ihr, als Tyrannin, als — die Alte! — Und Sie, Sie, die Alte, — wenn Sie Ihnen nun die Geschichte erzählen, wie Sie mich — mich, Ihren Sohn, Ihr Kind — erhalten, — Sie, die Mutter, die Sie mich geboren, die Sie mich gesäugt, die Sie mich gepflegt, die Sie mich erzogen, die Sie mich geliebt haben, und die Sie mich lieben werden, bis Sie sterben, — Sie, die Sie mich kennen, wie Sie sich selbst kennen, — Sie, die Sie wissen, daß mein Leben Ihr Leben ist, — Sie, die Sie wissen, daß ich Ihnen mehr bin als Sie mir sind, — Sie, die Sie wissen, daß ich Ihnen mehr bin als Sie mir sind, — Sie, Sie,

beim Plädiren, verhüten parteiische Unterdrückung. — Bei uns erfährt niemand, ob ein Advokat Kenntnisse, Eifer und Freimüthigkeit zeigt, oder ob er unwissend, nachläßig und furchtsam ist: als der Referent, der Gegner, und die Partei.

Auch die Beschäftigungen der Advokaten selbst sind in Frankreich ganz anders als in Deutschland. Schon der Umstand, daß es besondere Prokuratoren giebt, scheint den Advokaten manche unwichtige und manche Handlung, wozu Rutine hinreicht, zu ersparen. Aber jeder Advokat ist auch sehr oft, und viele sind immer, nicht Sachwalter, die bei jedem Prozesse nur eine Seite sehen und zeigen dürfen; sondern wirkliche Richter, die durchaus beide unparteiisch sehen sollen, und die eben so viele Ehre davon haben, sie mögen sich für den Kläger oder den Beklagten bestimmen. Es giebt avocats consultans und avocats plaidans; aber auch letztere werden sehr häufig zu Schiedsrichtern gewählt, oder vom Parlamente ernannt; auch von ihrem Ausspruche appellirt man, mit Vorbeigehung der andern Instanzen, unmittelbar an das Parlement; und auch sie werden, einzeln oder mehrere zusammen, um ihr Gutachten über einen erst anzufangenden, oder itzt schon von ihren Kollegen betriebenen, Prozeß gebeten. Diese Sitte ist wohl für den Charakter und die Kenntnisse der Advokaten vortheilhaft; weit mehr als die, welche man in Frankreich und in einigen Gegenden von

Deutschland hat, daß die Advokaten oft zugleich gutsherrliche Gerichte verwalten: denn hier sind die Sachen meist sehr unbedeutend, vielleicht werden sie oft erst dadurch weitläuftig gemacht, und es kann manchen schädlichen Mißbrauch oder doch Argwohn veranlassen, wenn man seinen eigenen oder seines Gegners Advokaten zum gewöhnlichen Richter hat.

Im Baadischen hat der verstorbene Präsident von Hahn, ein Mann, der jede Einrichtung, die er für nützlich und gut hielt, in sein zweites Vaterland zu verpflanzen unermüdet strebte, eine sogenannte Konsultationsdeputation errichtet, die aus einigen Mitgliedern des Hofgerichts und einigen Advokaten besteht, und (für ungefähr einen Friedrichsd'or) Gutachten und schiedesrichterliche Aussprüche ertheilt. Diese Anstalt mag sehr nützlich sein; aber für die Advokaten hat die französische den Vortheil, daß sie sich auf mehrere unter ihnen erstrekt, und daß man gewöhnlich mit mehr Eifer arbeitet, wenn man für seine Person, als wenn man für ein Kollegium, das man bald wieder verläßt, Ehre oder Schande zu hoffen oder zu fürchten hat.

Sonst sind in Deutschland die Konsultationen ganzer Juristenfakultäten sehr gewöhnlich; und ich kenne ein sonst vortreflich regiertes Land, dessen Justizkollegium sich schon lange in Besitz gesetzt hat, jeden Prozeß — es versteht sich, auf Kosten

ſten der Parteien — durch einen eignen Kanzleiboten auf eine nahe oder entfernte Univerſität zu ſchikken. Der Bote bleibt da, bis er das Urtheil zurükbringt. — Ich geſtehe, daß ich hier die franzöſiſche Einrichtung ſehr weit vorziehe. Es iſt wohl ſehr ſimpel, daß man im Lande ſelbſt die Landesgeſetze und Gewohnheiten, das gerichtliche Verfahren, ſogar die Sprache beſſer kennt, als die juriſtiſchen Profeſſoren auf einer Univerſität ſie kennen, die an demſelben Tage einen Prozeß aus Jever und einen andern aus Schwaben entſcheiden ſollen. Es iſt begreiflich, daß dieſe oft eine Gewohnheit für unbewieſen halten, die gerade deswegen nicht bewieſen ward, weil an dem Orte ſelbſt niemand daran zweifelt.

Aber das Verſchikken der Prozeſſe an Juriſtenfakultäten dünkt mich auch aus ganz falſchen Begriffen von den Wiſſenſchaften überhaupt entſtanden zu ſein. Freilich, als jeder Theolog auch Beichte ſitzen und jeder Naturkundiger Rezepte ſchreiben mußte, da hätte man nicht verdient „in geiſt- und weltlichen Rechten gewürdigt“ zu ſein, wenn man auch nicht im Stande geweſen wäre, Prozeſſe aus allen Welt-Gegenden zu entſcheiden. Nebenbei mußte auch oft der Profeſſor des römiſchen Rechts von ſeiner Einnahme als Schöppe leben. Jtzt haben ſich die Zeiten geändert; man ſchikt die Civiliſten nicht mehr auf den Reichstag, und nicht mehr an fremde Höfe; der Lehrer der

Kirchen-

Verbindlichkeit auf Andere, daß sie dasselbe thun. Die Pflicht zur unvollkommenen Tugendart ist auf Niemand anders, als auf den Handelnden selbst eingeschränkt. Der, welcher dem Nothleidenden Hülfe leistet, kann nicht fordern, daß Andere ihm gleichfalls Hülfe leisten, und der Dankbare kann nicht fordern, daß Andere ihm gleichfalls Dankbarkeit erweisen. Jeder muß nach seinem eigenen Gutdünken in jedem besondern Falle bestimmen, wie er diese Tugenden ausüben will.

Es ist daher klar, daß jene, die unter die Pflichten der Gerechtigkeit und der Treue gehören, vollkommene Pflichten sind, weil sie Andere auf sie machen und auf sie Ansprüche erheben können. Wenn B. es kann jeder von seinem Nächsten fordern, daß er ihm nicht schade, daß er ihn nicht bestehle, daß er ihn nicht betrüge. Diese Pflichten sind, wenn schädliche Thaten sie verletzen, so beschaffen, daß sie Andere zu Strafen berechtigen. Niemand hat wohl das Recht, einen Andern zu strafen, weil er ihm nicht Gutes erwiesen hat, aber jeder hat das Recht, den Andern zu strafen, der ihm Böses zufügt, weil er dadurch die Pflicht verletzt, die Andere auf ihn machen. Die Pflichten der Gerechtigkeit und der Treue sind daher vollkommene Pflichten, weil sie Andere zu Strafen berechtigen, wenn sie verletzt werden.

lehrt werden kann, und bei dem Juriſten ein ſolcher einzelner Erfolg gar nie merkbar wird?

Ich weiß nicht, ob dieſe Gründe mich rechtfertigen, wenn ich glaube: daß bei der franzöſiſchen Einrichtung ſowohl die Rechtspflege als die Rechtswiſſenſchaft gewinnen könnten.

Göttingen. Hugo.

9.

## Erklärung des Fürſten von Heſſenſtein.

Le feu Roi de Pruſſe dans les oeuvres qui ont été imprimés après ſa mort, a permis à chacun de relever les mépriſes qui auroient pû ſ'y gliſſer; l'avant-propos pag. 12. y invite. J'en ai trouvé une qui me concerne. Elle a pu paroitre très-peu importante pour ce grand Prince, de même pour le Public; mais elle l'eſt infiniment pour moi, qui n'ai rien à perdre.

Il eſt dit p. 337 T. III. que le détachement que je commandois, avoit été enlevé en entier. Le fait eſt, que je fus attaqué, mais ce détachement ne fut pas pris. Il ſoutint l'attaque pendant deux heures, après quoi l'ennemi ſe retira. Je ne fus renforcé que le lendemain par quelques bataillons

de

de l'armée, & je reſtois encore pendant trois jours dans la même poſition.

La tendreſſe fraternelle m'oblige à relever encore une autre mépriſe Tome IV P. 240, où il eſt fait mention que feu mon Frère perdit 600 hommes & ſix Canons. — Il vint ſeulement au ſecours d'un détachement qui avoit perdu un canon & une vingtaine d'hommes, & il maintint le poſte pluſieurs jours.

Feu mon Frère ne commanda pas du tout au choc dont il eſt parlé dans la ſuite.

Fred. Guill. Prince de Heſſenſtein.

10.

## Nachricht von der Leopoldsſtiftung.

Dieſe wohlthätige, zum bleibenden Andenken des Märtyrers ſeiner Menſchenliebe des Prinzen Leopold von Braunſchweig errichtete, von ſo vielen edeldenkenden Menſchen aufs bereitwilligſte unterſtützte, und von des Königs Majeſtät genehmigte und beſtätigte Fundation iſt nunmehr völlig in Ordnung gebracht. Die dem Publikum auf dem letzten Blatte des gedrukten Denkmals und daraus

aus in der Berl. Monatsschr. 1787 Mai S. 503, f. vorgelegte Berechnung betrug, bis zum März 1787 an Einnahme 6966 Rthlr. 17 Gr.; und an Ausgabe 969 Rthlr. 14 Gr. 6 Pf. Seitdem sind hinzugekommen: Ausgaben (mit Einschluß der Belegung des Kapitals von 6000 Rthlr. bei der Landschaft) 6740 Rthlr. 8 Gr. 6 Pf. Einnahmen hingegen: 498 Rthlr. 1 Gr. 6 Pf. Daß also die ganze Bilanz so stand:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Sämmtliche Ausgaben betrugen | 7709 Rthlr. | 23 Gr. | Pf. |
| Die Einnahmen aber nur | 7464 — | 18 — | 6 — |
| fehlt: | 245 Rthlr. | 4 Gr. | 6 Pf. |

Diese fehlende Summe haben, damit an dem Kapital von 6000 Rthlr. nichts gekürzet werde, einige Mitglieder der stiftenden Gesellschaft aus eigenen Mitteln zugelegt.

Die Summa von Sechstausend Thalern ist also itzt bei der Kurmärkischen Landschaft, als unablösliches Kapital auf ewige Zeiten, zu fünf von Hundert jährlicher Zinsen belegt; die Obligation der Landschaft darüber ist vom 12. Juli 1787, und die Königliche Bestätigung vom 31. Januar 1788. Die Dreihundert Thaler Zinsen werden, der Stiftung gemäß, zur Feier des wohlthätigen Leopoldsfestes am Todestage des Prinzen (d. 27 Apr.) in der Garnisonschule zu Frankfurt a. d. Oder,

und

und zur Besoldung eines zweiten Lehrers an dieser Schule angewandt.

Bis izt hat die stiftende Gesellschaft selbst jährlich, von 1786 an, diese Feier des wohlthätigen Festes besorgt. Nunmehr aber, da alles völlig eingerichtet, und das zusammengebrachte Kapital gehörig beleget ist; hat sie die Hauptobligation, samt ihren Rechnungen und Papieren, dem Königl. Generalauditoriat übergeben, „unter dessen Verwaltung, Direktion und Aufsicht" (dem §. 3. der Stiftungsurkunde zu folge) „die stiftungsmäßige Anwendung des Fonds stehen soll." Das Generalauditoriat hat zufolge Seines Schreibens an die stiftende Gesellschaft vom 15 Febr. 1789 alles übernommen; und wird, in diesem und in allen folgenden Jahren, die Ausübung dieser wohlthätigen Fundation, von welcher also die stiftende Gesellschaft izt völlig abtritt, besorgen.

Berlin, den 2. April 1789.

# Berlinische Monatsschrift

## 1789.

### Sechstes Stük. Junius.

1.

## Vergleichung eines alten und neuen Soupé.

Nein, liebster Freund! Ihre Gesellschaften sind nicht mehr die meinigen; und ich genieße dabei nicht, was ich wohl ehedem bei einem Abendessen mit guten Freunden genossen habe: es sei nun, daß ich mit den Jahren den Geschmak an manchen Vergnügungen verloren habe, oder daß die junge Welt nicht mehr in meinen Ton stimmt. Das leztе scheinet mir fast das wahrscheinlichste; und dann würde es nur darauf ankommen, ob der alte oder der neue Ton der beste sei.

Kürzlich habe ich doch keinen vergnügtern Abend zugebracht, als bei der alten Frau Generalin S.., wo die Alten das Wort behielten, und die Jungen

sich in die Lippen beißen mußten. Aber zum Unglük für mich, hatte ich meinen Platz zwischen zwei jungen Damen erhalten, welche sich einander ihren Unwillen über dasjenige, was die Alten sprachen, nicht verhelen konnten, und sich eben nicht viel darum bekümmerten, was ich dabei denken mögte.— Ich weiß nicht, wie die Rede eben auf die blinden Hessen kam, als jemand fragte: woher es doch in aller Welt kommen mögte, daß man die Hessen blind nennte, da doch diese Nation gewiß eine der scharfsichtigsten in Deutschland sei? „O!“ rief der alte Präsident von Z... aus, „das will ich Ihnen wol sagen: die Hessen hießen ehemals Katten oder Khazzen, woraus zulezt Hessen geworden; und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Hessen mit jenem Sobriket beehret hat, welches itzt, da die Hessen nicht mehr Khazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Katten in beständigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerst aufgebracht.“ Meine jungen Damen bemerkten hiebei: daß der Pedant sich doch immer durch etwas verrathen müsse, wenn er sich auch in einen Präsidentenmantel gehüllt hätte.

Indem die Unterredung sich wieder auf einen andern Gegenstand gewandt hatte, erzählte jemand: Göthe habe vorigen Sommer in Rom einen Fuß bossirt, den die dortigen Kenner für ein Meisterstük des Alterthums gehalten. — „Seht doch! eine

litterarische Anekdote!“ hörte ich die eine von meinen Nachbarinnen sprechen.

Von Rom kam man durch die Wendung des Gesprächs auf die heutige Musik daselbst. „O! sagte einer, der kürzlich aus Rom gekommen ist: wir haben dort den ganzen Winter sonst nichts wie die Circe von Anfossi gehabt, ein sehr mittelmäßiges Ding, und wenn Pagliarotti in Venedig nicht noch die Ehre der Nation rettete.“ — „Ha! fieng die Eine an, er will auch hören lassen, daß er in Rom gewesen, und ein Kenner sei.“

Der Verfall der Musik brachte das Gespräch auf Rousseau, und von diesem auf Madame Warens. Hier kamen die Alten und Jungen hitzig an einander, bis endlich der Obristlieutenant F... dem Streite damit ein Ende machte, daß er sagte: der Charakter dieser Dame wäre so individuell, daß sich darüber im Allgemeinen gar nichts sagen ließe; und wer das schöne Wahre nicht fühlte, was Rousseau aus ihrem Charakter gehoben hätte, dem würde man durch das Mittel der Sprache nie einen Begriff davon beibringen.

„Quoique contre le Cid les critiques se liguent,
Le Public pour Chimene a les yeux de Rodrigue!“

fiel hier die alte Generalin ein; und befahl mit einer sichtbaren Rührung, ihrer Tochter, die zunächst bei dem Oberstlieutenant saß, ihn für sein Urtheil zweimal zu küssen: mit dem Beifügen, sie

würde es gern selbst gethan haben, wenn sie noch vierzig Jahre jünger wäre. — Hier konnten meine Nachbarinnen sich der Anmerkung nicht enthalten: daß die Frau Generalin in ihrer Jugend auch wol ein wenig mit der Madame Warens sympathisirt haben mögte.

Die Köpfe der Alten waren unterdessen durch den Befehl der Generalin etwas heiterer und lebhafter geworden; und indem sie behaupteten, daß dieselbe bei einem freundschaftlichen Soupé vielleicht itzt noch besser präsidire, als vor vierzig Jahren, kam man auf die Kunst im Alter zu gefallen, und hier gerieth die vortrefliche Frau in ein solches Feuer, daß meine Damen fast zugleich sagten: „Himmel! sie will noch brilliren.“

Wie sie unter andern behauptet hatte, daß Gutes thun jedes Alter gefällig machen könne, und daß das damit verknüpfte Vergnügen weit süßer sei, als die Liebe; widersprach ihr der Präsident, und deklamirte mit dem ihm eigenen Anstande folgende Verse, ich weiß nicht aus welchem alten Dichter:

Und wann ich auch einmal das seltne Glük ereile,
Daß ich mit einem Freund mein beßres Erbe theile:
So leidet nur mein Herz auf dieser seiner Höh.
Ihm thut des Freundes Dank und viele Mühe weh.
Kann ich wohl meine Lust und Größe mit ihm theilen?
Kann er mit so viel Ruh in meine Arme eilen,

Als ich Unglüklicher an seinen Busen flog?
Ist ihm so leicht als mir? Weiß er, was mich bewog:
Ob Freundschaft oder Stolz mein zärtlich Herze lenkte,
Als ich ihm gegen mich vielleicht nur Pflichten schenkte?
Bleibt nicht sein edles Herz stets furchtsam und beschämt;
Kann ich versichert sein, daß er sich niemals grämt
Mir dankbar und vielleicht beschwerlich sein zu müssen?
Und will ich dann auch nichts von seinem Danke wissen,
Vermehr ich nicht dadurch nur seine Quaal noch mehr,
Wird seine Last nicht selbst durch meine Güte schwer?
Wo aber bleibt nun hier des Wohlthuns eigne Freude,
Der Liebe Süßigkeit bei gegenseitgem Leide?

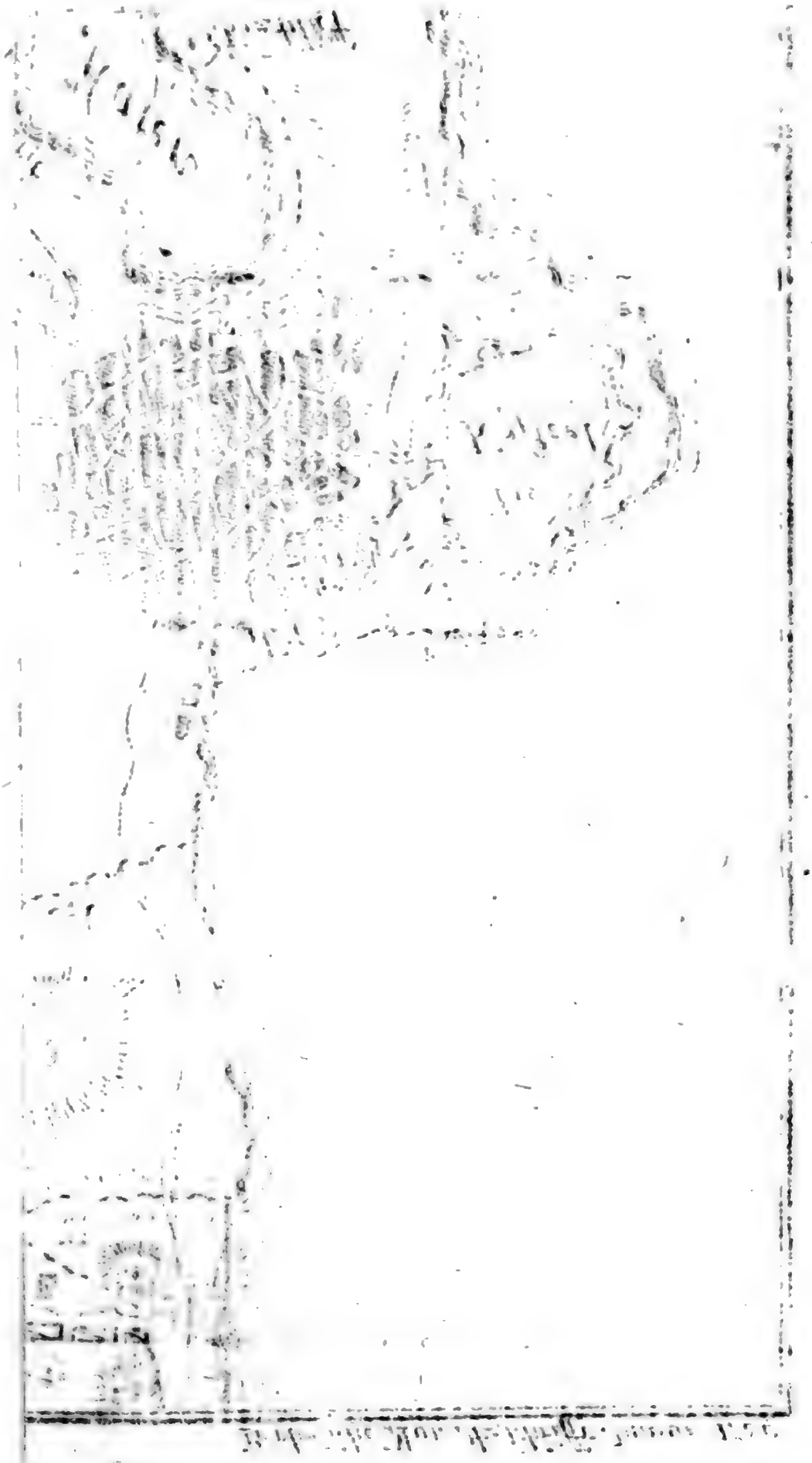
„Ist es doch nicht anders, Kusine, als wenn wir vor dem Theater wären!“ hörte ich die eine junge Dame zur andern sagen; „und dazu noch solche Poesie, die in funfzig Jahren keine Mode mehr gewesen ist;“ — indeß die Alten dem Präsidenten ein Bravo! zuriefen, und dabei ihre Gläser erklingen ließen.

Indem jetzt die Tochter der Generalin mit dem Obristlieutenant eine Pfirsche theilte, und ihm die Hälfte davon auf ihrer Hand reichte, gaben meine beiden Nachbarinnen sich einander sehr bedeutende Blikke: und wie jene es merkte, empfohl sie ihnen doch auch eine mit mir zu theilen. Diese dankten aber so hastig und eifrig dafür, daß das gute Mädchen,

chen, die sonst jedem in der Gesellschaft Herz und Verstand zu geben weiß, ohne selbst welchen zu zeigen, meinetwegen ganz verlegen darüber ward, und vielleicht etwas bitteres vorgebracht hätte; wenn nicht in dem Augenblik ihre Mutter mir die Hälfte einer Pfirsche, mit den Worten zugeschikt hätte: sie dürfte mit ihrem guten Herzen auch noch wohl ein wenig kokettiren. Und wirklich diese gute Frau kokettirte wie die göttliche Vorsehung beim Filicaja, die ad uno un detto ad altro un rifo giebt, und, wenn sie auch ihren Kindern zuweilen eine Bitte versagt, dennoch sempre madre e sempre amante bleibt.

Die Gesellschaft schied endlich um Mitternacht in völliger Munterkeit auseinander. Und nun frage ich Sie, liebster Freund: wenn nach dem neuesten Ton, der Witzige bei einem Soupé nicht brilliren, wenn der Pedant sein Stekkenpferd zu Hause lassen, und das Alter nicht vergnügt radotiren, wenn keiner eine Schwachheit zum Besten geben, oder sein Bischen Wissenschaft auskramen, sondern ein jeder, wie beim Diné, mit eingeschnürter Seele sich den Magen vollpropfen; wenn ein Kuß mit so weiser Sparsamkeit, und sogar auf mütterlichen Befehl gegeben, von besondrer Bedeutung sein soll; — ich frage Sie: ob das ein Soupé sei, wobei man sich nach einem wohlverbrachten Tage von der Arbeit erholen könne?

Osnabrük. Möser.



den 15ten Junius 1789.

# PLAN
von der Landun
der Russen auf
Insel METEL
und der Verbrenn
des Schiffswerftes

2.

# Nachricht von dem Russischen Seekriege wider die Türken.

(Fortsetzung; man sehe Septemb. 1788, S. 231.)

## Diesmal bis zum Ende des Feldzugs 1771.

Südlich von Thasso (Thasos), etwas entfernt von der Insel selbst, liegen einige kleine Inseln oder vielmehr Klippen, bei welchen die Flotte ankerte. Des ehemaligen Hafens der Insel, der von geringem Umfange gewesen sein muß, und wovon die gemauerte Einfassung zum Theil noch steht, bedienten sich bloß die kleinen Fahrzeuge und Schaluppen der Kriegsschiffe zu mehrerer Bequemlichkeit, wenn sie um Holz oder Wasser zu holen, an Land geschikt wurden. — Eins der griechischen Transportschiffe, welches eine Kompanie Soldaten vom Schlüsselburgischen Regimente an Bord hatte, und das man als verunglükt schon aufgegeben hatte, fand sich zur allgemeinen Freude hier in diesen Tagen (der letzten Hälfte des Septembers) wieder bei der Flotte ein. Da es schlecht segelte und überdem einen Lek bekam, so hatte es der Division des Admiral Spiridow, zu welcher es gehörte, nicht folgen können. Es ging unter der Panagia, der gewöhnlichen Flagge aller Fahrzeu-

ge der griechischen Inselbewohner *): weil der russischen Flaggen bei der Flotte nicht genug waren, um alle Fahrzeuge damit zu versehn. Zwei türkische Halbgaleeren, wahrscheinlich durch die Flagge und weil sie von einem griechischen Fahrzeuge keinen Widerstand gewohnt waren, angelokt, ruderten an dies Transportschiff zwischen Sciro und Negroponte ganz unbekümmert so nahe heran, daß sie mit dem kleinen Gewehr vollkommen erreicht werden konnten. Denn der Kapitän der Landtruppen auf diesem Schiff wünschte, daß die Türken so nahe kommen mögten; er befahl deshalb, damit man auf den Halbgaleeren keinen Argwohn schöpfen, und sich in der Ferne nicht der Kanonen bedienen mögte, seiner Kompanie sich platt auf dem Verdek nieder zu legen. Wie er also die beiden Halbgaleeren in dieser Weite nur noch von sich sah, ließ er seine Mannschaft auf einmal aufspringen, und mit so guter Wirkung auf die Türken feuren, daß diesen kaum noch so viele gesunde Hände übrig blieben, um sich wieder entfernen zu können. Worauf der Kapitän mit seinem gebrechlichen Fahrzeuge, ohne weiter

*) Παν — ἁγια, die Hochheilige, ist die Mutter Maria. Das Bildniß derselben führen alle unter türkischer Botmäßigkeit stehende Griechen in ihren Flaggen; und nicht den halben Mond ihres Oberherrn. Diejenigen Griechen und Illyrier hingegen, die unter dem Schutz von Venedig stehen, führen den heil. Markus, als den Patron der Republik.

weiter beunruhigt zu werden, die fernere Reise langsam fortsetzte und die Flotte erreichte.

Nachdem alle Schiffe sich auf Thasso hinreichend mit Wasser versehen, und die kleinern Fahrzeuge die am Lande verfertigten Faschinen an Bord genommen hatten, ging die Flotte den 1. Oktober von hier weiter nach Embros (Jmbros) unter Segel. Der vorzüglichste Ankerplatz bei dieser Jnsel befindet sich auf der südlichen Seite derselben, und diesen wählte auch die Flotte. Korn fand man nur wenig auf der Jnsel, aber ziemlich viel Schlachtvieh, welches die Türken von der nahen festen Küste (von Gallipoli, oder dem thrazischen Chersones) jährlich hieher auf die Weide schikken. — Während die Flotte hier still lag, mußte der Brigadier Basballe, dem noch ein paar Schiffe zugegeben wurden, vor dem Eingang der Dardanellen kreuzen, welcher itzt mit vielen starken Batterieen versehen war, die auch nicht unterließen die kreuzenden Schiffe zu salutiren, so bald diese ihnen nur ein wenig nahe kamen.

Den 25. langte die Flotte in den Kanal von Metelino an, und ankerte bei den Muskonisischen Jnseln *). Die Albanier versahen sich auf denselben und auf der nahen festen Küste mit so viel Lebensmitteln, als sie habhaft werden konnten. Jnzwi-



*) Vor Alters Hekatonnesi, d. i. die Jnseln des Apollo Hekatos.

schen ging es bei dem Einärndten so wenig friedlich her, daß vielmehr verschiedene das Leben darüber einbüßten. Ein beherzter Türke unter andern vertheidigte den Eingang seines Hauses (weil er nicht Zeit genug hatte, seine 2 Weiber früh genug in Sicherheit zu bringen) mit so vieler Kühnheit und unerschrokkenem Muthe daß er mit einem Paar Pistolen und seinem Säbel sieben Albanier zur Erde strekte, ehe er selbst von den empfangenen vielen Wunden niedersank.

Den 29. trennte die Division des Grafen Orlow sich von der Spiridowschen, und ging mehr südlich, die Vestung vorbei, im Kanal von Metelino (Lesbos) vor Anker. Auf den Schiffen beider Divisionen ward alles zu einer Landung in Bereitschaft gesetzt, die am folgenden Morgen unternommen werden sollte. Weil aber in der Nacht ein heftiger Sturm entstand, der einige Schiffe in nicht geringe Gefahr brachte, und der bis zum 1. November anhielt, so mußte die projektirte Landung bis zum 2. des genannten Monats ausgesetzt werden. — Etwa ein Paar Stunden vor Tages Anbruch d. 2. Nov., ward das mit dem Admiral Spiridow verabredete Signal zur Landung vermittelst einiger Raketen gegeben, die Graf Orlow von seinem Schiffe steigen ließ. Sämtliche Barkassen und Schaluppen wurden hierauf mit möglichster Geschwindigkeit von den Schiffen herunter gebracht, und in See gelassen; alle nahmen so viel

Trup-

Truppen ein, als sie fassen konnten: und so ging alles, auf ein zweites Signal, eben da es Tag werden wollte, von beiden Divisionen zugleich auf die Küste von Metelino zu. Vier Fregatten von jeder Division hatten bereits am Abend vorher sich den Stellen nähern müssen, die man als die bequemsten zur Landung ausersehen hatte. Unter dem Feuer derselben, welches die Türken, die sich der Landung widersetzen wollten, bald vom Ufer zurüktrieb, ging alles in bester Ordnung dem Ufer zu; welches da, wo die Truppen der Division des Grafen Orlow an Land gesetzt wurden, steil, und dabei etwas über die gewöhnliche Länge eines Mannes hoch war. Nahe vor diesem hohen Ufer befindet sich erst noch eine schmale, und wenig über die Fläche des Meeres erhobene, Sandbank (auf dem beigefügten Plane, A) auf welcher Sandbank (hier von dem hohen Ufer gedekt) die Truppen, so wie sie aus den Böten sprangen, sich in Ordnung aufstellten. Fürst Dolgoruki, der hier in Person befehligte, hatte nicht sobald ein Paar hundert Mann beisammen, als er sie an den bequemsten Stellen das steile Ufer ersteigen ließ, die hinter Hekken, Bäumen, und Felsen verstekten Feinde weiter zurük trieb, und darauf eine Stellung (in B) wählte, in welcher er die zurükgebliebnen Truppen erwartete, und wo indeß zugleich einige Feldstükke ankamen, welche das steile Ufer herauf zu bringen gewiß keine geringe Arbeit war.

Um

Um 10 Uhr etwa, wie alles bei einander war, trat der Fürst den Marsch, wie die punktirte Linien zeigen, an. Ihm zur rechten Seite, längst dem Seeufer, marschirte Graf Woinowitsch mit einigen hundert Sklavoniern und Albaniern; er sollte den Feind von der Stadt abzuschneiden suchen, und sich zugleich des Schiffwerftes bemächtigen, auf welchem ein Kriegsschif, eine Fregatte, und eine große Galeere, die zum Ablaufen fertig waren, standen. Der Widerstand des Feindes hielt den Marsch des Fürsten Dolgoruki wenig auf; denn sobald ihr Anführer der Bimbascha *) nicht mehr war (wahrscheinlich war er ein sogenannter Dahlkalitsch **) weil er, von den Seinigen verlassen, ganz allein, von allen Seiten umringt, und bereits mit vielen Wunden bedekt, sich gleichwohl nicht gefangen geben wollte), so eilte sein Haufen so geschwind als möglich gerade der Stadt zu. Größere Hindernisse für den Marsch dieser Kolonne verursachte das Terrän, das hier gebirgig, von tiefen Thälern durchschnitten, und mit Holz und dikkem Strauchwerk wild verwachsen ist. Dazwischen liegen wieder kleine Gärten, die mit steinernen Mauern eingefaßt sind, und zu welchen man bloß auf schmalen Fußsteigen gelangen kann.

Es

*) Obrister.

**) Dahlkalitsch (ein Wort, dessen Ableitung ich weiter nicht weiß) bedeutet einen Mann, der ein Gelübde gethan entweder zu siegen oder zu sterben.

Es war für die Truppen fast nicht möglich, einen Schritt vorwärts zu thun, ohne ihre Marschordnung zu brechen. Noch beschwerlicher war es, über den ungleichen wilden Boden die Artillerie mit fort zu schleppen; aber was machen die Menschen nicht alles möglich, wenn sie ihre Kräfte auf den Wink eines Einzigen vereinigen wollen? Eine Eigenschaft unter mehrern guten, die man im höchsten Grade bei dem Russischen Soldaten antrift, und die ihn vor andern auszeichnet! Selbst ein paar sechspfündige Kanonen schleppten sie unverdrossen, obgleich mit unsäglicher Beschwerde, eine halbe Meile fort; denn so weit war es von dem Landungsplatz bis zu der Anhöhe, auf welcher die halb eingefallene Warte steht, wo der Prinz, nachdem auch von der andern Seite die von dem Obristen von Toll geführte Kolonne (von E her) hier zu ihm gestoßen war, von den Truppen die mit C bezeichneten Posten einnehmen ließ.

Der Landung des Obristen **von Toll**, welcher die Landtruppen der Spiridowschen Division anführte, (die, außer seinem Regiment, aus ein paar tausend Albaniern bestand) widersetzte sich der Feind in größerer Anzahl. Denn, weil bei der Division des Admirals fast sämtliche kleine Fahrzeuge zurük blieben, und das gegenüber liegende Ufer der Insel flach und zum Anlanden bequem ist; so waren die Türken die Landung hier vermuthen, und daher dieselbe zu verhindern mehr bedacht

dacht gewesen. Der Bascha und Kommandant der Stadt*) hatte daher den stärkern Theil seiner Truppen, nebst einigen vom Lande zu ihm Geflüchteten, nach dieser Seite geschikt, und denselben sogar ein paar kleine Kanonen mitgegeben, die (in Ermanglung andrer) auf Schifslaveren gelegt waren. Aber das Artilleriefeuer der 4 dem Landungsplaz

*) Die Hauptstadt heißt itzt Kastro, vor Alters Mytilene (welcher Namen zur neuern Benennung dieser ehemals Lesbos genannten Insel Anlaß gegeben hat). Büschings Beschreibung (Erdbeschr. B. V, S. 140) kann über die folgende Erzählung Licht verbreiten, und wird bei der Vergleichung mit dem Plane angenehm sein. „Die Stadt liegt auf der „nordlichen Seite der Insel, und hat 2 Hafen, von „welchen der südliche itzt bloß von großen Schiffen „besucht wird. Von der alten viel größern Stadt, „die sich weit gegen Westen erstrekt hat, finden sich „noch viele Ueberbleibsel von grauem Marmor. „Die itzige Stadt liegt auf dem Strich Landes, „welcher nach der Halbinsel geht, auf deren beiden „Seiten sie am Strande, und auch gegen Süden „den Hügel hinauf erbaut ist. Ihr altes und „neues Kastell stehen auf dem Gipfel der hohen felsichten Halbinsel, und stoßen dicht an einander; „es hat aber doch jedes seinen eignen Kommandanten und seine eigne Besatzung. In dieselben „darf kein Franke gehn, sondern sie werden bloß „von Osmanen bewohnt. In der Stadt sind viel „Griechen, die vier Kirchen und einen Metropoliten haben; aber nur wenig Armenier. Es werden hier große Schiffe sowohl als Böte von Tannenholz gebauet, welches vom festen Lande hieher „geführet wird; u. s. w. —“

platz auch hier sich nahenden Fregatten jagte den sich unten am Strande zeigenden Feind bald zurük; und Obrist Toll schifte alles aus, ohne mehr als einige Albanier zu verlieren, und ein paar Blessirte von seinem Regiment zu bekommen. Wie er darauf mit seiner Mannschaft sich in Marsch setzte, hielt der Feind gar keinen Stand mehr, verließ seine Kanonen, und zog in größter Eile sich gleich seitwärts nach der Festung zurük: wohin ihm sämtliche Albanier beständig auf dem Fuße folgten.

Der auf einer gegen die See sich immer mehr erhebenden Landspitze belegene Theil der Stadt Mitilene (Kastro), ist mit starken Festungsmauren umgeben; der übrige größere Theil derselben aber, der in der Niederung vor jenem liegt, ist offen und ohne alle Befestigung. Dieser zweite Theil oder die eigentliche Stadt Mitilene wird größtentheils von Griechen bewohnt; indeß haben die Handwerker- und Handlung-treibenden Türken hier, wo nicht Häuser, doch sämtlich Laden oder Buden. Die griechischen Einwohner von Mitilene, die den raubgierigen Charakter ihrer Glaubensgenossen, der Albanier, wohl kannten, mogten sich einbilden: ein † werde, gleich einem Talisman, sie gegen Plünderung etwa noch in Sicherheit setzen und vielleicht beschützen können; jeder Grieche beschmierte daher gleich bei Annäherung der Albanier sein Haus und seine Bude überall mit Kreuzen. Dies hatte auch in der That seinen Nutzen: indem die Kreuze

den

den Albaniern zu Wegweisern dienten, nicht gleich über die Häuser und Buden der ärmern Griechen herzufallen; sondern zuerst der reichern türkischen Besitzungen sich zu bemeistern. Sobald diese aber sämtlich ausgeleert waren, hatten die Kreuze auch auf einmal ihre Kraft verloren, und konnten kein einziges Haus vor der Plünderung schützen. Das Rauben und Morden dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch. Ein Paar ziemlich bejahrte Weiber waren die einzigen türkischen Gefangenen, welche dem Fürsten Dolgoruki gebracht wurden; alle übrige Türken, jung und alt, die sich unten in der Stadt verspätet hatten, oder auch um ihr Eigenthum zu beschützen zurükgeblieben waren, wurden niedergemacht. Ja selbst unter einander brachten die Albanier sich um; wann z. B. zwei über die Theilung einer in Gemeinschaft gemachten Beute mit einander in Streit geriethen. Noch größere Gefahr der Ermordung drohete denjenigen, auf welchen der Verdacht fiel, daß er große Schätze an baarem Gelde oder Kleinodien und Kostbarkeiten erbeutet habe; denn jeder trachtete sogleich darnach, und sann auf Mittel, so bald als möglich, sich zum Universalerben dieses reichen Mannes zu machen. — Es würde gefährlich gewesen sein, dem wilden und ungezähmten Haufen der Albanier in seinen unmenschlichen Ausschweifungen Einhalt zu thun. Auch ging kein Russischer Offizier in dieser Absicht zur Stadt hinunter; sondern

dern bloß einige wenige, die dem Kommando regulärer Truppen gefolgt waren, welches der Fürst zur Dekkung des Schiffswerftes dem Grafen Woinowitsch zur Verstärkung schikte, sahen in der Entfernung den Greuel der Verwüstung mit an, den die Albanier in der Stadt anrichteten.

Der Wunsch des Grafen Orlow war — und die unternommene Landung hatte eigentlich auch wohl nur dies zum Hauptziel —: das größte von den auf dem Stapel fertig stehenden türkischen Kriegsschiffen ablaufen zu lassen, und mit nach Paros fortzuschleppen. Der Konteradmiral Greigh *) kam daher gleich an Land, sobald man in Besitz des Schiffswerftes war, um die Möglichkeit der Ausführung dieses Plans zu untersuchen. Es fehlte bloß an dem Schlitten, der zum Ablassen großer Schiffe vom Stapel nothwendig erforderlich ist; und diesen hofte der Konteradmiral innerhalb 4 Tagen verfertigen, und dann das Schiff in See lassen zu können. Eine recht erwünschte Nachricht für den Grafen Orlow! Gegen Abend kam der Konteradmiral wieder an Land zurük, und überbrachte dem Fürsten Dolgoruki den Befehl: seine gewählte Stellung gegen alle Angriffe in Sicherheit zu setzen, und dieselbe hinläng-

*) Dieser erfahrne und tapfere Admiral in Russischen Diensten (ein geborner Engländer) ist bekanntlich am Ende des J. 1788 gestorben.

länglich stark zu machen, um sich wenigstens 4 bis 5 Tage darin behaupten zu können; auch solle er zugleich während dieser Zeit noch von seiner Mannschaft die Anzahl an den Konteradmiral verabfolgen lassen, welche derselbe zur Bewerkstelligung der Arbeit von ihm fordern würde.

Die Insel Metelino ist nicht nur eine der größten, sondern zugleich eine der fruchtbarsten und am stärksten bevölkerten Inseln des griechischen Meeres. Es wohnen auf derselben verhältnißmäßig mehr Türken, als auf einer der übrigen. Diese hatten sich wahrscheinlich auf das Gerücht von der Landung der Russen zusammen gezogen; konnten von dem nahen Tenedos und den Dardanellen selbst, durch Truppen, die man bei gutem Winde ohne Gefahr in der Nacht abschikken konnte, verstärkt werden, und so den Fürsten Dolgoruki im Rükken angreifen, wenn der Bascha mit seiner nicht schwachen Besatzung einen Anfall auf die Fronte desselben that. — Zu dieser Schilderung seiner Lage in Absicht des Feindes, die der Fürst dem Konteradmiral machte, fügte derselbe noch hinzu: daß seine Truppen sich ohne Zelte befänden, und daher von der rauhen Witterung der späten Jahrszeit viel Ungemach auszustehen haben würden, wenn sie derselben ohne einige Bedekkung noch einige Tage ausgesetzt bleiben sollten; daß sie nur auf einen Tag Brot mit vom Schiffe bekommen, und einige in

diesem

dieſem Augenblik bereits Mangel daran litten; daß man ſogar die Albanier, ohne ihnen das mindeſte an Lebensmitteln mitzugeben, an Land geſchikt habe; daß, im Fall er vom Feinde angegriffen würde, auf den Beiſtand dieſer Albanier nicht viel gerechnet werden könne, indem ſie überall zerſtreut auf Plünderung herumſtreiften, und nicht einmal die wenigen Poſten gehörig beſetzt hielten, die er ihnen angewieſen habe; daß endlich, wenn er unter ſo bewandten Umſtänden angegriffen würde, und er dennoch das Glük habe, das am Strande aufgeworfene unbedeutende Retranſchement (H) zu erreichen, es nun nicht unmöglich ſei, daß ein konträrer Wind die Schaluppen verhindere an Land zu kommen, ja daß gar ein Sturm entſtehen könne, der die Flotte nöthige unter Seegel zu gehen, und ihn ſeinem eigenen Schikſale zu überlaſſen. Dieſe von dem Fürſten gemachte Schilderung ſeiner Lage, ſo wohl in Abſicht der Unannehmlichkeiten als der Gefahr, welcher er bei einem längern Verweilen am Lande ausgeſetzt ſein würde, bewog den Grafen um deſto leichter ſein erſtes Projekt aufzugeben; da auch der Konteradmiral, bei Ueberbringung dieſer Nachricht vom Fürſten, dem Grafen zugleich meldete: daß, nach angeſtellter abermaligen Unterſuchung, er nicht dafür einſtehen könne, ob nicht zur Verfertigung des Schifsſchlittens 5 bis 6 Tage erforderlich ſein dürften. — Statt alſo eins von den 3 feindlichen Schiffen ins Waſſer zu

lassen und mitzunehmen, ward nunmehr beschlossen: sie alle 3 auf dem Stapel zu verbrennen.

Um nun der feindlichen Besatzung in der Festung den beschlossenen nahen Abzug zu verbergen, wurden 3 Kanonen vorwärts, hinter eine abgebrochene Gartenmauer (D) gebracht, die über der Vorstadt hin den Weg, welcher aus der Festung nach der Vorstadt führt, unsicher machten. Auch mußten 2 Bombardiergalioten zur See sich der Festung nähern, und den 3 Novemb. einige Bomben dahin werfen. — Mit diesen Anstalten vereinigte sich zufällig noch ein Vorfall, wodurch die Festung enger eingeschlossen ward, und der Kommandant auf die Vermuthung gebracht werden konnte, daß man die Absicht habe ihn durch eine förmliche Belagerung zur Uebergabe zu zwingen. Die Albanier, (sie standen bei F) welche den 2ten und die darauf folgende Nacht mit der Ausplünderung der Stadt völlig zu Stande gekommen waren, hatten einige wenige Häuser, zu ihrem großen Verdruß, unberührt lassen müssen, weil solche zu nah an einer Mauer (G) lagen, die eine Art von Enveloppe vor der eigentlichen Festungsmauer abgiebt, und welche die Türken besetzt hielten. Dazu waren die Türken auch noch im Besitz des viereckigten, mit Kanonen besetzten, Thurms I; so daß die Albanier zwischen zwei Feuer gerathen sein würden, wenn sie geradezu in die vorgedachten Häuser hätten eindringen wollen. Die Landspitze,

auf

auf welcher der erwähnte Thurm steht, ist in der Mitte etwas erhöht, und läuft nach dem Wasser und allen Seiten flach ab. Um dem Feuer des Feindes so wenig als möglich sich bloß zu stellen, krochen die Albanier auf allen Vieren, ganz einzeln, nahe am Wasser herum, bemeisterten sich des vorliegenden Kirchhofs, und feuerten von der Mauer desselben gegen den Thurm. Die darin befindlichen Türken fürchteten nun ihrer Seits abgeschnitten zu werden, und schlichen sich neben den Kanonen aus den Schießscharten auf der andern Seite unvermerkt heraus, und so am Strande hin nach der Festung zu. Mit so viel Behutsamkeit diese Retträte auch gemacht ward, so wurden die hellsehenden Albanier sie doch sogleich gewahr, liefen in gröſter Hitze auf den Thurm zu, und hatten das Vergnügen, in dem Blute von ein paar Türken, die sie noch erwischten, sich die Hände abzukühlen. Und nunmehr wurden die bisher von der Plünderung noch verschont gebliebenen wenigen Häuser mit raubgieriger Wuth angefallen: welches itzt auch ohne Gefahr geschehen konnte, da der Lieutenant Müller (dessen ich in diesen Nachrichten schon einmal *) erwähnt habe), sobald er sah, daß die Albanier sich des Thurms bemeistert hatten, von dem Schifswerfte, wo er sich eben befand, aufs eiligste gerade dahin lief, ein paar Kanonen



*) Berl. Monatsschrift, 1788 März, S. 232.

aus dem Thurm hinter den daran liegenden kleinen Hügel aufstellte, und durch dieses Feuern die Türken von der nahen Mauer, wo nicht ganz vertrieb, doch mehr in Respekt hielt.

Während dieser Vorgänge war man auf dem Werft beschäftigt, das nöthige zu Verbrennung der Schiffe zu veranstalten: man umgab solche nicht nur von aussen mit Theertonnen und troknen Holzstößen, sondern übergoß auch den innern Raum der Schiffe mit Oel und Theer ein paar Zoll hoch. Nach dem Retráte-Schuß (denn Fürst Dolgoruki ließ sowohl heute Abend, als den Abend vorher, den Retráteschuß mit einer 6 pfündigen Kanone geben) mußten die Befehlshaber der Truppen, wie auch die Kommandöre von den detaschirten kleinen Posten, sich sämtlich bei dem Fürsten einfinden. Er machte ihnen die beschlossene Rükkehr zu den Schiffen bekannt, befahl jedem insbesondere was er zu beobachten habe, und bestimmte den Glokkenschlag Eins nach Mitternacht (welche Stunde von den Bombardiergalioten durch Werfung einiger Bomben genau angezeigt werden solle) da alles auf einmal exekutirt, und die Truppen nach den Plätzen wo sie an Land gestiegen waren, zurük marschiren sollten. — Gleich nachdem die beiden ersten Bomben gestiegen waren, stand der Schifswerft in vollen Flammen; deren Schein, so wie er von den Gewehrläufen und Bajonetten zurük blitzte, die Truppen überall in Bewegung zeigte.

Dieser

Dieser Anblik zusammt dem in der Stadt und nahe um die Stadt herum zunehmenden Schießen (indem die Albanier zum Abschiede sämtlich ihre Gewehre noch ein paarmal abfeuerten), und nebst dem rauhen Gosang, der begleitet von verstimmten Schallmeien und von dem Klopfen an Kesseln aus der Festung herunter tönte, hatte in der That etwas furchtbar feierliches. — Nach Verlauf einer halben Stunde gerieth die Stadt Kastro selbst in Brand: wodurch alle Gegenstände in dem Umkreis von einer Viertelstunde fast völlig wie am Tage sichtbar wurden. Dieser schrekliche Brand zeichnete sich vor so vielen, die ich in meinem Leben zu sehen Gelegenheit gehabt, besonders dadurch aus, daß aus diesem tobenden rothen Flammenmeere zwischendurch dikke Feuermassen von hellerer Farbe, gleichsam als Thürme oder feststehende hohe Säulen, empor standen und über demselben hervorragten. Kastro treibt nehmlich einen beträchtlichen Handel mit Oel, wovon beständig große Vorräthe in der Stadt sind; diese Vorrathsörter oder Magazine sind weiter nichts, als 6 bis 7 Fuß ins Gevierte in den Felsen eingehauene Vertiefungen, in welchen das Oel, wie Wasser in den Zisternen, frei fliessend aufbewahrt wird. Diese Oelmagazine waren mit in Brand gerathen, und bildeten wahrscheinlich die vorgedachten lichten Feuersäulen.

Die Truppen defilirten nach dem Strande, und zwar auf eben den Wegen zurük, auf welchen

ſie gekommen waren. Nach der gegebenen Marſch-diſpoſition ſollten zwar die Albanier den Nachtrab machen; ſie fanden es aber rathſamer — und wer konnte ihnen das verdenken? — voraus zu gehen, und die am Strande wartenden Böte in Beſitz zu nehmen. Fürſt Dolgoruki ließ die regulären Truppen ſeiner Kolonne das (auf dem Plan mit H bezeichnete) leicht aufgeworfene Retranſchement einnehmen, und ſie von da aus allmälig in die Schaluppen und Böte rükken. Das Wetter war die Nacht hindurch ziemlich ſtille. Die letzten Truppentransporte kamen mit Anbruch des Tages an Bord der Schiffe; und eher zeigte ſich auch nichts vom Feinde. Gegen Morgen erhob ſich der Wind ſtärker, und verurſachte, da er zugleich gerade auf das Land ſtand, daß eine der vier Fregatten, die ſich dem Ufer hatte nahe legen müſſen, indem ſie das Anker aufwinden wollte, an Land getrieben ward. Der Verluſt dieſer Fregatte bei der Landung auf Metelino war auch der einzige von Erheblichkeit während des ganzen diesjährigen Feldzugs, den die Ruſſiſche Flotte erlitt. — Die geſamte Flotte ging noch Vormittags nach Paros unter Segel; und, da der Wind ungemein günſtig war, ſo lief ſie ſchon den folgenden Tag (den 5ten Novemb.) in den Hafen von Auſſa ein *).

Das

*) Hier zum Beſchluß der Nachricht von dem diesjährigen Feldzug der Ruſſiſchen Flotte, wäre es viel-

Das erste Geschäft des Grafen von Orlow nach der Ankunft der Flotte in den Hafen von Aussa, war: den Albaniern ihren Sold für den verflossenen Feldzug reichen zu lassen. Dieser war, in Vergleichung des Soldes, den andre Hülfstruppen, die bei den russischen Armeen dienen, zu bekommen pflegen, nicht geringe: jeder Albanier erhielt eine Zechine (holländischen Dukaten); und damit wurden sie zugleich in die Winterquartiere geschikt, das heißt: jeder konnte nun hingehen wohin er wollte. Major Konstantino *) aber, mit einigen hundert von ihm selbst ausgewählten Albaniern blieb in Diensten, und auf Paros; und ward nach Partschia in Quartier gelegt. — Für den Obristen von Toll war, während der Abwesenheit der Flotte, das Patent als Generalmajor angekommen. Demungeachtet mußte derselbe sein Regiment, auf Befehl des Grafen, an den Obristen Chutusow abtreten, der als Volontär mit auf



vielleicht in Absicht der Ordnung der schiklichste Ort um über eine gewissermaßen abgesonderte Partie des Kriegeswesens, nehmlich über das Einschiffen und Landen der Landtruppen, meine Beobachtungen hinzu zu fügen; allein in Absicht mancher Leser der Monatsschrift mögten sie hier doch am unrechten Orte stehen. Vermissen wird man dieselben einst gewiß nicht, wenn ich jemals meine zerstreuten Blätter alle zusammen zu tragen mich im Stande sehen sollte.

*) S. Berl. Monatsschrift 1788, Mai, S. 585.

der Flotte war. — Hiernächst bereitete sich der Graf zu seiner Abreise nach Italien vor; wohin ihm, mit seiner Erlaubniß, viele Offiziere, welche die Winterpläsirs von Pisa denen von Aussa vorzogen, folgten. Es war in der Mitte des Novembers, als der Graf den Hafen von Aussa und die Flotte verließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

3.

## Hans und die Sense. Der Staat und die Todesstrafen.

Hans kam von der Aernde zurük, und hängte seine Sense in der Stube an die Wand. Er setzte sich hinter den Tisch, stützte seine beiden Ellenbogen darauf, und ließ den Kopf in den Händen ruhen. Mit dem Rest einer Tabakspfeife im Munde, deren Kopf ihm die Nase wärmte, sah er tiefdenkend nach der Sense, und blikte zuweilen auf die Kinder, welche darunter herumliefen. Ehe man es sich versah, strömten ihm helle Thränen über die Bakken. Kaum hatte dies sein Eheweib bemerkt, als sie nach der Ursache seiner Betrübniß fragte. „Ach!“ antwortete er, „siehst du nicht, wie die Kinder dort „unter der Sense spielen! wie leicht könnte sie her„unter fallen und großes Unglük anrichten!“ —

„Und

„Und darum weinst du?“ erwiederte die Fragerin. „Narr, nimm die Sense weg!“ — „Naseweises „Weib!“ versetzte der gereizte Ehemann, „du redest „wieder wie du es verstehst. Eine Sense muß ich „doch haben. Hängt sie dort am Nagel nicht bes„ser, als sie hier auf dem Tische liegen würde? „Das leichtsinnige Gerede hilft zu nichts. Ver„biete den Kindern, daß sie nicht dort herumsprin„gen.“ — „Verbieten hin, verbieten her,“ antwortete die Bauersfrau, „sei gescheut und trage „die Sense in die Scheune.“

Diese Erinnerung, ob sie gleich mit einiger Härte vorgetragen ward, that doch ihre Wirkung. Zwar übereilte sich der Bauer nicht. Langsam legte er mit der rechten Hand die Tabakspfeife auf den Tisch, stützte sich auf die linke, hob sich auf diese Art gemächlich in die Höhe, nachdem er vorher die ausgestrekten Füße bedächtlich unter die Bank zurükgezogen hatte. Er dehnte sich, gähnte noch einmal, und nahete sich langsam der Sense, die er eben so langsam herabnahm und in die Scheune trug.

Die moralischen Körper sind noch träger, als die Bauren, wenn sie von der Aerndte kommen. Die Staaten klagen Jahrhunderte lang über Uebel, ehe sie ernstliche Anstalten machen, diesen Uebeln abzuhelfen. Lange werden die Vorschläge der Patrioten als ein leichtsinniges Gerede müßiger, oder, welches oft gleich gilt, witziger Köpfe verachtet.

Aus

Aus reifer Beurtheilung legt man die Hände halbe Jahrhunderte hindurch in den Schooß. — So hat man lange Zeit über die Fehler der Justizeinrichtung und über die Mängel der Gesetzgebung geklagt, ohne ihnen mit der dazu erforderlichen Anstrengung der Kräfte abzuhelfen. Nur die Preußischen Staaten haben das Glük gehabt, das wichtige Werk der Gesetzgebung mit einem Eifer betreiben zu sehn, dem nichts gleich kommt als die reife Ueberlegung, welche man bei Ausführung dieses Werkes anwendet.

Der Entwurf des Gesetzbuches enthält wichtige Reformen, von denen man sich großen Nutzen versprechen darf. Unter andern hat man auch darin, Th. I. Abth. 3. Tit. 8. §. 691. die Todesstrafe auf den Fall abgeschaft, wenn Jemand in der Absicht, hingerichtet zu werden, einem andern das Leben nimmt. Inzwischen fehlt es doch nicht an Männern von Einsicht, die es bedenklich finden, ein dergleichen Gesetz zu geben; und es wird vermuthlich noch lange währen, ehe die andern Staaten dem Beispiele des Preußischen folgen werden. Deswegen halte ich es für nöthig und nützlich, diese Frage öffentlich zur Sprache zu bringen. Besonders wünschte ich, diejenigen aus ihrer Trägheit zu wekken, welche die Größe des Uebels nicht kennen, dessen Abwendung mir so sehr am Herzen liegt. Wenn man die Kindermorde ausnimmt, so machen die Todtschläge, die aus Ueberdruß des Lebens

bens geschehen, die Hälfte der Mordthaten aus, die zur richterlichen Untersuchung gelangen. Alle diese Todtschläge würden unterblieben sein, wenn entweder gar keine Todesstrafen vollzogen, oder diese doch in Fällen solcher Art ausgeschlossen würden. Die gänzliche Abschaffung der Todesstrafen halte ich zwar für bedenklich; aber ich sehe nicht, was den Gesetzgeber abhalten könnte, zu bestimmen, daß derjenige, welcher in der Absicht, hingerichtet zu werden, einen andern ermordet, auf Zeitlebens entweder im Zucht- oder Tollhause eingesperrt werden sollte. Würde dies Gesetz allgemein bekannt gemacht, als welches in Rükſicht der Kinder schon bei Erklärung des Katechismus geschehen könnte; so würde mit der Zeit sogar der Vorwand, die Mordthat sei aus Lebensüberdruß unternommen worden, gänzlich hinwegfallen. Diesem Gesetze kann also auch die Besorgniß nicht entgegenstehen, daß boshafte Mörder sich dieses Vorwandes bedienen möchten, um der verdienten Todesstrafe zu entgehen; denn wäre das Gesetz allgemein bekannt, so würde in Ansehung der nachher verübten Todtschläge dieser Vorwand gar nicht weiter Statt finden.

Auch besorge ich nicht, daß eine lebenswierige Einsperrung für eine zu gelinde Strafe gehalten werden möchte. Ich weiß wohl, daß viele von denen, die aus Ueberdruß des Lebens gemordet haben, zulezt doch das Leben wieder lieb gewinnen

und

und mit der Todesstrafe verschont zu werden wünschen; aber es mangelt auch nicht an Beispielen, wo der Ueberdruß des Lebens bis auf den letzten Augenblik fortgedauret hat. Gesetzt aber auch, dieser Ueberdruß verwandele sich nach der That immer in Liebe des Lebens, so würde doch der Verbrecher bei der That selbst den Tod für kein Uebel halten. Nun soll aber doch die Strafe, ihrem Wesen nach, ein Uebel sein, welches zu der Zeit, da der Verbrecher zu Ausübung des Verbrechens gereizt wird, ihm so groß zu sein scheint, daß durch die Furcht vor demselben der Reiz zur That überwogen werden kann. Es kömmt also ungleich mehr auf die Vorstellung an, welche der Verbrecher zur Zeit der That von dem Strafübel hat, als auf den Eindruk, den die Strafe auf ihn macht, wenn sie eben vollzogen werden soll. Es ist gewiß für den Unfähigen selbst ein geringeres Uebel, wenn ihm das Amt, wornach er strebt, versagt wird, als wenn er ein Amt erhält, von welchem er nachher auf eine schimpfliche Weise abgesetzt werden muß. Würde es aber wohl eine schikliche Strafe für diejenigen sein, die sich ihrer Unfähigkeit ungeachtet, in Aemter eindringen, wenn man ihnen sagte, das gebetene Amt solle ihnen zur Strafe gegeben, sie aber nachher bei dessen schlechter Verwaltung wieder abgesetzt werden? Gewiß würden die mehresten diese Strafe als eine Belohnung ansehen, in der Hoffnung, daß sie der Absetzung wohl noch

ent-

entgehen würden. Eben so wird der, welcher aus Ueberdruß des Lebens mordet, sich vor der zurükkehrenden Liebe zum Leben nicht fürchten; dagegen wird allein der Gedanke, daß er seine Absicht nicht erreichen könne, ihn von der Ausführung derselben zurükhalten, noch mehr aber die Furcht vor einer lebenswierigen Einsperrung.

Hier besorge ich den Einwurf: daß es grausamer sei, einen solchen Menschen mit hartem Gefängnisse zu belegen, als durch einen einzigen Schwertstreich aus der Welt zu bringen. Ich wünschte wohl, daß diejenigen, welche mit dergleichen Mördern Mitleiden haben, auch auf den Schmerz derjenigen Rükficht nehmen möchten, deren Kinder, Verwandte oder Freunde durch eine solche That ihr Leben verloren haben. Meistentheils kann man sein Leben vor Mördern ziemlich in Sicherheit setzen. Man kann seine eigenen Leidenschaften bändigen, und sich hüten, andre zu einem gefährlichen Zorn zu reizen. Man kann sich durch Vorsicht gegen Räuber sicher stellen. Aber wie will man sich vor einem Unsinnigen in Acht nehmen, der sich vorgenommen hat, den Ersten den Besten aus Ueberdruß des Lebens zu morden? Die Gefahr, welche der Staat dabei läuft, ist groß, und verdient die angestrengteste Aufmerksamkeit.

Inzwischen glaube ich nicht, daß es eben nöthig sei, dergleichen Verbrecher mit einer harten oder wohl gar grausamen Gefängnißstrafe zu belegen.

Eine

Eine lebenswierige Einsperrung ist an sich schon schrecklich genug für einen Menschen, der die Fesseln dieses Lebens nicht länger tragen will. Die geringste Strafe reicht hin, den Verbrecher von der That abzuschrekken, wenn er weiß, daß sie ihn gewiß trift. Dies ist aber immer der Fall desjenigen, der sich selbst als Mörder angiebt, um mit dem Tode bestraft zu werden. Harte Strafen sind nur erforderlich, damit die Furcht vor der Größe des ungewissen Uebels die Hofnung des durch die That gesuchten Vortheils überwiegen möge; wo aber das Strafübel gewiß und der aus dem Verbrechen erwartete Vortheil gar nicht oder schwer zu erhalten ist, da reicht eine geringe Strafe hin, die Ausübung des bösen Vorsatzes zu hintertreiben. Ich weiß daher nicht, ob es nöthig sein dürfte, die lebenswierige Einsperrung durch eine grausame Behandlung fürchterlicher zu machen.

Die Schwierigkeit liegt freilich darin: wie man dergleichen Mörder unter guter Aufsicht halten und von andern Menschen, denen sie aus Verzweiflung schaden könnten, absondern solle? Unmöglich ist inzwischen die Sache nicht; und der Vortheil, welchen der Staat aus der Verhütung solcher Mordthaten zieht, ist zu groß, als daß er nicht die Kosten, welche die Strafe erfordert, willig darauf verwenden sollte. Kürzer kommt man freilich weg, wenn man dem Thäter den Kopf herunterschlägt; aber sollte der Staat wohl berechtigt sein, einem

Men-

Menschen das Leben zu nehmen, weil er die Kosten, welche seine Aufbewahrung nöthig macht, nicht hergeben will? Könnte dies gebilliget werden, so müßte man es auch loben, wenn jeder Dieb nach dem ersten Diebstal aufgehängt würde; denn ein gehängter Dieb stielt nicht wieder.

Ich hoffe zur Ehre der Menschheit, daß man auch künftig noch einen gefährlichen Menschen von einem wüthenden Hunde unterscheiden werde. Manche mögen es wohl für zweifelhaft halten, ob der Unterschied zwischen Thieren und Menschen ohne Ahnen so groß sei, als er uns vorkommt, und viele dürften diesen so wenig als jenen einen Antheil an dem bürgerlichen Vertrage zugestehen; aber es wird doch immer bedenklich bleiben, eine Race, die wenigstens Leinewand zu Hemden und Schnupftüchern konsumirt, mit Thieren, die höchstens Halsbänder tragen, in eine Klasse zu setzen.

Was wird nun aber aus den Menschen werden, welche sonst andere aus Lebensüberdruß ermordet haben würden? Sie werden, wenn ihnen das Leben unerträglich wird, sich selbst aus der Welt schaffen. Statt mehrerer Menschen würde also nur einer sterben: aber selten wird der Ueberdruß des Lebens bis zum Selbstmorde steigen; denn die meisten Mörder dieser Art gestanden bei der Untersuchung, daß es ihnen an Muth fehlte, sich selbst umzubringen. Sie werden sich also in das Leben zu finden suchen, so gut sie können, und

oft wird Glük oder Zeit ihnen einen Troſt zuführen, auf den ſie ſich vorher keine Rechnung machten.

Sollte das, was ich mitunter in einem ſcherzhaften Tone vorgetragen habe, im Ernſte beherzigt werden, ſo würde ich dadurch hinlänglich für den Zwang entſchädigt, den ich mir ſelbſt habe auflegen müſſen, um meinen Unwillen über ſchändliche Vorurtheile hinter einer lächelnden Miene zu verbergen.

4.

## Der König Mikita, eine ganz neue Geiſtergeſchichte.

### Aus Polen eingeſchikt.

Der Berliniſchen Monatsſchrift zu gefallen, deren löblichen Endzwek ich nicht verkenne, habe ich mir die Zeit genommen, nachſtehenden Auszug aus Gerichtsakten zu ziehen. Er enthält eine Geſchichte, die ſich im vergangenen 1788ſten Jahre in Galizien vier Meilen von Lemberg zugetragen hat. Ich erzähle ſie treulich nach den Bekenntniſſen, die das Unterſuchungsprotokoll angiebt; ohne den hiſtoriſchen Verlauf durch eigne Urtheile oder Muthmaßungen zu unterbrechen. Nur eine Anmerkung ſchikke ich voraus.

Es ist doch sehr auffallend, daß Modethorheiten bei Großen und Kleinen in einerlei Gestalt erscheinen: dummer Glauben an überirdische Kräfte auf der einen, und grobe Betrügerei auf der andern Seite, wirken stets durch die nehmlichen Hülfsmittel, und werden von dem Pöbel mit der nehmlichen Blindheit angenommen, wie von der feinern Welt. Die Hexe Jendrzowa von Skwarzawa weiß sicher nicht, daß ein Cagliostro auf der Welt ist; so wenig als dem Geiste Mikita etwas von dem armen Gablidone (der durch den engelreinen Lavater so berühmt ward) bekannt sein mag. Und doch merkt man hier und da gewisse Gleichförmigkeiten; woraus sich abnehmen läßt: daß die große Kunst Geister zu bannen, auf sehr einfache Grundsätze zurükgebracht werden könne, und daß es eben nicht nöthig sei, die Kunstgriffe dazu aus den ägyptischen Piramiden zu holen. Indessen zeichnet sich auch hier die gesittete Welt vor dem Pöbel aus. Der will nichts als plumpes Gold, Unsichtbarkeit, und andre zur Wollust und Bequemlichkeit des sündlichen Körpers dienende Vorzüge; hingegen suchen gebildete Menschen den Umgang mit Geistern, um sich mit neuen Kenntnissen zu bereichern, und schon in dieser Welt Dinge zu erfahren, die ein andrer gemeiner Mensch nur erst in jener erfahren darf. — Solange übrigens noch kein Aufschluß dieser Geschichte erscheint, mag sie wohl nur den Gläubigen von der rechten Seite

merkwürdig scheinen, und der Prinz Mikita als ein neuentdekter Geist guter Aufnahme gewürdigt werden; den Ungläubigen wird hingegen alles wiederum Betrügerei scheinen.

Zuerst muß der Leser die Personen des Schauspiels kennen lernen; und dazu ist eine historische Ausschweifung nöthig. Es ist bekannt, daß seit einigen Jahren viele Unterthanen aus dem Reiche, und besonders der Pfalz, nach Galizien gewandert sind, um dort Kolonieen anzubauen. Der Kaiser hat diesen Leuten große Vortheile angedeihen lassen, die aber nichts geholfen, und mehr dazu gedient haben, die Kolonisten in eine gewisse Sorglosigkeit zu versetzen, die sich darauf gründete, daß sie nicht da wären um zu akkern und zu pflügen, sondern — nach Pfälzischem Idiom — zur Züchte (zur Zucht), das ist: sie glaubten, wie spanische Hengste aus der Pfalz verschrieben zu sein, um in Galizien dem Zeugungsgeschäfte obzuliegen und in dieser Absicht gefüttert zu werden. Sie lebten in Saus und Schmaus, so lange ihr Vorschuß dauerte, und sie Geld vom Juden geborgt bekamen; und noch itzt sind sie mehrentheils schwer hinter den Pflug zu bringen. Künstler, Handwerker, Fabrikanten, oder Leute die sonst ein eignes Gewerbe verstanden, wurden besonders unterstützt, und bekamen, nebst Wohnung Aekkern und Wiesen, ansehnliche Geldvorschüsse zu Anschaffung

ihrer

ihrer Werkzeuge, oder des Stoffs den sie bearbeiten wollten. Aber auch die meisten von diesen haben den Vorschuß verfressen, um neuen angesucht, ihn zum Theil erhalten, wieder verfressen, u. s. w.

Jakob Brinkmann, Sebastian Bosch, Balthasar Magsamen, und Martin Resch, insgesamt aus der Pfalz, kamen als Kolonisten nach Galizien, und brachten Rhabarberpflanzen mit, auf deren Anbau sie sich verstehen wollten. Diese Leute wurden in der Herrschaft Mierzwic im Zolkiewer Kreise mit Häusern, Feld und einem Plantagengarten versehn, und zogen nach und nach eine Summe von 2000 Kaisergulden, in der Hofnung einer künftigen Rhabarberplantage. Nachdem das Geld verthan war, verkauften sie in der Stille Vieh und Getreide, mit dem Vorsatze, sich über die Gränze zu flüchten; sie wurden aber ertappt, zurükgebracht, eingesperrt, und gerichtlich verhört. Außer den genannten Rhabarberpflanzern, kamen noch folgende Mitschuldige, ebenfalls Kolonisten die auf der Flucht ertappt wurden, in Verhaft: Paul Bernhard, Herrmann Uhl, Philipp Kuhn, Lorenz Gabel, und dessen zwölfjähriger Sohn Peter, der eine Hauptrolle in dieser Geschichte spielt. Er war als kleines Kind in das Land gekommen, und hatte unter den polnischen Kindern die Sprache gelernt: weshalb er bei der Geisterhistorie zum Dollmetscher dienen mußte. — Als bei dem Verhöre gefragt ward: wo das Geld hin-

gekommen sei, welches sie in den letzten Monaten für ihre Akkergeräthschaften, Vieh und Getreide gelöst hatten? sagte Paul Bernhard: daß sie es meistentheils nach und nach zu der Hexe Jendrzowa nach Skwarzawa getragen hätten; und dieser ersten Spur zufolge, kam nachstehende Geschichte an Tag.

Alle mit Namen angezeigte Männer hatten sich im Sommer 1788 zusammen beredet, mit Weib und Kind heimlich fort und zurük in das Reich zu gehen. Nur die Ausführung hatte Schwierigkeiten, die sie gern ohne viele Mühe auf die Seite schaffen wollten; und dazu schien ihnen nichts bequemer, als — Unsichtbarkeit. Diese wollten sie von einem lahmen Russischen Bauren erkaufen, der in der Mitte des Mostyer Waldes wohnte. Wer ihnen diesen Mann vorgeschlagen hat, davon steht nichts in den Akten; weil aber ein Jude vorkommt, der sie in den Wald begleitet hat, und der keine Absicht zu entweichen hatte, so mag dieser es gewesen sein. Lorenz Gabels Sohn Peter war Dollmetscher; und sagt itzt aus: daß der Russische Bauer nach empfangenen Geschenken versprochen habe, sie mit Weib und Kind, Wägen und Pferden, drei Tage unsichtbar zu machen, und in dieser Zeit in das Römische Reich zu bringen. Er gab ihnen zu dem Ende ein Fäßchen voll röthlichen Wassers, womit sie sich nakkend unter gewissen Zeremonien waschen, und dann unsichtbar werden

sollten.

sollten. Sie verlangten auch Geld; und bekamen: Kräuter und Samen, der sich jenseit der Gränze in Geld verwandeln würde. Die Probe mit dem Wasser schlug indeß fehl. Der Zauberer glaubte, sie müßten etwas versehen haben, gab ihnen — für ihr baares Geld — aufs neue Wasser; sie machten es aber wieder nicht recht, blieben sichtbar, und hatten weniger Geld als vorher.

Kurz darauf, sprachen Brinkmann, Resch und Gabel auf dem Marktplatze zu Zolkiew von ihrem Vorhaben; und Brinkmann rief aus: „Alles „könnte angehen, wenn nur das verfluchte Geld „nicht mangelte!“ Da trat ein Jude zu ihnen, der sie belauscht hatte; und bot seine Dienste an. Er brachte ein altes Weib die Jendrzowa, welche die Männer zu sich nach Skwarzawa bestellte, um ihnen dort durch übernatürliche Mittel Geld zu verschaffen. Zu dem Akte war eine gewisse Quantität Zukker, ungesalzene Butter, Brantewein, Tabak, und Leinewand nöthig, die sie mitbringen mußten; in der Folge, da die Erwartung der Leute recht angespannt war, mußten sie auch Geld bringen. Und so ging Vieh und Getreide und Akkergeräthe darauf. Der kleine Peter Gabel war in Skwarzawa Dollmetscher; in Zolkiew war es der Jude gewesen, der nun nicht mehr zum Vorschein kommt. Das Weib schritt nach Empfang des Verlangten bald zum Werk; und führte die Männer in den Wald, wo sie ohne weitere Um-

stände den Geist Mikita erscheinen ließ, der als Mensch König gewesen, und — weil er seinen Vater ermordet hatte *) — in diesen Wald gebannt war. Lorenz Gabel beschreibt seine Gestalt in den Akten folgendermaßen: „Er ist von Statur wie „ein Baum groß, und dik wie ein Faß; hat eine „große Gosche, und lange Zähne, die ihm zum „Maule herausstehn; seine Augen sind groß und „rund wie Topfstürzen; er geht in deutscher Klei„dung, über der er einen violetblauen Mantel „trägt, und hat einen runden Hut auf dem Ko„pfe." — König Mikita fragte mit Ungestüm: was sie haben wollten? Antwort: „Geld." — Wie viel? — „Jeder eine Million Dukaten." — Die sollt ihr haben; wollt ihr sonst noch was? — „Wir mögten auch gern unsichtbar, und mit dem „Gelde in 24 Stunden in der Pfalz sein." — Auch das soll geschehen; aber was gebt ihr mir dafür? — Nun mußte Peter, der so weit gedollmetscht hatte, fragen: was er verlange? Kaum hatte aber der Geist darauf geantwortet; so fing Peter, zu nicht geringem Schrekken seiner Prinzipalen, ein Zetergeschrei an, fiel seinem Vater zu Fuße, und bat um Gotteswillen: „Er möchte ihn nicht dem Sa„kan geben." Hieraus ergab sich denn, daß der Geist

*) Auch hierin war dieser Geist dem durch Lavaters Protokoll bekannt gewordenen Geist Gablidone ähnlich. Berl. Monatschr. 1788 Febr. S. 173.

Geist kein geringeres Opfer als den kleinen Dolmetscher verlangt hatte. Gabel tröstete seinen Sohn, daß er ihn nicht um die halbe Welt dem Teufel geben würde; und so zerschlug sich für diesmal die Unterhandlung. — Das Weib machte indeß Hofnung, daß sich der Geist vielleicht mit einem andern Kinde begnügen würde, wenn sie ihn zum zweitenmale rufen ließen; sie mögten nur Tabak, Brantewein u. d. gl. mitbringen.

Zu einem zweiten Besuch bei dem Geiste wollte sich Peter erst nicht verstehen, und mußte mit Hunger dazu gezwungen werden. Die Männer hatten, nach reifer Ueberlegung, beschlossen: dem Könige Mikita zwei Waisen zu geben, die Magsamen in der Kost bei sich hatte. Allein der Geist wollte bei der zweiten Erscheinung schlechterdings nichts Fremdes, sondern ein Kind von dem eigenen Geblüte dieser Männer; und daher ward wieder nichts ausgemacht. Nun entschloß sich Magsamen: das Kind herzugeben, womit seine Frau eben damals schwanger war; aber auch das nahm Mikita, als eine ungeborne Frucht, nicht an. Also wollte endlich Resch seinen zwölfjährigen Sohn Adam mit der Bedingung liefern: daß ihm die andern deswegen nie einen Vorwurf machen sollten. Diese Verabredung ward geschlossen; aber nun hatte sich der Geist anders besonnen, und er erklärte nach einigen fruchtlosen Erscheinungen, da er ihnen wegen andrer Geschäfte nicht länger Audienz geben konnte:

„Er könne nun kein Kind mehr brauchen, und „müsse einen Mann aus ihrem Mittel haben.“ Darüber zerschlug sich dann, aus triftigen Ursachen, das ganze Geschäft; und die Koloniſten erwählten einen ganz natürlichen Weg durchzugehen, auf dem sie auch ganz natürlich erwischt und zurükgebracht wurden.

Da diese Geistergeschichte dem Hauptgegenstande der Untersuchung nur als zufällige Entdekkung eines unternommenen Mittels der Verbrecher zu ihrem Zwekke, eingeflochten ist; so findet sich in den Akten noch kein Verhör: weder des Zauberers im Mostyer Walde, noch der Hexe Jendrzowa, noch des Juden, noch des Königs Mikita. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß das Gericht so viel Macht haben wird: jene erstern drei aus ihren Winkeln, und diese Majestät aus der Hölle zu zitiren, wovon Referent zu seiner Zeit das Weitere melden wird.

Schon nach dem Schluß dieses Aufsatzes erfahre ich: daß die Hexe — welche nach ihrem Manne Jendrzowa, d. i. Frau Andreaßin, eigentlich aber Anna Kowalska heißt — wirklich schon verhört, und mit dem Peter konfrontirt ist; aber noch nichts gestanden hat.

## 5.

# Von Weibern, die erst dann, wenn sie geschlagen werden, ihre Männer lieben.

Ce sont petites choses, qui sont de tems en tems necessaires dans l' amitie; & cinq ou six coups de baton, entre gens qui s' aiment, ne font que rangaillardir l' affection. *Moliere.*

Im Meiners- und Spittlerischen Göttingischen Magazin, Band II. St. 2, steht am Ende Nr. XII eine kleine Abhandlung: Von Völkern, die Schläge für Merkmale der Liebe und Freundschaft halten. — Ich habe das noch in der Schule von Russischen Weibern gehört und gelesen, seitdem darüber nachgedacht, und einzelne Erfahrungen gesammelt, die sich auf Beispiele gründen, welche vielleicht bei manchen Völkern so häufig vorkommen, daß man sie für einen Zug ihres Nationalcharakters hält. Ich war weder in Peru noch in Rußland; aber doch in andern Europäischen Ländern, in denen ich hie und da etwas gefunden habe, das mich abhält, die obige Meinung schlechterdings als lächerlich zu verwerfen.

Ich läugne zwar in Abstrakto: daß Leute, die Schläge bekommen, sie als Merkmale der Liebe und Freundschaft aufnehmen. Aber ich glaube,

daß

daß ein Mensch, wenn er von einem andern den er liebt, geschlagen wird, ihn nach den Schlägen noch ferner, ja stärker lieben kann. Ja ich behaupte noch mehr, nehmlich: daß es oft nur Schläge dahin bringen, daß der Aktivus von dem Passivo *) mehr geliebt wird, als er ohne Schläge je geliebt ward. — Nur ist es keine allgemeine Regel; sondern ein Fall, der aus „dem stumpfen Gefühle „einer Klasse unedler Menschen" entspringt, deren es in allen Ländern giebt.

In Moliere's Medecin malgré lui wird Frau Martine von ihrem Eheherrn geprügelt; ein Dritter will ihr zu Hülfe kommen; sie fährt ihn aber trotzig an: „Ich will nun geprügelt sein. Et „je veux qu'il me batte, moi! Voyez un peu cet „impertinent, qui veut empecher les maris de „battre leurs Femmes." — Cervantes erzählt in der Novella de Rinconete y Cortadillo einen Auftritt von einem brutalen Beutelschneider, der seine Liebste jämmerlich geißelt; und dreht die Erzählung so, daß das Mädchen mit ihrem frisch gepeitschten Felle nicht nur alle Neigung zur Versöhnung, sondern auch größere Liebe zu ihrem Tyrannen blicken läßt. Ich darf nicht erst sagen, was alle Verliebte wissen: daß nehmlich auch feinere Liebe nach aufgehobnem Zwiste heftiger und zärtlicher wird. Aber ich darf mir, glaube ich, etwas darauf zu

guts

*) Der Schlagende von dem Geschlagenen.

gute thun, daß zwei Menschenkenner, wie Moliere und Cervantes, mit mir gleicher Meinung zu sein scheinen, indem sie diese beiden Charaktere aus dem niedrigen Pöbel nahmen, da wo sie eben nicht Karikaturen zeichnen wollten.

Ich habe oft Nachbarn gehabt, wovon der eine seine Frau prügelte und von ihr geliebt war, der andre seiner Frau schön that und gehaßt ward: vielleicht nur aus eignen Ursachen, die nicht allgemein angenommen werden können; aber die Liebe solcher Weiber — oder wie man das nennen mag, wovon ich hier rede — ist doch etwas, das eigentlich aus Furcht entsteht, und aus Dankbarkeit zu einer höhern Empfindung als Gleichgültigkeit steigt. Es ist die Liebe eines Sklaven gegen seinen Herrn, die er darum hegt, weil er weiß, daß es in des Herrn Macht steht, ihn zu schlagen wenn er will. Bedient sich nun der Herr dieser Macht selten, so hält ihn der Sklav für einen guten Herrn und liebt ihn; unterläßt er aber ganz Gebrauch davon zu machen, so vergißt der Sklav, was sein Herr vermag: er verachtet ihn, als einen ohnmächtigen armseligen Herrn, der nicht zu herrschen versteht, er spottet seiner, und hält sich für besser als den, der in seinen Augen weniger Herr zu sein verdient, als er ein Sklav. — Ich vergleiche den Ehestand nicht mit der Knechtschaft; ich halte nicht die Verhältnisse einer Frau gegen ihren Mann mit denen eines Sklaven gegen seinen Herrn für einerlei: als

nur

nur in so fern, wenn sich eine Frau durch knechtische Gesinnungen selbst in dieses Verhältniß setzt. Aber weil doch von ganzen Nationen vorgegeben wird, daß sie die Liebe der Weiber durch Schläge gewinnen müssen, so will ich meine Beobachtungen auch bloß auf die Weiber einschränken.

In dem oben angezeigten Magazine steht: „Die „ursprünglichen Peruanerinnen sind ganz untröst„lich, wenn sie eine Zeitlang von ihren Männern „nicht geprügelt werden u. s. w. Es ist bekannt, „daß man etwas ähnliches von den Russischen ge„meinen Weibern erzählt. Und Haquet sagt gar „in seiner physikalisch politischen Reise in die No„rischen Alpen S. 155 von den Bellunesern: „Frei„er, welche Mädchen zur Gefälligkeit bringen wol„len, müssen hier Mittel gebrauchen, die selten in „der Welt üblich sind; Schmeicheleien, Geschenke „u. d. gl. sollen hier nichts fruchten: aber eine „grobe Behandlung, die meistens in einige Schläge „ausartet, ist das Mittel seine Phyllis zu überwin„den.“ — Schläge vor der Ehe, als ein Mittel die Gunst einer Schönen zu gewinnen, ist etwas das ich nicht begreife *); ob ich gleich in der Ehe eine

*) Um die erste Liebeserklärung wirbt man wohl nie, bei rohen oder halbrohen Nationen, durch Schläge; wohl aber um die erste Gunst von der erklärten Geliebten. Auch ist es seltsam, welche andere Ideen und Vorurtheile sich oft darein mischen; und desto bemerkenswehrter ist es, wenn dergleichen

eine Art Liebe zugebe, die aus Furcht vor Schlägen entsteht, und sich auf Dankbarkeit gründet, die

chen selbst in unsern weniger bekannten Gegenden geschieht. Ich schreibe daher eine Stelle aus der, viel gute Nachrichten enthaltenden, Oberschlesischen Monatsschrift von Löwe und Peuker (Heft I, 1788 Julius, S. 83) ab. B.

„Auf einer Reise, welche ich im Februar 1786 „durch Oberschlesien nach Polen machte, mußte „ich zu Nikolai †) übernachten, wo, da es eben „in der sogenannten dollen Faschingswoche war, „das junge Volk tanzte. Ich fand, daß die pol„nischen Bauermädchen und Bursche ihre Polo„näsen mit so viel natürlicher Geschiklichkeit tanz„ten, daß dieser Tanz in meinen Augen viel mehr „Annehmlichkeit gewann, als wenn ich ihn von „deutschen Damen und Herrn nachäffen sah, weil „er ein unmittelbares Produkt vom Charakter der „polnischen Nation ist. Zugleich bemerkte ich, „daß jeder der tanzenden Bursche eine kleine Peit„sche unter dem Pelze trug. Ich erkundigte mich „bei dem Wirth, und nachgehends auch bei einem „Kompanieseldscheer von der dasigen Garnison: „was diese Peitschen für eine Absicht hätten? „Worauf ich dann von allen die Antwort erhielt: „daß es dasiger Gegend allgemeine Sitte der pol„nischen Bauermädchen sei, nicht eher auf ihrem „Altar der Venus ein Opfer bringen zu lassen, „bevor sie nicht jedesmal von dem opfern wollen„den

†) Dieser Ort in Oberschlesien ist auch wegen des ein Jahr vorher geschehenen Uebertritts eines dortigen katholischen Rathmanns zum Judenthum bekannt geworden. S. Berl. Monatsschr. 1786, August, S. 152.

die der Schwächere gegen den Stärkern hegt, in dessen Gewalt er ist, wenn er sieht, daß sich dieser seiner Macht nicht so oft zu seinem Nachtheile bedient, als er könnte. Er muß aber das Gefühl der Unterwürfigkeit stets haben und behalten, und deshalb mit physischer Gewißheit zuweilen überzeugt werden, daß ihm der Stärkere wirklich weh thun kann; sonst glaubt ers nicht, und mißbraucht die Güte mit der er behandelt wird. — Es ist eine fast allgemeine Folge: daß derjenige welcher Macht und Gewalt über andre hat, verachtet und verspottet wird, wenn er sich dieser Vorzüge niemals bedient; und es ist auch wirklich gemeiniglich das Zeichen eines schwachen Geistes. Ein Regent kommt in Verachtung bei seinen Unterthanen, ein Herr bei seinem Knechte, der Mann bei seiner Frau, der Vater bei den Kindern, wenn er sein Ansehn nie mit Ernst zu unterstützen weiß; alles Liebenswürdige, was er hat, kommt nicht in Anschlag, wenn

„den Burschen tüchtig geprügelt worden; da sie „dann, sobald dieses geschehen, sich ihren Liebha„bern nach Belieben ruhig überließen: weil sie sich „sowohl in ihrem eignen Gewissen, als „auch bei den Geistlichen, welchen sie ihre Sün„den beichten, damit hinlänglich entschuldigen „könnten, daß sie gewaltsamerweise gezwungen „worden, diese Todsünde zu begehn. — Diese „zarte Gewissenhaftigkeit der dortigen Bauerschö„nen habe es nun zur Mode gemacht, daß die „Elegants unter den Bauerburschen kleine Peit„schen bei sich führen.“ — —

wenn er Anlaß zur Verachtung giebt. Liebe und Verachtung können nicht zusammen bestehn; aber wohl Furcht und Liebe, wie es auch selbst die Theologen lehren.

Daß das weibliche Geschlecht Tapferkeit und Entschlossenheit an den Männern liebt, und den Mann schätzt, der Muth und Thatkraft zeigt: das ist eine bekannte Wahrheit, die sich auch bei gebildeten und edeldenkenden Weibern bestätigt. Auch muß eine solche Frau den Mann verachten, der kein anderes Verdienst hat, als daß er sie liebt, ohne daß er ihre Achtung zu gewinnen weiß. Er fügt sich in allen Dingen dem Willen der Frau. Gesetzt, daß sie Erkenntlichkeit fühlt; so fühlt sie doch auch, daß der Mann am unrechten Orte steht: sie maßt sich der Herrschaft an, ohne sich einmal darüber zu freuen, weil der Gegenstand zu unwürdig ist. Man sagt von diesen Ehen: die Frau trägt die Hosen. Bisweilen fallen solche Ehen auch gut aus, wenn die Frau klug genug ist, dem Manne einen Schein von Herrschaft zu lassen; aber öfter läßt sie ihre Verachtung zu deutlich blikken, und würzt den häuslichen Umgang mit so übler Laune, daß Ehescheidung und andere üble Folgen daraus entstehn.

Eine knechtische Seele, sie mag nun in einem Weibe oder einem Sklaven wohnen, muß fühlbar daran erinnert werden, daß das Individuum, welches der Mann oder Herr ist, die Macht hat, ihr

Uebles zu thun; und dann ist wenigstens für die Verachtung gesorgt. Daß aber diese Erinnerung bei einem für edleres Gefühl stumpfen Gemüthe durch so unangenehme Mittel als Schläge, angebracht werden muß, erklärt der Teufel im Hiob, wenn er sagt: „Haut für Haut, und alles was „ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Aber rekke „deine Hand aus, und rakte sein Gebein und „Fleisch an; was gilts, er wird dich ins Ange„sicht segnen?“ — Damit wollte der Teufel, nach seiner Philosophie und meiner Exegese, sagen: „Was fragt Hiob darnach, daß ihm alles genommen werde; er wird nicht gleich Hungers sterben; seine Kinder sind nicht er selbst; Kummer und Empfindelei wird durch seine Gesundheit und Thatkraft überwunden. Aber taste nur seine Haut an, daß er physische Schmerzen kennen lerne; die allein können den natürlichen Menschen aus der Fassung bringen!“

Eine Dirne der Art heirathet einen Mann, den sie liebt, in sofern so eine Kreatur der Liebe fähig ist; den Mann aber, der ihr alles zu gefallen thut, ihren Grillen nachgiebt, und mit ihr nur zärtlich umgeht, wird sie bald verachten, und sich selbst höher zu schätzen anfangen. Versteht er das Ding recht, und kommt nach fehlgeschlagnen gütlichen Versuchen zur rechten Zeit mit einer wohl gemessenen Züchtigung, und läßt das Weib austrotzen: so verschaft er sich nicht nur Ehrfurcht, sondern sie

weiß nun auch, daß sie einen Mann hat, dem es nicht an Muth und Kräften fehlt, ihr unangenehme Empfindungen zu machen. Sie hat nicht Verstand genug, zu überlegen, daß diese nur eine Folge ihrer eignen Aufführung sind; denn ein schwacher Geist sucht immer die Ursachen widriger Dinge außer sich, und glaubt selten, daß sie von ihm selbst herkommen. Sie bewundert also oder liebt endlich gar den Mann, der sie prügeln kann wann er will, und doch von einem so ansehnlichen Privilegium nur sparsamen Gebrauch macht; sie hält das für ein außerordentliches Zeichen seiner Liebe, und liebt ihn wieder. Freilich ist das nicht die Liebe, die ein vernünftiger und gesitteter Mann verlangt; aber ist nicht auch der größte Theil ganzer Völker ungesitteter Pöbel?

Ausgebildete, wohldenkende Menschen haben feinere Mittel, sich Liebe zu erwerben; sie müssen sie aber auch nach dem Gegenstande wählen, den sie zu behandeln haben. Ich erinnere mich eines reichen Wittwers, der in Leipzig eine Jungemagd heirathete, und in dem Ehekontrakt ausdrücklich bestimmte: daß seine künftige Frau niemals anders gekleidet sein sollte, als in der Tracht, die sie als Jungfer getragen hatte, in der gewöhnlichen Tracht der Leipziger Jungemägde. Diese Klausel verschafte dem Manne eine angenehme Ehe. Die junge Frau wünschte, sich wie andre ihres Standes kleiden zu dürfen; und mußte, gebunden an

ihr Versprechen, alle Liebkosungen anwenden, den Mann zu bewegen, daß er bisweilen von seinem kontrahirten Rechte abging, und ihr nach und nach ein und das andre Kleidungsstük nach der Mode erlaubte. Er that es auch; aber nur Stükweise, so daß es immer in seiner Gewalt blieb, eine neue Forderung zu versagen, wenn er es für die häusliche Ruhe zuträglich fand: und die Frau mußte immer wieder aufs neue bitten, oder auch aus Dankbarkeit gute Laune zeigen, wenn er sich ihren Bitten fügte.

Eine vollkommen glükliche Ehe ist eine von den vorzüglichsten Glükseligkeiten dieser Welt; und eben so selten, als andre vollkommne Glükseligkeiten mehr. Viel tausend Menschen müssen sich begnügen, wenn sie nur eine friedliche Ehe haben; und der Russische Bauer, der sie sich mit Schlägen verschaft, ist darum nicht unglüklicher, als der Gentleman, der sich auf den Fuß setzt: zu thun was er will, und seine Frau thun zu lassen was sie will. Und wer weiß, welche Frau von beiden die glüklichste ist?

6.

# Zwei öffentliche Nachrichten über den Magnetismus.

## I.

Es wäre jedem Orte, wo diese neue Lehre sich ausbreitet, ein so einsichtsvoller Beobachter und entschlossener Mann, als der Herr Oberjägermeister v. Sierstorph (s. Mai S. 421) in Braunschweig ist, zu wünschen, um die französischen Scharlatanerieen aufzudekken, mit welchen noch so oft die gutmüthigen Deutschen getäuscht werden. Da dies aber mehr zu wünschen, als zu hoffen steht; so ist, statt jedesmaliger Aufdekkung des natürlichen Zusammenhanges der angeblichen Wunder, ein allgemeiner Unterricht, wie überhaupt diese und ähnliche Erscheinungen bewirkt werden können, gewiß sehr lehrreich und eben daher höchst verdienstlich.

Dies Verdienst erwirbt sich itzt ein geschikter Mechaniker und Naturkenner, Herr Wetzel, der seit mehrern Jahren physikalische und vorzüglich elektrische Instrumente verfertigt, und zur deutlichen Darstellung mancher wichtigen Phänomene selbst eigene Apparatus erfunden hat. Herr Nikolai traf auf seiner Reise diesen geschikten Mann im J. 1781 in Koburg, und gedenkt desselben mit dem verdienten Lobe in seiner Reisebeschreibung B. I, S. 97 (dritte Aufl.), wo er zugleich einige

Nachricht von dessen Leben ertheilt. — Ich lasse hier itzt seine Ankündigung folgen, so wie sie in der Nürnbergischen gelehrten Zeitung (St. 17 von d. J.) steht: woraus man selbst ersehen wird, wie angenehm und zugleich nützlich, vorzüglich in den itzigen Zeiten, seine merkwürdigen Erfindungen sind; und wie sehr sich seine Ankündigung, da er am Ende alles getreu zu zeigen verspricht, von den gewöhnlichen Prospektus der Magnetisten unterscheidet.

Schon an und für sich merkwürdig ist folgende besonders gedrukte Bekanntmachung; sie verdient aber um so viel mehr weiter bekannt gemacht zu werden, da das darin gemachte Versprechen zum Theil erfüllt worden ist, indem ein Freund, der prüfen und urtheilen kann, als Augenzeuge versichert: daß alles dasjenige, was in dem folgenden Aufsatz mit Schwabacher Schrift gedrukt ist, von der Maschine bei der ersten Probe geleistet worden.

„In den letztern Zeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts haben die theils so sehr unter sich verbundenen Wissenschaften, Mathematik, Naturlehre und Chemie, ganz besondere Vortheile für die menschliche Bedürfnisse verschaft, und viele anwendbare Erfindungen erzeugt. Wie es aber mit allen neuen Erfindungen ergeht; so war es auch hier. Durch Mißbrauch und Vorstellungen mit dem Spiel der natürlichen Magie, suchten mehrere der Sache kundige Männer sich Ansehn und Geld zu verschaffen; aber auch dieser Mißbrauch bewirkte es, daß nicht allein diese Kunst, son-

dern

dern auch die zum Grunde liegenden Wissenschaften verdächtig wurden. Man erinnere sich nur der Schröpferischen Geisterzitation, der Schreib- und Rechenmaschine eines Pelletier, des Schachspiels des Herrn von Kempelen, und der keinen andern Grund habenden Mesmeriaden (Magnetismus). Mit Ueberzeugung und Gewißheit rechne ich auch das vermeintlichen Automat des D. Müllers dahin, dessen ich nur in gewisser Rükſicht erwähnen will, welches mir aber Anlaß gegeben, der Sache überhaupt auf den Grund zu sehen, und durch einige Nachahmung jene Schattenspielerei offen vorzulegen. (Ich habe zu solchem Ende die Müllerische Sprach- und Singemaschine, nach ihrer äußern Figur, Größe, und innern Struktur nachgebauet, solche noch überdies mit einem Schachspiel, einer Schreibmaschine und Rechenuhr, und mehrern Künsten vermehret. Diese werde ich öffentlich zeigen, durch sie sprechen, Arien singen, Echo geben, Fragen und Räthsel auflösen, die Dame, die Mühle, das Schachbret, auch den Rösselsprung und andre Solitärspiele spielen, ferner schreiben, arithmetische und algebraische Probleme auflösen, im angeblichen Opferrauch Schatten (Schröpfers Geist) schweben, einen unsichtbaren Strom aus einem Magnetstäblein oder auch nur aus einem Zeigefinger an dem Gesichte eines andern fühlbar, und denen, welche um das sogenannte Baket (Boussole) sitzen, sichtbar machen, in ihren Leibern und Gliedern Zukkungen (Mesmers Konvulsionen) erregen, in- und außerhalb der Zirkel aufgehangene Thermometer verschieden steigen lassen. Am Ende aber werde ich die verstekte Person, mit-

telst welcher alles geschiehet, die aber auch bei der genauesten Untersuchung nicht zu finden ist, öffentlich hervorziehen, und folglich als ein ehrlicher Mann, das getreu anzeigen, was bisher als Geheimniß mit Täuschung Reichthümer hat erwerben und — blenden müssen.

„Bei der Vorzeigung dieser zusammengesetzten Maschine, erkläre ich nicht nur deren Wirkung, sondern erläutere auch das Erforderliche aus der Optik, Akustik, Mechanik, Magnetlehre, Chemie, u. s. w.

Wenn, wo, und unter welchen Bedingungen: werde ich noch besonders anzeigen.

„Baireuth, d. 9. Januar 1789.

Adam Gottfried Wetzel.“

## II.

Es ist wohl der Mühe werth, folgende kurze Nachricht (aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Nr. 14) weiter bekannt zu machen, um zu zeigen, bis wohin sich ein enthusiastischer Anhänger des Magnetismus, ein Geistlicher in seinem thörichten Schwärmersinn verleiten ließ. Hier ist mehr als Lavater!

Aus einem Briefe. Zu welchen auffallenden und skandalösen Erscheinungen das unselige, Leib und Seele zerrüttende Magnetisirwesen in unserm deutschen Vaterlande Anlaß gebe, davon kann auch ich Ihnen eine kleine Probe liefern. — Ein protestantischer Prediger einer angesehenen Reichsstadt lehrte unlängst: Wer nicht an Magnetismus glaube, sei eben so verdammungswürdig, als der, welcher die

Gott

Gottheit Christi läugne!!! Denken Sie Sich hinzu, daß dies in öffentlicher Katechisation, und also vor Zuhörern gesagt ward, die das Gehörte nicht zu prüfen vermögen; so wird Ihnen der Unfug in seiner ganzen Größe auffallen. Nicht zufrieden also, daß diese Seuche so viele alte Köpfe befällt, befleißen sich Mesmers Jünger auch noch, die jungen Seelen anzustekken, und für die Zukunft ihren verderblichen Saamen auszustreuen.

7.

## Schreiben eines Reisenden in der Schweiz.

Im Sommer 1788.

Ich bin itzt in Zürch; und ich will Ihnen melden, was ich von Kunstsachen und Künstlern gesehen habe.

Ein Freund brachte mich zu dem Herrn Amtmann Heidegger. Ich fand bei ihm ein mit Gemälden überhangenes Zimmer: keine kostbare Schildereien, aber vieles, das dem Kenner interessant ist. Dann wies mir dieser gefällige Mann eine Sammlung von Handzeichnungen, unter welchen sehr schätzbare von A. Waterloos sind. Und zween Bände Prospekte, meistens Schweizer-Gegenden: von dem alten Niederländer J. Hackert,

und dem Schweizer Felix Meyer. Nebendem hatte ich noch das ausnehmende Vergnügen, eine Sammlung von Studien des sel. Geßners zu sehen, des Mannes, der mir lieber als halb Zürch gewesen wäre, wenn ich ihn von Angesicht zu Angesicht noch hätte sehen und sprechen können. (Hr. Heidegger ist der Schwager des sel. Mannes.) Diese Sammlung besteht aus vier Foliobänden, und ist ganz planmäßig und nach den Gegenständen geordnet. Die Wittwe Geßners übergab nach seinem Tode alle Kunstwerke diesem ihren Bruder, der sie dann ordnete, und mit einer gedrukten und beigebundenen Nachricht an die Geßner'sche Nachkommenschaft begleitete. Wenn für alle Kleinodien so viele Vorsicht gebraucht würde, wie für diese schätzbare Sammlung, so würde vieles nicht verloren gehen: vieles würde nicht Spielzeug der Kinder; auch würde mancher ehrliche Mann, der aber Nichtkenner ist, weniger von Unterhändlern überschnellt werden, wenn er die Sachen verkaufen will oder muß. Ein paar Stunden habe ich mich müde gesehen; und bin in meinem Urtheil ungewiß: ob Geßner mehr Verdienste als Dichter oder als Künstler habe. — Herr Heidegger hat eine Tochter, ein kleines liebenswürdiges Mädchen, die ein ungemein großes Talent zum Zeichnen hat. Ich fand sie, wie sie Blumen nach der Natur zeichnete.

Am folgenden Morgen war Herr Amtmann Heidegger so freundschaftlich, mich in das Geßnerische Haus zu führen, um da noch einige Gemälde des verewigten Mannes zu sehen. Ich ward entzükt über die herrlichen Sachen: Mannigfaltigkeit in Gedanken; konzentrirte Natur; vortrefliches Kolorit; Harmonie in Schatten und Licht: kurz, aufs Blatt hingezauberte Dichtergegenden, wo es Seelenwonne ist, sich nur hineinzu denken. Ich sah die achtungswürdige Wittwe Geßners, die mich einige Zeit von dem Seligen unterhielt. Auch war der jüngere Sohn zugegen, ein Jüngling von 19 Jahren, der sich auf Wissenschaften legt, und Buchhändler werden soll. Von dem ältern Sohne, der iht in Rom als Maler ist, wies man mir Studien, die er vor ein paar Jahren in Dresden gemacht, die mich überzeugen, daß er in der Kunst groß werden muß. Unter andern sah ich eine Schlacht von 5 Fuß Länge, reich an Figuren, kühn und ferm gezeichnet, von so viel Wirkung, daß es mir unbegreiflich war, wie ein Jüngling von etwa 21 Jahren, der nie Feinde und Schlachten gesehen, mit so viel Wahrheit malen konnte. In Rom, wo er nun ein Jahr zugebracht, mag er viel in Kolorit und Zeichnung zugenommen haben.

Ich ging über den Lindenhof, eine kleine Promenade auf einem Hügel unweit dem Gasthof. Die Oberfläche ist mit großen ehrwürdigen Eich-

bäumen besetzt. Von da übersieht man die Hälfte der alten unregelmäßigen Stadt, die kristallklare Limmat am Fusse, und gleich an der Stadt den herrlichen See, der ganz spiegelglatt war. Im fernen Hintergrund erscheint die Kette der Schneegebirge, die das schöne Gemälde schließt. Nur Schade, daß für diesen herrlichen Platz nicht bessere Sorge getragen wird! Einige sterbende Linden könnten noch mit Ausfüllen von fetter Erde für einige Jahre gerettet werden; und dann ärgerte mich das Aufhängen von Wäsche, wodurch die Hälfte der Promenade bedekt wird.

Von öffentlichen Gebäuden und Verzierungen, die ich hier gesehen, muß ich urtheilen: War es wohl möglich, an dem Orte, wo Geßner als Rath lebte, der Mann des besten Geschmaks, dergleichen verfertigen zu lassen? Wie lächerlich steht nicht der Pelzmann und Silen auf dem großen Brunnen, mit den übrigen Fratzengesichtern? und die Brunnen am schönen Waisenhause? und dergleichen Statuen sind, wie ich höre, noch eine Menge.

Ich besuchte die große Promenade an der angenehmen und schnellfließenden Limmat. Eine lange Allee von Linden und andern Bäumen geht dem Gestade des Flusses nach; am Ende dieser Allee fällt ein zweiter Fluß, die Sihl, in die Limmat, und macht da eine Spitze, von welcher dann wieder eine Allee am Bord der Sihl hinauf führt. Diese zwei ziemlich große Flüsse und ihr fruchtbares herr-

liches

liches Gelände machen da eine der anmuthigsten Promenaden, die ich je gesehen habe. Zwischen den Alleen ist der Schieß- und Waffenplatz. Am Ende, wo dieser in die Spitze läuft, ist ein Abschnitt von Schattenpartieen. Schade, daß da allzuviel kleiner Detail von Bosketten den schon nicht großen Raum noch enger macht! Wird die Promenade stark besucht, dann müssen die Leute aller Orten ins Gedränge kommen. In Kaffee- und Küchengärten, wo man gerne tête a tête konversirt, gehören dergleichen Kabinettchen; aber an öffentlichen Spatziergängen nicht. Was diesen, da wirklich unschiklichen, Bosketten einen Werth giebt, sind die verschiednen seltnen in- und ausländischen Holzarten, die alle sehr gut gepfleget werden und gedeihen. Wenn sie da vervielfältigt sind, so können sie mit der Zeit dem ganzen Lande nutzbar und gemein werden.

Ich hörte: es sei noch eine andre Promenade, auf eine Viertelstunde weit, im Sihlholz. Ich ging hin, und mußte der Sihlallee nach, und dann auf einem offenen Wege am Flusse. Endlich kam ich hin, und fand da einen menschenleeren kleinen Hain, von wenigen Morgen Land, der von dem Sihlfluß und Kanälen zur Insel gemacht ist. Diese kleine Insel ist mit einer Sternallee durchschnitten; an den Alleen sind Gruppen von verschiednen Holzarten angelegt. In der Mitte, wo sich die Gänge kreuzen, ist ein großer Zirkel

und Parterre, wo Ruhebänke angebracht sind. Obgleich diese Partie klein ist, so haben die Alleen weit mehr Breite und Ansehen, als auf der großen Promenade. Wer nicht gern ins Gedränge will, kann leicht ausweichen. Wer eingeschränkte Gegend und Einsamkeit liebt, hat da wirklich einen recht angenehmen Aufenthalt; und die am Ende eines Kanals liegende Walkmühle macht die Allee pittoresk.

Am andern Morgen besuchte ich ein paar geschikte Maler: Wüst und Hesse, beide Landschafter. Bei dem ersten sah ich einige mit vielem Fleiß ausgeführte Kompositionen, auch ein paar Prospekte nach der Natur in den Schweizer-Gebirgen. Schade, daß das Kolorit zu viel Wintergrau oder Kälte hat. Auch ist der Baumschlag nicht Natur, sondern manierirt. Die Gipfel der Bäume auf den Vorgründen sind zu platt abgeschnitten, und laufen alle in zu starken Aesten aus, welches nur der Fall von abgestorbnen faulen Eichbäumen ist, die um ihrer Steife willen nur selten malerische Schönheit haben. Herr Wüst sollte die Natur im Detail mehr zu Rathe ziehen, dann würden seine Landschaften gewiß noch mehr Werth bekommen. Ungeachtet meines Tadels ist Herr Wüst ein sehr geschikter Mann. Beim Amtmann Heidegger sah ich von ihm eine Landschaft, in welcher das Kolorit warm und ganz im rechten Tone ist.

Herr

Herr Hesse, — ein Schlächter, der sein Metier täglich treibt! — ist ein respektabler Künstler, ein artiger, liebenswürdiger Mann, der Lebensart hat, und Belesenheit zu haben scheint: Eigenschaften, die sonst bei Schlächtern gewöhnlich nicht angetroffen werden. Die Malerei ist seine Nebenbeschäftigung. Sobald ich in das Zimmer trat, fiel mir ein Meisterstük: ein Ochsenhaupt in natürlicher Größe, auf, von ihm nach der Natur in Oel gemalet. Eine Arbeit, deren sich der größte Thiermaler freuen würde. Sein Lieblingsfach aber ist: Landschaft nach der Natur, Schweizer-Berggegenden, die er in Oel malt, mehr aber kolorirt zeichnet. Ich gebe den letztern den Vorzug; und es ist für den Mann schiklicher, da er nicht Zeit genug zum Präparat der Oelfarben hat. Wenn Hesse das Gebirge durchreist, Vieh zu kaufen, dann entwirft er die merkwürdigsten Gegenstände auf der Stelle, und führt sie zu Hause fleißig aus. Er ist ein junger Mann von etwa 30 Jahren. Wird er den Entschluß nehmen, nur ein Jahr lang fleißig Detail nach der Natur zu zeichnen, dann muß er noch weiter kommen. Nur auf den ersten Blik den Hauptgedanken nehmen, ohne auch den kleinen Detail wohl nieder zu schreiben: führt immer zu Manier. Das ist der Fehler vieler Landschaftmaler, und durch Vermeidung dessen ward Geßner groß. Der Staubbach, von diesem Hesse eine große kolorirte Zeichnung, ist in allen Theilen vortreflich.

Herr

Herr Hesse sagte mir von zween andern geschikten Zürichern: Freudweiler und Meyer, und von einem Major Keller, der den guten Einfall hätte, Zeichnungen und Gemälde nur von alten und neuen Züricher Malern zu sammeln. Ich besuchte alle drei, die sehr gefällige artige Leute sind.

Herr Freudweiler hatte nicht viel von seiner Arbeit bei der Hand, aber was er hatte, war gut; nur bemerkte ich, daß er sich in zu viele Fächer eingelassen, und also in keinem groß werden kann. Talent und Maleranlage sind gewiß da; aber Schade, daß der Mann sich nicht auf ein einziges einschränkt. Er scheint übrigens ein sehr feiner artiger Mann zu sein.

Herr Meyer, ein Strumpfstrikker, zeichnet als Liebhaber, und ätzt Landschaftchen mit Geschiklichkeit. Würde er fleißig nach der Natur zeichnen, so müßte er in wenig Zeit ein guter Zeichner werden. In denjenigen Zeichnungen, die ich von ihm gesehen, fehlt zuweilen natürliche Ordnung und Perspektiv. Es stehen Pflanzen und Gebüsche da, in Vor- und Mittelgründen, die Verwirrung machen. Es scheinen so einzelne zusammengesetzte Gedanken zu sein. Dann ist der Schwung der Aeste seiner großen Eichbäume nicht natürlich.

Diese vier Künstler sind durch Geßners Aufmunterung dahin gekommen. Er liebte und ehrte sie; verachtete ihre Versuche nicht; lobte was gut war, und munterte sie immer auf. — Und diese

liebten

liebten Geßnern als ihren Vater in der Kunst; das sagten mir alle.

Nun besuchte ich den Herrn Major Keller, einen sehr gefälligen, artigen Mann, für dessen patriotischen Einfall das Züricherische Publikum ihm Dank wissen sollte. — Da fand ich ein paar sehr schöne Gemälde von Geßnern, und zwei große Gemälde von dessen Sohn, die mit Feuer weggemalt sind. Mich frappirte da ein mit und auf dem Pferd schwebender Dragoner, der über einen gefällten Eichstamm zur Attake setzt. — Dann sind wirklich gute Landschaften von Wüst und Hesse; ein paar schnurrige Dinger von Freudweiler, reiche Komposition in Figuren à la Hogarth; nebst vielen andern von ältern Zürichern. Was mir auch noch gefiel, war die Arbeit von einem Landvogt Landolt, den ich gern noch persönlich kennen gelernt hätte, wenn er in der Stadt wohnte. Was der Major mir von ihm gesagt, machte mir den Mann sehr lieb. Er soll in seinem ganzen Betragen viel auffallende Originalität haben. Landolts Gemälde ist ganz kriegerisch und Nachtstük. Der Vorgrund ist ein abschüssiger Fichtenwald, aus welchem Zietensche Husaren zum Angriff aufreiten. Bäume und alles fleißig und bestimmt ausgemalt. Im tiefen Mittelgrund stehen einige in Brand gesteckte Häuser, vor welchen scharf scharmuzirt wird. Dieses entfernte Feuer beleuchtet den Hintergrund und durch Streiflichter den nächtlich dunkeln Wald,

und verbreitet außerordentlichen Effekt. Ich habe nicht viel Frappanters gesehen; wahre Natur, bei wenig Malertheorie und Praktik. Wenn sich dieser Liebhaber ganz der Kunst widmete, da er immer auf dem Lande wohnt, so müßte er gewiß groß werden.

Da haben Sie nun eine ganze Kunstgeschichte Zürichs. Es ist doch merkwürdig, an einem eben nicht großen Ort so viele geschikte Leute beisammen zu finden.

Herr Professor Usteri, Stifter der bekannten Mädchenschule, wies mir mit ausnehmender Gefälligkeit die öffentliche Bibliothek. Das Haus ist wohl gebaut, und liegt sehr angenehm am Wasser. In der Zahl der Bücher mag sie die stärkste in der Schweiz sein. Besonders zeichnet sich eine ziemlich vollständige Sammlung von Jesuiter Schriften aus, die ein Engländer Hollis der Bibliothek geschenkt hat. Es steht auf dieser Bibliothek auch ein Denkmal, einem Bürgermeister Heidegger gewidmet: ein Brustbild in Erz, in antikem Geschmak, auf einem schönen marmornen Postament, von Sonnenschein in Bern sehr gut gearbeitet.

8.

# Erklärung über die neue chemische Untersuchung des Luftgoldes.

(S. Mai, S. 484. f.)

I.

## Schreiben an Herrn Professor Klaproth.

Ew. Wohlgeboren übermache ich eiligst diese Zeilen, um noch mit erster Post meine Anzeige auf die wohlthätige erhabne patriotische Kommission einzuschikken, welche mit edler Mäßigung mich endlich aus einem schwarzen schändlichen Betruge aufgewekt hat. Ich werde zu andrer Zeit mein Diarium, in ganz andrer Absicht drukken lassen. Der Mensch ist noch in Magdeburg beim Exerzieren seit 3 Wochen; er muß also die armen Weibsleute gut instruirt haben, daß diese es so fortsetzen konnten. Ich war aber schon selbst voll Gedanken und Verdacht. — Die gelbe Kugel habe ich Hrn. Prof. Richter gegeben, zur weitern Entdekkung, was dieses seie. — Ich werde aber weiter nichts thun, als die armseligen Narren bedauern, die mich selbst von sich entfernen. Mit vielem Respekt empfehle ich mich an Se. Excellenz; und bin indessen

Ew. Wohlgeborn

Halle, den 9. Mai 1789.

verbundenster
J. S. Semler.

## II.

## Schreiben an die Herrn Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Ich müßte der ehrliche Mann nicht mehr sein, der ich immer war, wenn ich nicht eilte, Ihnen Dank zu sagen, für die besondre Wohlthat, welche Sie mir im Maimonatsstük (S. 484 f.) erwiesen haben; da sogar Se. Excellenz von Zedlitz jener chymischen Untersuchung beizuwohnen und sie zu unterschreiben geruhet haben. Ehe ich dies Stük sah, hatte mir ein auswärtiger Freund schon seine Versuche gemeldet; ich wollte mir dadurch helfen, daß ich dachte, die Ursache der Auflösung dieses Goldes in aqua forti *) wäre darin zu suchen, daß es noch nicht im Feuer geschmelzet worden. Ich ersuchte daher Hrn. Prof. Richter, um diese Gefälligkeit; und konnte gewiß der Erscheinung des Kupfers gar nichts entgegen setzen. Jenes chymische Verhör in Berlin vollendete meine Ueberzeugung, ob ich gleich die besondre Veranlassung eines so groben Betrugs desto weniger finden kann, da ich gegen eine blutarme Familie, unter welcher ich nun diesen Betrug vertheilen mußte, sehr freigebig täglich gewesen bin, und mir weiter nichts ausbedungen hatte, als meine Massen unverfälscht

in

*) Die Auflösung des Semlerschen Goldes in Scheidewasser s. Mai S. 493, Nr. IV.

in der Wärme zu erhalten. Dieser Betrug trift nun eben diese meine Massen nicht; indem man solchen Goldschaum oben eingelegt hat: aber ich werde doch nun lieber diese Gläser ganz verlassen.

Die wahre Ursache des so lang fortgehenden Irrthums, ist zufällig diese. In meiner Masse entsteht Gold aus mineralischem Salze; aber nicht in großen Flächen; dieses Gold hatten die Herrn Professoren Klaproth und Gren ehedem selbst geschmolzen und ächt gefunden *). Nun schloß ich auf dieses Zeugniß fort; weil diese generatio *aurei* auri wirklich unbekannt ist, es möge eine solche Erscheinung auch bisher unbemerkt geblieben sein. Wenn nun jemand von den so vielen Gelehrten und Freunden, die ich fast täglich mit mir nahm, gefordert hätte, ich sollte durch Schmelzen etwas ver-

 suchen

*) Aber wie, wenn dies ächte Blättchengold, eben so wie hernach das unächte Schaumgold, von dem Arbeiter nur in die Phiolen und Kolben hineinpraktizirt worden? — Aber auch diesen Irrthum, wenn er Statt hat, wird der vortrefliche Mann gewiß selbst finden, und dann eben so ehrlich entdekken, als er überhaupt bei dieser Sache mit der offensten und edelsten Wahrheitsliebe verfahren ist, sich den freiesten Widerspruch gefallen ließ, und nun auf eine musterhafte und für unsre Zeiten fast beispiellose Art seinen Irrthum selbst freimüthig eingesteht und bekennt. So ist es wahrer Gelehrten und Männer von großen Verdiensten würdig! Und so bleibt ein Semler, selbst wo er fehlet, noch lehrreich. B.

ſuchen; ſo wäre ich ſchon vor 8 bis 9 Monaten von dieſem Betruge überführt worden. Viele redeten heimlich, oder zweifelten auch öffentlich; aber ſo lange niemand auf eine Probe verfiel, konnte ich nicht dieſes Urtheil vorziehen, wodurch ich 3 bis 4 Menſchen zu Theilnehmern des Betrugs erklären mußte, denen ohnehin die größte Armuth gleichſam ein Privilegium gab, ja noch für ehrlich gehalten zu werden. Meine gute wohlthätige Geſinnung hat mich lange geblendet; dies iſt mir keine Schande: obgleich ich gern geſtehe, es gehöre zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft, daß nicht viele Menſchen ſo ſehr gutmeinend werden.

Ich habe indeſſen die unſtreitige Beruhigung, daß durch den mir widerfahrnen Betrug gar niemanden ein Nachtheil zugewachſen; daß vielmehr durch dieſe ſchändliche Aufführung gegen mich unſern Zeitgenoſſen ein viel größerer Eindruk mitgetheilt werden muß, von der gleich großen Gefahr des Betrugs, wegen der unerforſchlichen, faſt unumgänglichen Eigennützigkeit faſt aller ſolchen Menſchen, die man hiezu gebrauchen will. Wer nicht ſelbſt und allein dieſen, an ſich wahrlich ehrlichen, Unterſuchungen gewachſen iſt: muß viel lieber ſie liegen laſſen. Ich würde für mich ſelbſt ſchon viel weiter gekommen ſein, wenn ich nicht aus übereilter Gutthätigkeit mit ſehr armen Menſchen zu nahe bekannt worden wäre, und ihnen eine ganz vorzügliche Treue und Ehrlichkeit darum

beigelegt hätte, weil ich dafür hielt, sie könnten nicht undankbar sein. Ich hatte richtige Kenntnisse; ich hatte ehrliches Gold, voll auf möchte ich sagen; daran dachte ich nicht, daß man so gar thöricht sein könnte, in Meinung mir eine große Freude zu machen, meine langsame Ordnung sogar heimlich zu unterbrechen; um es einem besondern Fleiße zuzuschreiben, daß es so geschwind ginge. Ich kann mir nicht Schuld geben, daß ich die Neuigkeit verheimlicht hätte; ich trat überall ans helle Licht; ich führte fast wöchentlich Zuschauer und Beobachter dazu; ich erzählte es gar im Druk: und dennoch habe ich es mir allein zuzuschreiben, daß ich eine größere Menge dieses sogar häufigen Goldes an Herrn Professor Klaproth und andere schikte, um allerlei Versuche vornehmen zu können; die dann endlich auch die wahre Beschaffenheit dieses Kupfers ganz sicher entdekten. Wie glüklich würden Staaten sein, wenn vielmehr dergleichen öffentliches Gericht gleichsam Statt fände, statt jener Verheimlichungen auf einer Seite, und statt jener selbstzufriedenen Privaturtheile!

Schon vor geraumer Zeit habe ich den ersten Anfang, den Stof, das unmodifizirte Chaos, an 2 angesehene Personen mitgetheilet; in den Händen des Einen treffen alle ehrlichen Veränderungen schon ein, bis auf sichtbares Gold; dies ist noch nicht da; es wird aber unausbleiblich erfolgen. Ich sehe mich noch um nach einer dritten oder

vierten Person, der ich es mit dem Zutrauen bekannt machen kann, daß das sehr große Vorurtheil von allgemeiner Falschheit dieser Aufgabe sie nicht hindern wird, die langsame Geduld anzuwenden. Es ist immer nur die Rede von physischer wahren Ordnung; noch nicht von Profit, noch nicht von Millionen. Um dieser alten und ehrlichen Wahrheit willen, um sie von den so herrschenden Betrügereien zu unterscheiden, die leider glüklich fortdauren, weil sie geheim gehalten werden: hatte ich mir selbst Kenntnisse einer alten Sprache und einer verstekten wahren Sache, zu schaffen angefangen; desto sicherer, wie ich meinte, nicht selbst eine Zeitlang betrogen zu werden. Im Ganzen wird also meine Erzählung nützlich sein, wenn ich gleich es nun auch bestätige, was die besten Könige und Fürsten erfahren: daß Herzensgüte und würdige Absicht noch immer nicht gegen unartige Menschen schützen!

Halle, d. 9. Mai 1789.

Dr. J. S. Semler.

9.

# Ueber den Lorbeer auf Virgils Grabe bei Neapel.

Im Februär der Berl. Monatsschrift d. J. wird, bei Gelegenheit einer Beschreibung der Quelle von Vaukluse, von dem Verfasser dieses interessanten Aufsatzes S. 170 f. die Geschichte folgender unlängst zu Paris erhobenen Streitfrage, ihrer weitläuftigen Verhandlung, und endlichen Entscheidung erzählt: „ob sich nehmlich auf Virgils Grabe „bei Neapel wirklich ein Lorbeerbaum befinde, „wie so oft Dichter und Reisebeschreiber gesagt ha„ben; oder nicht?“

Hätte es irgend einer französischen Akademie, z. B. der des Inscriptions, oder einer andern gefallen, dieser Frage den Stempel ihrer Auktorität aufzudrükken — wie dies denn mitunter wohl bei noch unwichtigern Aufgaben zu geschehen pflegt —; so wäre es noch leichter zu erklären, woher diese Untersuchung in Frankreich einen Anstrich von Wichtigkeit gewonnen haben könnte, der ihr itzt mangelt, so daß auch das Verdienst um die Aufklärung dieser Sache an sich nie groß sein kann. Indeß wissen gewisse Leute gewissen Dingen, durch die Mine mit welcher sie solche dem Publikum vortragen, einen Schein der Wichtigkeit zu geben, und sie, in Ermanglung wichtigerer und nützlicher-

rer, zum Gegenstand der allgemeinen Neugierde und weitläuftiger Untersuchungen zu machen. So ging es, nach der Erzählung des Verfassers jenes Aufsatzes, auch mit dieser von den Pariser Journalisten aufgeworfenen Frage. Der Hauptstadt der Modewelt gefiel es, besondern Theil daran zu nehmen; und so traten denn Streiter die Menge in die Schranken, um über das Für und Wider dieser Frage zu kämpfen. Und die guten Journalisten kamen in die Enge, — bis sich ein paar Männer erhoben, um „auf eine kurze und bündige Art dem ganzen Handel ein Ende zu machen.“ Diese Männer hoften ohne Zweifel, durch ihre Entscheidung den Lorbeer beim Pariser Publikum zu gewinnen, den sie jenem gekrönten unsterblichen Dichter zu entreißen, oder doch abzuläuguen, suchten. Sie zerhieben eigentlich den Knoten: wie es denn auch in Frankreich, ganz so wie bei uns, nicht selten bei Entscheidung viel wichtigerer verwikkelter Fragen geht; sie läugneten die ganze Sache, und zwar so, daß der eine sagte: „er habe keinen Lor„beerbaum gesehen, und biete Jedem der das Ge„gentheil beweisen könne, eine Wette von 50 Luis„dor gegen Einen an“; der andre: „es sei ein „bloßer Betrug der Neapolitanischen Ciceroni“ u. s. w. — Ich muß gestehen, mir scheint diese Entscheidung so seicht als unerwiesen; und es thut mir leid um die Societät der Pariser Journalisten, daß sie, nach so vielen Kosten, mühsamen Nachfor-

schun-

ſchungen dieſer Sache, Unterſuchungen und Prüfungen der Gründe auf beiden Seiten, Uebertragung der ſämtlichen ſich widerſprechenden Briefe über dieſen Gegenſtand an einen Gelehrten, um durch das daraus gefundene unerfindliche Reſultat das wißbegierige Pariſer Publikum zu belehren, daß ſie (ſage ich) am Ende mit einer ſolchen Entſcheidung dieſer beiden Ehrenmänner nicht allein ſich ſelbſt haben begnügen laſſen, ſondern auch ihr Publikum haben begnügen wollen, das ſich hoffentlich ſchon damit ſehr begnügt fand, den Streit endlich nur geendigt zu ſehen.

Indeß behält dieſer ſo hitzig geführte Streit, in Rükſicht der Sache die er betraf, wenn auch nicht für ein ganzes Publikum, doch wenigſtens für einzelne Reiſende in jenen Gegenden, und für den Verehrer des unſterblichen Dichters, immer Intereſſe genug, um — auch ohne Nebenabſichten auf die niedergelegten 50 Luisdor — ein Wort eigener Erfahrung darüber mitzutheilen.

Im Sommer 1783 war ich in Neapel; und traf, auf meinen Wallfahrten in die dortige, durch Natur, Kunſt und Alterthum ſo höchſt merkwürdige Gegend, auch auf das angegebne Grab des Dichters, der einen Theil dieſer Gegend ſo treflich beſungen hat. Mich verlangte nach dem Anblik des Grabes Virgils, und des ſo berühmten Lorbeerbaums, der gleichſam aus der Aſche des mit unſterblichem Lorbeer gekrönten Dichters entſproſſen war.

war. Mich verlangte sogar (wie ich gern gestehen will), einen heiligen Raub zu begehen: theils um einem meiner deutschen Freunde, dem ich einen Zweig von diesem Baum versprochen hatte, Wort zu halten; theils weil ich gern durch dergleichen sinnliche Gegenstände mir die Rükerinnerung genossener Freuden erhöhe. — Ehe ich jedoch diese Wallfahrt antrat, sagten mir schon einige meiner Bekannten in Neapel, und unter diesen, der nun verewigte, mir ach! unvergeßliche Filangieri *): „ich

*) In meines Freundes Herrn Bartels Briefen über Kalabrien (Th. I, am Ende des 5ten Briefes) stehen einige Nachrichten von diesem treflichen jungen Mann, dem Ritter Don Gaetano Filangieri, dessen Namen durch sein vortrefliches Werk: *Scienza della Legislazione*, mit dem Namen eines Montesquieu, verewigt ist. — Als ich des freundschaftlichen Umgangs dieses Unvergeßlichen in Neapel genoß, lebte er noch am Hofe, wovon er sich nachher zurükzog, und war Königlicher Kammerherr, erster Gesellschafter des verstorbenen Kronprinzen, Finanzrath und Großkreuz des Königl. Konstantinordens. Er war mit dem Könige erzogen, und ward brüderlich von ihm geliebt. Seine schöne und edle Gestalt war der Spiegel seiner helldenkenden offnen Seele. Bei allen seinen Verbindungen am Hofe, und mitten im Geräusch der ihn umgebenden großen Welt, kannte er, neben einem geschäftsvollen Leben, kein größer Glük, als den liebevollen Umgang seiner damals erst gewählten vortreflichen Gattinn, (sie war eine Hofdame der Königinn, von deutscher Geburt) und seiner Freunde, die ihn alle mit Enthusiasmus liebten. In den verschiedensten Situationen habe ich ihn kennen

„ich werde dort keinen Lorbeerbaum mehr finden;
„wirklich habe vor mehrern Jahren ein solcher
„Baum auf Virgils Grabe gestanden, er sei
„aber durch das viele Betasten, Abbrechen der
„Zweige und Blätter, Einschneiden von Namen,
„und dergl. schon seit mehrern Jahren ausgesto-
„ben.“ — Halb entrüstet hörte ich diese Nachricht, fand Kirchenraub darin, ärgerte mich über die Berupfungen der Lorbeeren des Unsterblichen, wodurch, wenn gleich dieser davon nicht arm ward, sich doch vielleicht mancher reich zu stehlen glaubte. Aber wahrlich! es haben sich die Manes des Sängers der Fluren, Felder und Helden *), für diesen Frevel,

kennen und lieben gelernt: am Lager seiner todtkranken Schwester, an der Seite seiner so geliebten Braut und nachherigen Gattin, in großen und kleinen Zirkeln seiner Freunde, in seinem geschäftsvollen Arbeitszimmer, als Erzieher eines Kronerben, als Freund eines Königs. Immer war er Er Selbst; immer gleich groß und liebenswürdig!... Er starb, schnell hinweggeraft durch eine Krankheit, die nur drei Tage dauerte, aber um desto schrecklicher war, an einem von den fürchterlichsten Zufällen begleiteten Entzündungsfieber, den 21 Jul. 1788, im 36sten Jahr. — Nur wenige starben beweint, wie er!...

Ich konnte mich beim Nennen des Namens dieses edlen Mannes nicht enthalten, seinem Andenken dieses gerührte Opfer meiner innigsten Verehrung zu bringen.

*) Ein Italiänischer Schriftsteller, Pietro di Stefano, ist der nicht ganz erwiesenen Meinung, daß die

Frevel, an unserer neuern Dichter vielen, zur Quaal der Lesewelt, gerächet! Mögten sie bald versöhnt sein!

Ich bestieg den 8. Juni des vorbenannten Jahres den Hügel bei Posilippo, auf welchem das Grab steht, und fand — meine Freude darüber war nicht geringe! — zwar keinen Lorbeerbaum, jedoch viele in voller Blüthe stehende Lorbeerstauden, mit deren Gebüsch die ganze obere Fläche des Grabmals, wie eine Laube, bewachsen war. So fand ich also doch das Bild meiner Phantasie: die Asche des Dichters ruhe unter Lorbeerschatten, wirklich in der Natur! Ich labte mich an diesem reizenden malerischen Anblik; und freute mich zugleich, meinem deutschen Freunde Wort halten zu können, der mich gewiß nur ungern mit leeren Händen aus Italien würde haben zurükkommen sehen.

Auch konnte ich, dem Ganzen unbeschadet, aus diesen Gebüschen Zweige für mich mitnehmen, ohne mich des Aussterbens derselben mitschuldig zu machen; denn die ganze nahe Gegend um das Grabmal her ist mit diesen Lorbeerstauden bewachsen, die

die Urne mit der Asche des Dichters im J. 1560 noch vorhanden gewesen sei, und daß folgende zwei lateinische Verse daran gestanden hätten:

Mantua me genuit; Calabri rapuere; tenet nunc
Parthenope; cecini *pascua, rura, duces.*

Die bis auf das Grab selbst fortgewuchert sind, und wohl nicht leicht verwüstet werden können. Freilich fällt dadurch das Wesentliche der Idee hinweg: aus Virgils Asche sei ein Lorbeer entsprossen. — Einer von diesen dort abgebrochenen Zweigen *) hängt, in einen Kranz gebogen, in Rahm und unter Glas vor mir, über meinen Schreibtisch, zu desto lebhafterer Rückerinnerung an zwei der schönsten und frohesten meiner Lebenstage, die ich in einer der reizendsten, durch tausend Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten mannigfaltigen, und durch die vielen Reste des Alterthums so ehrwürdigen

*) Zum höchst möglichen Beweise von dem was ich sage, und zur eignen Beurtheilung, habe ich Hrn. Bibl. Biester einen von diesem meinen größern Zweige abgelösten jungen Schoß des Lorbeers, mit dem obenstehenden Aufsatz, überschickt. — Eben Diesen jungen Schoß zeigte ich vorher unserm bekannten hiesigen Botaniker, Herrn D. und Professor Eiseke, der mir darauf folgende schriftliche Antwort, mit der Erlaubniß, hier Gebrauch davon zu machen, gab: „Das mir mitgetheilte Specimen „vom Lorbeer vom Grabe Virgils erkläre ich auf „alle Weise für ächten Lorbeer; es ist nehmlich „Linnaei Laurus (nobilis) foliis venosis perennantes, „bus floribus quadrifidis dioicis. Da es ein junger „Schoß ist, so sind die Blätter blässer grün, als „sie von einem ältern Zweige sein würden; und „daher ist auch der Blattstiel und die Mittelrippe, „durch die Linse betrachtet, zart wollig (pubescens). „Das Specimen ist übrigens so schön und deutlich, „daß jeder Kenner es gleich dafür ansehen wird. „U. s. w."

digest

digen Gegend hinbrachte: eine Rükerinnerung, die das Fest meiner Phantasie in den heitersten Stunden meines bisherigen und künftigen Lebens ist und bleiben wird!

Fast im Mittelpunkt der obersten Fläche des Grabmals, sah ich einen, etwa einen halben Fuß hohen, und eines Arms dikken, Stamm eines ausgegangenen und abgebrochnen Baums hervorragen; und mein Begleiter — nicht etwa ein trügerischer Cicerone, von denen ich überhaupt in Italien mich entfernt gehalten habe; sondern ein braver junger Künstler aus Neapel — versicherte mich: dies sei der Rest jenes so berühmt gewordnen Lorbeerbaums, der seinen Tod unter den plagiarischen Händen von Dichtern und andern Reisenden aller Nationen fand. Ist dieses nun wahr — und ich finde um so weniger Grund daran zu zweifeln, da diese Versicherung meines Begleiters mit der Behauptung vieler Reisenden, die doch nicht alle werden gelogen haben, und mit dem Ausspruch meiner Freunde in Neapel, besonders eines Filangieri, zusammenstimmt —; so wäre dies, wie mich dünkt, die bestmögliche Entscheidung des Streits der Pariser Parteien, und rettete zugleich die Wahrheit mancher glaubwürdigen Erzählungen von dieser Sache. — Ich rede nur von dem, was ich vor 6 Jahren sah. Ob der Baumstamm noch itzt vorhanden ist, oder ob nicht

seitdem unheilige Hände auch diesen Rest des Lorbeerbaums dem Grabe entwendet haben, kann und will ich eben so wenig behaupten *), als ich in jedem Fall jene dargebotene Wette von 50 Luisdor zu gewinnen trachte.

Uebrigens hat der Streit in Paris über diese Sache das Schiksal vieler größeren und wichtigeren Händel der Gelehrten aller Länder: man lärmt und zankt nehmlich oft über unwichtige Nebenpunkte, ohne daran zu denken, ob auch die Hauptsache

*) Unser hiesiger Architekt, Herr Arens, ein talentvoller Mann, der erst im vorigen Sommer Rom verlies, im Herbst 1787 in Neapel war, und in Gesellschaft mehrerer Künstler, unter andern des Herrn Lütke aus Berlin, Virgils Grab besuchte, versichert mich: daß die von mir angegebenen Lorbeergebüsche noch damals in vollem Wachsthum auf dem Grabmal Virgils standen, und dem Ganzen ein so malerisch schönes Ansehn gaben, daß er deshalb dieses Gemäuer, mit der darunter liegenden Grotte von Posilippo, an Ort und Stelle abzeichnete. Auf dieser Skizze sind auch jene Lorbeergebüsche nicht vergessen; den abgebrochenen Baumstamm aber hat unser Künstler nicht bemerkt, weil er nicht darauf achtete. Ich sah ihn, weil ich, bekannt mit der Erzählung der ehemaligen Existenz des Baums, nach einer Spur von ihm suchte. — Es liegt ein von Bracci gezeichnetes und von Cardon sehr artig radirtes, dem verstorbnen Grafen Caylus dedizirtes, Blatt vor mir, welches das Grabmal mit den überher wachsenden Gebüschen sehr wahr darstellt.

sache bestimmt gewiß ist. So streitet man hier über den Lorbeerbaum auf dem Grabe Virgils: und vergißt vorher auszumachen, ob jenes alte unzierliche Gemäuer (worauf dieser Baum stehen soll), das in der äußern Form einem halb eingefallenen hohen Bakofen vollkommen ähnlich sieht, wirklich das Grab Virgils sei. Ist es das nicht, wer wird sich denn um die Bäume und Stauden bekümmern die darauf wachsen? — Daß es aber die ächte vormalige Grabstätte sei, worin die Urne mit des Dichters Asche stand, ist nicht viel mehr, als eine auf unsichern Gründen gebauete antiquarische Hypothese, die wohl nie zu einem bedeutenden Grad von Gewißheit gebracht werden wird. Es ist eine Sage, die sich durch die vielen Reisenden fortgepflanzt hat, welche zu diesem so berühmten Grabe wallfahrten, und die sich noch durch die Antiquare und Ciceroni erhält, welche das Grab mit großem Aufwande von Worten zu zeigen pflegen, und denen daran liegt, daß sich die Tradition nicht verliere. — Ich läugne nicht, daß mir diese Sage, bei all der geringen Evidenz die sie für sich haben mag, ehrwürdig war, und daß ich mich von ihr in jenen feierlichen Augenblikken meines Besuchs dieser Stelle gern täuschen ließ. Mir war, als Deutscher, auch deswegen besonders dies Grab mit seiner Krone von Lorbeergebüschen höchst interessant, weil es mich an jenen schönen Gedanken der verstorbenen vortreflichen Markgräfinn von

Bai-

Baireuth erinnerte, welche hier *) einen Lorbeerzweig abbrach, und ihn ihrem erhabnen Bruder Friedrich dem Großen, mit folgenden Versen begleitet, überschikte:

Sur l'urne de Virgile un immortel Laurier
De l'outrage du tems seul a su se défendre,
Toujours verd & toujours entier.
Ie voulois le cueillir, & n'osois l'entreprendre;
Prévenant mon effort, je l'ai vu se plier,
Et cette voix s'est fait entendre:
„Approche, Auguste soeur du moderne Alexandre,
„Frédéric de ma lyre est le digne héritier.
„I'y joins un nouveau don, que lui seul peut pré-
„tendre.
„Deja son front par Mars fut cinq fois couronné;
„Qu'aujourdhui par ta main il soit encore orné
„Du laurier qu'Apollon fit naître de ma cendre!"

Hamburg, März 1789. Meyer.



*) Sie machte eine mehrjährige Reise nach Italien mit ihrem Gemahle, von welcher sie im Anfang des J. 1756 zurükkam. Die „fünfmalige Bekränzung Friedrichs durch Mars" geht also auf die bekannten fünf großen Siege in den beiden ersten Schlesischen Kriegen: bei Mollwitz, Tschaslau, Hohenfriedberg, Soor, Kesselsdorf. D.

10.

# Nachtrag zur Nachricht vom Spurstein.

## An Herrn Bibliothekar Biester.

Im November des vorigen Jahres der Berl. Monatsschrift finde ich S. 465 eine Anfrage an Sie, wegen eines orientalischen Wundersteins, der Spurstein heißen, und einigen Personen, ja wie Ihr Korrespondent gehört hatte, sogar Ihnen Selbst bekannt sein solle. Mit Recht beklagen Sie Sich in Ihrer Antwort, daß Sie nicht so glüklich gewesen sind, weder den Stein noch seine großen Wirkungen zu sehen. Trösten Sie Sich indeß mit Andern, denen es nicht besser geht; und hören Sie, wie ich in meiner süßen Hofnung in diesem Stükke getäuscht ward.

Im Anfang des vorigen Jahres las ich die erste Nachricht von diesem so merkwürdigen Steine im Deutschen Zuschauer (Band VII, Heft 19). Mir fiel die Sache sehr auf, da ich seit mehrern Jahren die Mineralogie zu meinem Hauptstudium gemacht habe, die meisten Mineralsysteme kenne, und doch unter diesem Namen noch nie von einem Fossile weder etwas gelesen noch gehört hatte. Nur als Hüttenprodukt war mir dieser sogenannte Stein vorgekommen, und zwar bei dem Schwarzkupfermachen, wo dieser Namen einen metallischen Körper bedeutet, der sich nach dem

Ab-

Abstehen des Schwarzkupfers zwischen diesem und den Schlakken befindet. Dieses Produkt der Kunst konnte nun aber allem Anscheine nach nicht gemeint sein; zumal da ich sehr oft dergleichen in der Hand gehabt, es zerstoßen, anderweitig untersucht, und nie die geringste ähnliche Wirkung davon gesehen hatte. Auch sagt der Einsender im Deutschen Zuschauer ausdrüklich: „Das Mineral „komme aus dem Orient“; und mein profaner Spurstein wird bloß im Occident gemacht. — Ich ward also in der That sehr darüber bekümmert, daß ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, mich in Ansehung dieses Fossils durch den Augenschein zu belehren, da ich doch das Vergnügen gehabt hatte, die vortreflichsten Kabinette zu sehen.

Ein einziger Strahl der Hofnung ging mir dadurch auf, daß die im Deutschen Zuschauer angeführte Scene in Jena vorgefallen sein sollte; und Jena nicht gar weit von hier liegt. Dieser Strahl erhielt ein merklich helleres Licht, als ich gegen das Frühjahr hin, eine Reise nach Hessen vorhatte, und dabei den Entschluß faßte, über Jena, Weimar, Erfurt, Gotha u. s. w. zu gehen. Schon träumte ich — ach! und wie süß war dieser Traum! — nicht nur die Bestätigung alles dessen in Jena zu hören, was ich an andern Orten darüber gelesen hatte, sondern auch gewiß noch die heilige Stätte selbst zu sehen, an welcher der merkwürdige Versuch mit der robusten Magd des Wun-

derstudenten gemacht war; ja, ich nahm mir vor, ein kostbares Schächtelchen mitzunehmen, um die heiligen Reliquien darin zu verwahren, welche ich ohne Zweifel noch dort finden würde. Diese sollten dann den ersten Platz in meiner Mineraliensammlung erhalten, und ich wollte sie sorgfältiger verschließen, als Diamanten und Platina. — Aber, ach! beklagen Sie mich. Drei Tage im April des vorigen Jahres blieb ich in Jena; und forschte und fragte nach dem berühmten Stein, nach den Zeugen welche dem Versuche beigewohnt hätten, nach dem Gegenstande dieses Versuchs, und nach der merkwürdigen Stelle, wo er vorgenommen sein sollte. Denken Sie Sich meine Betrübniß, als ich von allem diesen nicht das geringste erfahren konnte, als ich noch dazu an mehrern Orten ein profanes Gelächter der Spötter erschallen hörte. Ich überzeugte mich nun, daß nur wenig Auserwählte sein mußten, die des Anschauens theilhaftig werden durften, und daß man mich wahrscheinlich nicht für würdig hielte, in deren Klasse mit aufgenommen zu werden.

Außer der Eigenschaft: die Figuren lebendiger Personen dadurch hervorzubringen, daß man von dem Spursteinstaub etwas dahin streuet, wo sich eine stark ausdünstende Person befunden hat, wird auch noch vorzüglich das davon gerühmt: daß „die Jesuiten sich desselben bedient hätten, Familien unfruchtbar dadurch zu machen.“ So

große

große Sehnsucht ich nun auch habe, den Wunderstein zu sehen und kennen zu lernen; so sehr mißbillige ich doch diesen Gebrauch. Und, um zu zeigen, wie abgeneigt ich sei, ihn auf diese Art je anzuwenden; will ich vielmehr — wofür mir vielleicht manche Familie, die sich einen Erben wünscht danken wird — hier ein probates Gegenmittel öffentlich bekannt machen oder nur wieder ins Gedächtniß bringen. Dioskorides nehmlich entdekt uns die bewundernswürdige Eigenschaft eines Steines, daß er Anfangs vor dem Abortiren sichere, und hernach das Gebähren erleichtere; und sehr wahrscheinlich schränkt sich doch die Eigenschaft dieses Sputsteines nur darauf ein, daß er Unfälle vor der Geburt erregt, oder das Gebähren erschwert. Dieser dreimal gebenedeiete Wunderstein ist der Aetites oder Adlerstein. So redet Dioskorides von ihm (Περι ὑλης ιατρικης, Buch V, Kap. 161): Αετιτης λιθος, ὁ εν τῳ κινεισθαι ηχον αποτιλων, ὡς ἑτερῳ εγκυμων λιθῳ ὑπαρχων, κατοχιον εμβρυων εστιν, οταν ολισθησαι ωσιν αἱ μητραι, περιαπτομενος αριστερῳ βραχιονι· εν δε τῳ καιρῳ της αποτικτεως, αρας εκ τε βραχιονος, περιαπτε τῳ μηρῳ, και εκτος ωδινων τικτεται. Auch bestätigt dies Plinius Naturgesch. B. XXX, Kap. 44, und B. XXXVI, Kap. 39.

Ueberhaupt scheint itzt wieder die glükliche Zeit heranzunahen, wo man anfangen wird, die großen Kräfte so mancher Steine, welche die Alten lehrten,

wieder anzuerkennen. Ich kann daher nicht unterlassen, das Publikum auf einen aufmerksam zu machen, der gewiß sehr wohlthätig ist; ich meine den amerikanischen Prasem. Von diesem sagt Kräutermann (S. 216 seines Historrschmediz. Metallen- und Mineralienreichs, Frankf. 1726, 8): „er befördert an dem Arm getragen den Urin, und hindert daß bei einem Menschen der Stein nicht mehr wachse; als Amulet an dem Hals getragen, stillt er Nierenschmerzen und Podagra; benimmt den Kindern das Schrekken und Furcht, und behütet sie (nebst Gott) vor vielem Unglük und schweren Träumen.“ — Der Türkis muß aber gewiß jedem Ehegatten noch willkommener sein; denn: „er soll zwischen Eheleuten die Feindschaft wegnehmen“ (Kräutermann a. a. O. S. 159). — O! ihr vortreflichen Wundersteine! welchen Panegyrikus verdient ihr nicht, da ihr auch noch heut zu Tage so gut zu gebrauchen seid!

Halle, D. L. G. Karsten.

---

II.

## Beispiel von verschiednen Arten aufzuklären.

Ein Prediger eines Dorfes in den Preußischen Staaten faßte den Entschluß, das — gewiß in

vielem Betracht vortrefliche — Neue Gesangbuch einzuführen, obgleich dessen Gemeinde dagegen war, und von dreien Kirchenpatronen nur einer diesen Schritt billigte. An einem Sonntage ward also der Gottesdienst auf Befehl des Geistlichen mit einem neuen Gesange angefangen. Was war die Folge hiervon? Die ganze Gemeinde, den Prediger und Küster ausgenommen, verließ die Kirche, und erwartete vor der Thüre derselben den Anfang der Predigt, bei welcher sie sich wieder einstellte. In der Predigt eiferte der Geistliche nun weidlich wider das Betragen der Gemeinde, die aber dessen ungeachtet, da nach geendigter Predigt von dem Küster wieder ein neues Lied angestimmt wurde, nicht dieses, sondern ein altes, bereits vorher abgeredetes, zu singen anfing, und sich in ihren Vorurtheilen gegen das neue Gesangbuch so bestärkte, daß es schwerlich bei der jetzigen Generation einzuführen sein wird.

Nun ein Gegenstük zu dieser Geschichte von Pseudo-Aufklärungsmethode. In der Neumark lebt ein würdiger Prediger, Namens Abraham, welcher bald 50 Jahre im Amte, auch Senior der Inspektion ist, und das Zutrauen seiner Gemeinde im höchsten Grade besitzt. Dieser wünschte gleichfalls das neue Gesangbuch einzuführen; anstatt aber es durch ein tel est notre bon plaisir zu bewirken, hat er hierzu folgendes Mittel erwählt. In der Schule des Dorfes, die er fleißig besucht,

und worin er für zweckmäßigen Unterricht der Jugend die größte Sorgfalt trägt, läßt er bereits seit verschiednen Jahren die Kinder die vorzüglichsten und besten Gesänge des neuen Gesangbuches auswendig und singen lernen, welche dann Abends solche ihren Eltern vorsagen und singen. Hierdurch ist es bereits dahin gekommen, daß die mehrsten Wirthe sich das neue Gesangbuch aus freien Stükken angeschaft haben, und die ganze Gemeinde auf dem Punkt steht, um die Einführung desselben ihren geliebten Geistlichen zu bitten.

Wer von diesen beiden Geistlichen den besten und rechten Weg eingeschlagen hat, das überlasse ich jedem zu beurtheilen; so wie auch: ob der Erste sich nicht eines Gewissenszwanges gegen seine Gemeinde schuldig gemacht hat. Denn wer, bevor er Andere von dem Ungrunde ihrer irrigen Meinungen überführt hat, sie mit Gewalt zwingen will, solche abzulegen, handelt eben so intolerant, als derjenige, welcher einen Andern mit Schärfe zur Veränderung seines Glaubens anhält; und gewiß fehlt es vielen unsrer Pseudoaufklärer nur an der Macht, ihre Meinungen vermittelst der Gewalt Anderen aufzuzwingen. *) v. Br.

13.

*) Wenn das der Fall ist, so verdienen diese intoleranten anmaßenden Menschen allerdings den Namen der Pseudoaufklärer. Denn wahre Aufklärung verfährt gewiß nicht so; sondern sucht vielmehr, wie der Herr Verfasser sehr richtig sagt, die

12.

# Malachowski.

## STANISLAO MALACHOWSKIO

SUPREMO CONFOEDERATIONIS POLONIÆ REGNI

MODERATORI

*OVATIO.*

*Quis* Bruti fasces memoret, vel Coclitis ausus,
Quis Fabii egregias Marte favente moras?
Vel, quibus eversâ Carthagine bellica virtus,
Scipiadas, sectô nomen ab orbe dedit?
Magna quidem, & seri referant quæ facta Nepotes:
Ast ea civili sparsa cruore madent.
Sed *MALACHOWSKE*, suis quem pax complectitur ulnis,
Te Patriâ en sacrâ fronde coronat ovans:
Quod novus auspice te rerum jam nascitur ordo,
Et metus, & graves terga dedêre minæ.
Cuncta favent Tibi: Miles desueta induit arma
Confestim, antiquos exerit atque animos.

Con-

„die Andern von dem Ungrunde ihrer irrigen Mei-
„nungen zu überführen.“ Und daher ist die Schil-
derung des Verfahrens jenes würdigen Geistlichen,
des Herrn Abraham, in der That ein lehrreiches
Muster. B.

Conferrur magnum auri in publica commoda pondus;
Intonuit lævum terque quaterque Polus.
Eja age! civili Te ornatum tempora quercu
Dum Nymphæ crebris plausibus excipiunt;
Sis bonus oh, nomenque Tuum *MALACHOWSKE* Polonis,
Quis Sors arridet, Ominis instar erit.

*M. L.*

13.

## Luxus in der Kurmark zur Zeit des dreissigjährigen Krieges.

### Schreiben des Raths der Stadt Fürstenwalde an den Kurfürstl. Brandenburgischen Kanzler Friedrich Pruckmann zu Berlin.

Churfürstlicher Brandenburgischer
Wohlverordneter Herr Canzler!

Ehrenfester, Hochachtbar und
Hochgelahrter insonders groß-
günstiger Herr und hochgeehrter Befördrer!

Ew. Herrligkeit können wir nebst Anerpietung unsrer allstets bereitwilligsten Dienste unerinnert nicht lassen, welchergestalt wir kurz vor den Oster-

lichen

lichen Feyertagen eine abgefaßte Ordnung, wie es hinführo in Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindelbieren und Begräbnissen allhier gehalten werden möchten, E. Hochachtb. Herrligkeit insinuiren lassen, darauf wir den durch das hinwieder erlangtes Recepisse verständiget, daß alsbald bey Ausgang der Feyertage deshalb genugsame Resolution erfolgen solle.

Nun verhalten E. Hochachtb. Herrligkeit wir nochmalen Dienstlich nicht, daß in obgedachten Gelagen und Zusammenkünften ein solcher großer Mißbrauch und Ueberfluß, auch sothanes unhöfliches Schlammen vorgehen thut, daß die Burgerschaft und Einwohner dadurch allbereit theils gänzlichen verarmet, theils auch an ihrer Nahrung so viel Abbruch erlitten, daß sie sich kaum nunmehro nottdürftigk erhalten, hergegen aber die bürgerlichen Onera nicht tragen, noch so wenig Chfl. Durchl. als dem Rathe das ihrige abtragen können.

Denn anfänglichen in Verlöbnissen zu 4 und 6 Tischen, in Hochzeiten aber etliche zwanzig Tische Volks von dem Sonntage Abends an bis auf den Mittwoch inclusive gespeiset und bewirthet werden müssen, zugeschweigen das allbereits von dem Donnerstage zuvor an die Umbitter und Köche gespeiset und also das panquetiren ganzer acht Tage über getrieben wird, wenn nun solches vorbey und die Hochzeiter Anlage, was aufgangen, machen, wissen sie zu öfters nicht, wornauß noch ein,

können

können sich auch ihrer Erschöpfung schwerlich hinwiederum erholen.

Beym Kindtaufen werden 2, 3 auch 4 und mehr Tische Weiber gespeiset und zwart mit Kuchen, Obst und Confect, welches dennoch dergestalt groß gebakken und zubereitet seyn muß, daß es sehr schwer und nicht ohn merklichen Unkosten zu erzeugen.

Wenn nun nach geendigten Sechswochen die Sechswöchnerinn zur Kirche gehet, werden zu Mittag so viel Tische Frauen zusampt ihren Kindern mit einer vollkommlichen starken Mahlzeit auch Wein und Bier, zu Abends auch, imgleichen die sämtlichen Männer, wie auch noch des andern Tages ein paar Tische voll dergestalt gespeiset und abgewirtet, daß auch darauf an Victualien und andern so viell gehet, als mancher vornehmer Mann in Berlin, der diesergleichen Leute an Vermögen sehr hoch übertrift, zu einer Hochzeit wegen der daselbst angestellten löblichen Ordnung, in weitem so viel nicht bedarf, es gehet auch bey dergleichen Kindelbieren, und auch Hochzeiten diese große Unart im Schwange, daß alles dasjenige an Essen, was aufgetragen wird, und von den Weibern und Kindern nicht gänzlich verschlukket werden kann, nach Hause geschaffet wird, daß manche zu öfters etliche Tage sich daran behelfen, und muß sich der Wirth des ansehnlichen Essens, so er auftragen lässet, gänzlichen verzeihen, welches er zuvor mit vor sein eigen Maull sparen, und mit

saurem

ſaurem Schweiß erwerben müſſen. Sonſt werden bey Begräbniſſen imgleichen etliche Tiſche zu vier und auch wohl mehr mit Männern und Weibern geſpeiſet, welches denn nachmalu die Erbſchaft ſehr verkleinert.

Dannenhero wir, aus obangezogenen, dieſem allen vorzukommen und den Verderb der gemeinen Burgerſchaft zu verhüten, genortenget worden, gelangt derowegen an E. Hochachtb. Herrligk. unſer ganz dienſtlichſt Bitten, ſie wollen hierin unſer großgünſtiger Beförderer ſeyn, damit ſolche Ordnung eheſt (weil anitzo viel Weiber danieder liegen, die nach den 6 Wochen ihren Kirchgang mit großem Gepränge und Unkoſten zu halten gemeint) erfolgen und wo möglich Beyzeigern überſchikt und unter andern darin inſerirt werden möge, daß wir mit der Strafe in allen Punkten unfehlbar nachſetzen, und uns von dem Amte kein Eintragk hierin geſchehen möge. Wir ſtellen auch E. Hochachtb. Herrligk. dienſtlich anheimb, wo und wie ſie ſolche unſere Ordnung ändern, und ob ſie das Speiſen beym Kirchgange gänzlich abſchaffen; und daß hingegen die Sechswöchnerin nur allein mit der Weiſenmutter zur Kirche gehen ſolle, anordnen wollen.

Und ſeindt ſolches nebſt Darlieferung dankbarlicher Gebür, mit möglichen Dienſten jederzeit zu verſchulden bereitwillig.

Geben zu Fürſtenwalde, am 21 April An. 1626.

E. Hochachtb. Herrligk.
dienſtbereitwillige
Bürgermeiſtere u. Rathmanne daſelbſt.

14.

# Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

(Man s. Mai, S. 453.)

Der Reichstag ist nunmehr den 5 Mai in Frankreich eröfnet. Der König hat dies vermittelst einer Rede gethan, die er an die versammelten Stände hielt. Auf diese Rede des Königs folgte eine Rede des Großsiegelbewahrers; und den Beschluß der ersten Sitzung machte eine Rede des Generalfinanzdirektors Necker. Von diesen drei Reden ist uns bis heut nur die erste bekannt geworden. Von der Rede des Großsiegelbewahrers wissen wir izt noch nichts; und von Neckers Rede, die uns nach unsrer Absicht eigentlich interessiren würde, wissen wir zu wenig, als daß wir darüber schon ein Urtheil fällen sollten. Die Leser der Monatsschrift werden sich daher noch einen oder vielleicht auch zwei Monate gedulden müssen, ehe ich meine Bemerkungen über die Neckersche Rede, und die darin vorgelegten Finanzgrundsätze, werde mittheilen können.

Berlin, d. 20 Mai 1789.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06456 5222

Digitized by Google